Karl [illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Karl von Bonstetten.

Ein

schweizerisches Zeit- und Lebensbild.

Nach den Quellen dargestellt

von

Karl Morell.

Winterthur

Verlag von Gustav Lücke.

1861.

Meinem

lieben Bruder Josef

Carl.

Vorwort.

Es ist fast unbegreiflich, daß eine so liebenswürdige, fein- und hochsinnige Natur wie diejenige Bonstetten's, der die Einflüsse origineller Umgebungen und einer stürmischen, an großen Bestrebungen und Kämpfen reichen Zeit ein so eigenthümliches Gepräge aufdrückten, bisher so wenig Aufmerksamkeit fand, daß erst im vorigen Jahre eine Biographie dieses Mannes erschien. Ich meine das fleißig gearbeitete Buch Steinlen's, mit dem mein Biographischer Versuch jedoch nichts gemein hat, als den Stoff und einige Stellen aus Briefen Bonstetten's, die bei Steinlen zum ersten-

mal abgedruckt sich finden. So viel Gutes Steinlen's Buch enthält, so wenig konnte mir der eingenommene Standpunkt politischen Conservatismus und einer modern-pietistisch gefärbten Orthodoxie einem so geistesfrischen Manne wie Bonstetten gegenüber genügen, um eine neue Bearbeitung des Stoffes aus den Quellen überflüssig zu finden. Zudem ist Steinlen's Buch ausschließlich Biographie, während die natürliche Verflechtung von Bonstetten's Lebensereignissen und Schicksalen mit den eigenthümlichen Zuständen und Vorgängen seiner Zeit diese Darstellung zu einem Zeit- und Lebensbilde erweiterte, so daß die Gestalt meines Bonstetten von einem weit größern historischen Hintergrunde sich abhebt, als bei Steinlen.

Neben der Arbeit Steinlen's lag mir kein weiteres biographisches Material vor, als dasjenige, welches in den zahlreichen Schriften Bonstetten's, besonders in seinem an charakteristischen Zügen überaus reichen Briefwechsel mit Zschokke, Johannes Müller, Friederike Brun und Matthisson sich findet, ein Material, das auch Steinlen fleißig benützte, obwohl bei Weitem nicht in gebührendem

Maße, was bei dem Fleiße und der sonstigen Gewissenhaftigkeit des Mannes einzig aus seinem eng gezogenem Gesichtskreis erklärt werden darf, indem er wohl mit unberechtigter Pietät gegen seine Gesinnungsgenossen manches geistreiche Wort, manchen originellen Zug verwischte, der doch für eine unbefangene Würdigung Bonstetten's von hohem Werthe ist.

Woher aber dies seltsame Schweigen über den edeln Todten, den Steinlen zuerst wieder für weitere Kreise in's Leben zurückrief, dem er, ein Mann des Lebens im schönsten und reichsten Sinne des Wortes, dauernd angehören muß? Es mag dies wohl aus dem gleichen Grunde herstammen, der uns mit den Gestalten der heroischen Zeit unserer Geschichte viel mehr befreundet sein läßt, als mit den Ereignissen einer viel näher liegenden, in die Kämpfe unserer Tage eng verwobenen Vergangenheit. Und doch liegen in diesen Kämpfen wie in einem tief und gewaltsam durchgepflügtem Boden die Entwicklungskeime jener Gestaltungen, die vor unsern Augen täglich schöner und größer sich entfalten. Möge deßhalb das mit Liebe

entworfene Bild eines ächten Repräsentanten jener Tage des Kampfes der alten mit der neuen Zeit auch mit Liebe aufgenommen werden.

Winterthur, 19. März 1861.

Inhalt.

I.

Volk und Staat im achtzehnten Jahrhundert.

Es ist Thatsache, daß im Leben eines jeden Volkes nicht die friedlichen Zeiten es sind, welche die großen Charaktere erzeugen. Wie die Wettertannen werden auch die heroischen Menschen durch Stürme großgezogen und je gewaltiger der Kampf der Elemente tobt, je tiefere Wurzeln schlagen sie und um so kecker erheben sie ihr Haupt. So hat auch die neue Schweiz ihre bedeutendsten Männer in jener stürmischen Zeit gefunden, da eine geistig überwundene und äußerlich vielfach unterhöhlte Staatsordnung jenem gewaltigen Anprall gegenüber unterliegen mußte, den die von den Freiheitsideen des achtzehnten Jahrhunderts getragene französische Revolution in ganz Europa bewirkte. Die aristokratischen Pedanten und demokratischen Schwärmer früherer Jahrzehnte standen plötzlich als heldenhafte Kämpfer da und wenn Deutschland alle Ursache hat, auf seine Stein, Gneisenau, Blücher, Scharnhorst u. A. stolz zu sein, so hat unser Vaterland in Männern wie Schultheiß Steiger, Escher, Usteri, Rengger ebenbürtige Erscheinungen aufzuweisen, die, wenn auch nicht das Schicksal einer Welt entscheidend, sondern ihre

Wirksamkeit in einem unendlich kleineren Kreise entfaltend, doch an Größe des Charakters den deutschen Heroen nicht nachstehen. Es sind dies zudem Männer, die großgezogen durch jene geistigen Kämpfe, welche den politischen vorausgingen und immer vorausgehen, so recht als Typen jener denkwürdigen Periode vor uns stehen, in denen der Charakter der verschiedenen politischen und gesellschaftlichen Richtungen eine scharf ausgeprägte Gestalt erhielt.

Zu diesen Typen gehört entschieden Carl Victor von Bonstetten, wenn auch bei ihm das Gepräge nicht sowohl auf festes Erz als auf weiches biegsames Wachs gedrückt erscheint, ein Gepräge nicht minder rein als bei jenen. Um jedoch diese eigenthümliche Erscheinung, die um ihrer Vielseitigkeit willen sehr verschiedenartige Richtungen ihrer Zeit repräsentirt, gründlich zu erfassen, ist es durchaus nothwendig, einen genaueren Blick auf jene merkwürdige Zeit zu werfen, in welcher Bonstetten sich entwickelte und als sehr charakteristischer Repräsentant derselben eine unendlich größere Bedeutung gewann, als durch seine späteren, zum Theil mittelmäßigen schriftstellerischen Verdienste. Es ist dies die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein Zeitraum, der in der Schweiz allerdings nicht erfüllt ist von frischem, schöpfungsfreudigem Leben. Es ist vielmehr eine Periode äußern und innern Zerfalles, die wir in raschem Gang durchschreiten wollen. Ein verwitternd Staatsgebäude zeigt sich unsern Blicken, dessen Fugen schon gelöst sind, um beim ersten kräftigen Sturmwind in sich zusammenzustürzen. Aber wie aus Ruinen

frisches Grün, eine neue junge Welt hervorsprießt, so werden wir auch beim Anblicke des zerfallenden Baues auf glänzende Erscheinungen stoßen, welche prophetisch die junge, wiedergeborne Schweiz des neunzehnten Jahrhunderts verkünden.

Werfen wir einen Blick auf die äußere politische Gestaltung der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert, so erblicken wir eine Masse kleiner Staaten, die sich zu einem ziemlich losen Staatenbunde vereinigt hatten, einem politischen Conglomerate, das die manichfaltigsten politischen Formen aufwies, von der Monarchie der geistlichen Fürstenthümer bis zu der absoluten Demokratie der kleinen Berg-Kantone, ein buntes Ganzes, dessen Theile weniger durch kräftige politische Bindemittel als durch die Gemeinsamkeit der Interessen, das Gefühl der innern Zusammengehörigkeit verbunden waren, ein Gefühl, welches die schroffsten religiösen und politischen Spaltungen nicht aufzuheben vermochten.

Im Ganzen lassen sich die Bestandtheile der alten Eidgenossenschaft der dreizehn Kantone in zwei Hauptrichtungen ausscheiden, in Demokratien, wo die Gesammtheit der Landleute, und in Aristokratien, wo nur ein Theil der Bürger die Souveränetät besaß und ausübte. Im Wesentlichen war aber die Aristokratie die herrschende Form des öffentlichen Lebens jener Zeit, da auch die demokratischen Bauern der kleinen Kantone es nicht verschmähten, Unterthanen zu besitzen und dieselben durch frei aus ihrer Mitte gewählte Landvögte regieren zu lassen, wobei die

aus solchen Verhältnissen entspringenden ökonomischen Vortheile wieder ganz demokratisch unter die einzelnen Bürger vertheilt wurden. Wie es übrigens mit dieser demo-aristokratischen Herrschaft aussah, darüber wird die Biographie Bonstetten's in traurig-charakteristischen Beispielen uns belehren.

Neben den aristokratischen [1]) und demokratischen [2]) Kantonen mit ihren speciellen und gemeinsamen Unterthanenlanden, welche zusammen die Eidgenossenschaft der dreizehn alten Orte bildeten, wurden noch neun kleinere Staaten zu dieser Schweiz gezählt, die alle enger oder loser mit allen oder einzelnen Kantonen verbündet waren, und unter dem Collectivnamen „Zugewandte Orte" sich ebenfalls an den Tagsatzungen (dem damaligen schweizerischen Bundestage) repräsentiren ließen. Es waren dies die Abtei und Stadt St. Gallen, welche beide den ersten Rang unter diesen zugewandten Orten einnahmen, die jetzigen Kantone Graubünden, Wallis und Neuenburg, die Städte Genf, Biel und Mülhausen und der Bischof von Basel.

Am nächsten mag wohl das Interesse von jenen kleinen Landschaften angezogen werden, deren patriarchalisch einfaches Leben die Stürme der Jahrhunderte überdauerte und unter denen wir den Gründern der schweizerischen Eidgenossenschaft begegnen. Es sind die katholischen Demokratien Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Appenzell Innerrhoden, das paritätische Glarus und das reformirte Appenzell Außerrhoden. Neben untergeordneten Unterschieden haben sie alle das Gemeinsame, daß die Ge-

sammtheit der Bürger in öffentlicher Landsgemeinde versammelt, ihre Behörden wählt und über die Annahme der Gesetze entscheidet. Von allen Seiten strömen die Landleute am bestimmten Sonntag in kleinen und größern Schaaren schweigsam oder in ernsten Gesprächen über die Angelegenheiten des Vaterlandes, jeder den Degen — das Zeichen der Wehr- und Ehrenhaftigkeit — in der Hand, nach dem Versammlungsorte, wo ein einfaches Brettergerüste die Landesväter aufnimmt, welche in schlichten, schwarzen Mänteln unter dem Vortritt von Trommlern und Pfeifern durch die ehrerbietig schweigenden Volksmassen hinziehen. Weit dehnt eine Linde ihre frischbelaubten Aeste über die schmucklose Tribüne, die einzig mit dem Schwerte, dem Symbole der öffentlichen Gewalt, geziert ist. Von hier herab leitet der Landammann die bald ruhig horchende, bald stürmisch wogende Menge, ohne andere Hülfsmittel als jene, welche ihm sein persönliches Ansehen und der ordnungsliebende Sinn des Volkes bieten, um nach vollbrachter Handlung die jauchzenden Schaaren wieder in ihre Heimath zu entlassen. Löst sich der Souverain wieder in seine tausend Bestandtheile auf, so bleibt doch das von ihm beschlossene Gesetz, und Wehe der frevelnden Hand, die es wagen sollte, einen derartigen Beschluß auf andere als durch das Gesetz vorgeschriebene Weise beseitigen zu wollen. Die Entrüstung des seine Rechte eifersüchtig festhaltenden Volkes würde dem kecken Versuch rasch folgen. Oft freilich ereignet es sich, daß Selbstsucht und Habgier, religiöser oder politischer Fana-

tismus die irregeleiteten Massen zu Ausbrüchen wilder Leidenschaft führt, welche um so gefährlicher zu sein scheinen, als sie eben ganze Massen in Bewegung setzen. Aber bald legen sich diese Stürme wieder und mit dem gewöhnlichen Kreislauf des Lebens kehrt die alte Ordnung und die alte Sitte zurück.

Dennoch kommen trotz der ziemlichen Uebereinstimmung in den Formen des öffentlichen Lebens, wie es in Staat und Gemeinde sich vollzieht, auch in diesen Demokratien höchst charakteristische Unterschiede zum Vorschein. Während in den katholischen Demokratien die einzige Beschäftigung Ackerbau und Viehzucht ist, welche Thätigkeit zwar einerseits die Einfachheit der Sitten, andererseits aber auch die Gleichgültigkeit gegen geistige Entwicklung, das träge Beharren auf dem Hergebrachten begünstigt, zeigt sich in den reformirten Ländern ein merkwürdiges Gegentheil. Die freiere religiöse Entwicklung in den reformirten Kantonen weist auch hier jenen wohlthätigen Einfluß, den sie überall auf das sociale Leben ausübte. Treffen wir allerdings auch hier Ackerbau und Viehzucht, so entwickelt sich neben und mit ihnen jene gewaltige industrielle Macht, welche den Verstand des Menschen schon dadurch so außerordentlich schärft, als sie ihn nöthigt, den Blick über die nächste Umgebung hinaus auf weitere und größere Verhältnisse zu richten. Freilich ist damit der Nachtheil verbunden, daß mit dem Guten auch dem Schlimmen der Fremde der Eingang geöffnet ist, wodurch die sittliche Kraft des Menschen neuen Prüfungen entgegengeht. Und gerade hievon

bietet die Geschichte unserer Demokratien lehrreiche Beispiele. Denn während in den katholischen Kantonen die patriarchalisch einfachen Zustände früherer Jahrhunderte ziemlich rein erhalten blieben, drangen in die industriellen reformirten moderner Luxus, materielle Begehrlichkeit ein, die, wo sie nicht durch erhöhte Bildung veredelt oder überwunden wird, nur zu oft das traurige Bild äußeren Prunkes und innerer Rohheit und Gehaltlosigkeit enthüllt. Im Ganzen blieben jedoch auch in den reformirten Bergkantonen bei außerordentlich rasch zunehmender Industrie die Sitten rein, die Theilnahme der Einzelnen an den allgemeinen Interessen wach und thätig, so daß diese Kantone binnen verhältnißmäßig kurzer Zeit sowohl hinsichtlich der Bevölkerung als der geistigen und materiellen Güter die katholischen weit überragten.

Die gleiche Lebendigkeit und Frische, wie sie in politischer Hinsicht unter diesen Landleuten sich offenbarte, gab sich auch in ihrem gesellschaftlichen Leben kund. Noch zeugen heutzutag eine Menge von Spielen, Sitten und Gebräuchen von dem frohkräftigen Wesen dieser Hirtenvölker. In gewissen Gegenden hatte fast jeder Ort seine Schwinger, die an bestimmten Festtagen von verschiedenen Kantonen her auf irgend einer Gränzalpe zusammenkamen, um die Kraft und Gewandtheit der Glieder in friedlichem Kampfe zu messen. So trafen die Unterwaldner Aepler Ende Juli zu Sacheln, Anfangs August in Stans, die Haslisennen auf der Engstlenalp, Tannalp und auf Haslischeidegg, die Entlibucher Ende August und Ende Sep-

tember auf dem Flühli und in Schüpfheim im Entlebuch zusammen. Für die Innerrhödler waren besonders die sogenannten Ressonntage Anlässe zu derartigen Festlichkeiten, bei denen weniger das Schwingen als das Steinstoßen geübt wurde, das gewöhnlich damit endete, daß jeder Bursche sein Mädchen in das Wirthshaus führte, wo Geige und Hackbrett ihrer warteten. Eigenthümlich waren auch die Reimfeste der Entlebucher, bei welchen die Bewohner verschiedener Dorfschaften einander mit satirischen Reimen und Spottgedichten verfolgten[3]). Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts herrschte dort der Gebrauch, daß am ersten Montag in der Fasten, dem sogenannten Hirsmontag die Bewohner ganzer Dörfer auszogen, um die benachbarten Dörfer zu besuchen. Kamen sie an Ort und Stelle an, so trat aus der Reihe der Besuchenden der Redner, welcher mit seinen besten Kleidern angethan war, hervor und las zwei Gedichte ab, von denen das erste immer eine allgemeine Satyre auf das besuchte Dorf enthielt, das zweite aber von jedem einzelnen Haus in demselben etwas Auffallendes oder Lächerliches erzählte. Nachher gingen die jungen Burschen gewöhnlich zu ihren Schwingübungen über. Sollte ein poetisches Haupttreffen stattfinden, so zogen am bestimmten Tage sogar Herolde zu Pferde von einem Dorfe zum andern und kündigten der benachbarten Dorfschaft an, daß man ihr an dem und dem Tage, in der und der Stunde alle das Jahr über vorgefallenen Thorheiten vorsingen werde. Eine ähnliche Sitte fand auch in Graubünden statt, wobei es an Replik und

Duplik nicht fehlte, und jedes Dorf, welches einen beißenden Dichter aufzuweisen hatte, war stolz auf diesen Besitz. In Graubünden, dessen Zustände in den Berggemeinden an die erhabene Einfachheit und Schönheit homerischer Zeiten erinnern, herrschte auch der anmuthige Gebrauch, daß ein um eines Verbrechens willen Angeklagter, aber unschuldig Befundener bei seiner Heimkehr von zierlich geschmückten Jungfrauen empfangen wurde, deren eine ihm die sogenannte Unschuldsrose überreichte.

Eine andere Sitte, die sämmtlichen alemannischen Völkerschaften gemein ist und noch immer fortdauert, obwohl schon im vorigen Jahrhunderte wie in neuerer Zeit die Behörden und Geistlichen Alles aufboten, um sie zu vertilgen, ist der sogenannte Kiltgang. Wie so manches Gute und Schöne nur dazu in der Welt zu sein scheint, damit Selbstsucht und Gemeinheit Mißbrauch damit treibe, so ist dies auch beim Kiltgang der Fall. Allerdings bleiben auch hier einzelne Rohheiten nicht aus, die aber doch nur in dem Taumel der Leidenschaft ihren Grund hatten und darum noch immer einen edleren Charakter besitzen als jene raffinirten Bosheiten, die in glatten kalt-berechneten Worten einem verdorbenen Herzen entspringen und zu den rohen Derbheiten der Kiltbuben sich verhalten, wie feines Gift zu einem plumpen Faustschlag. Uebrigens ist es interessant zu sehen, wie die ruhige Gesetzmäßigkeit des Lebens dieser Aelpler auch auf diesem Gebiete sich kund gibt. Der Kiltgang, wie alle Gebräuche der sogenannten Nachtbuben beruhen auf ganz bestimmten Gesetzen, deren wesentliche Be-

stimmungen in verschiedenen Formen sich überall wiederholen und in ihrer Gesammtheit einen eigentlichen Ehrencodex der männlichen Jugend einer Gemeinde bilden. Der Kiltgang selber besteht nun im Wesentlichen darin, daß mehrere junge Burschen des Nachts aufbrechen und das Haus eines Bauern umzingeln, von dem sie wissen, daß er eine hübsche Tochter hat. Obwohl alle Thüren offen stehen und jeder Vater es für die größte Beleidigung hielte, wenn seine Tochter nicht besucht würde, verlangen doch die Gesetze des Kiltgangs, daß die Burschen ihren Weg über die Scheiterbeige nehmen, die gewohnheitsgemäß gewöhnlich unter den Fenstern der Gefeierten sich befindet. Einer von ihnen klettert hinauf, lispelt einige Sprüche her, bis das Mädchen am Fenster erscheint und dieses behutsam öffnet. Nun klettern auch die andern Burschen herauf und schleichen durch das Fenster in das Schlafgemach, wo sie von dem Mädchen mit einem Gläschen Kirschwasser und etwas Backwerk bewirthet werden. So wird eine Zeitlang geplaudert, wobei das Mädchen nicht ermangelt, dem von ihr Bevorzugten ihre Neigung auf liebliche Weise merken zu lassen. Bald ist es ein Sträußchen oder ein Geschenk, ein sogenanntes Fastenbüeli u. s. w., das der Beglückte als Zeichen der Gunst seiner Geliebten empfängt, während die andern sich willig in die Rolle der bloßen Begleiter fügen. Wird doch jedem bei dem Besuche seines Mädchens die gleiche Aufmerksamkeit bewiesen. Bald zieht die muntere Schaar wieder ab und stimmt nach einiger Entfernung ein helles Jauchzen an, während das Mädchen noch lange sinnend unter dem

Fenster ruht und horcht und horcht, wie die Stimme des Geliebten, die sie aus allen heraushört, allmälig in der Ferne verklingt.

Eine ganz andere Perspective eröffnet sich uns, wenn wir die Zustände der aristokratischen Kantone betrachten, die eigentlich die Träger des politischen und gesellschaftlichen Charakters der Schweiz im achtzehnten Jahrhundert sind. Die Einfachheit der Sitten früherer Zeiten ist längst dahin; reichere Lebensformen, höhere Kulturzustände treten auf, daneben aber auch größere Verderbniß und tiefe Gesunkenheit des politischen, oft auch des socialen Lebens.

Ehe wir aber zu einer detaillirten Schilderung dieser Zustände übergehen, ist es nöthig, einen wichtigen Unterschied, der diese Aristokratien in zwei verschiedene Lager trennt, hervorzuheben. Wir meinen den Unterschied zwischen den Familienaristokratien Bern, Luzern, Freiburg und Solothurn und den Städtearistokratien Zürich, Basel und Schaffhausen, denen die Städte St. Gallen und Genf um ihrer großen industriellen Entwicklung willen noch beizuzählen sind [4]).

Der Hauptunterschied unter diesen Kantonen besteht nämlich darin, daß bei den ersteren die Souveränetät in den Händen einer gewissen Anzahl von Familien lag, die alle Aemter aus ihrer Mitte besetzten, während in den Städtearistokratien die Gesammtbürgerschaft, wie sie poli-

tisch in Zünfte eingetheilt war, die oberste Gewalt ausübte. Die Folge davon war, daß durch Ansehen und Besitz mächtig gewordene Familien den größten Theil der Gewalt an sich rissen, um deren ökonomische Vortheile ausbeuten zu können, während in den Städtearistokratien die geschlossene Phalanx der Zünfte, in Zürich das Werk Rudolf Brun's und Waldmann's, der einseitigen Machtentwicklung einzelner Geschlechter immer einen festen Damm entgegensetzte. In allen diesen Aristokratien war im Ganzen wenig freie Entwicklung vorhanden, da sowohl die ausgebildete starre Geschlechterherrschaft als die etwas elastischere Städtearistokratie mit der größten Engherzigkeit und Ausschließlichkeit ihre Privilegien innerhalb des einmal geschlossenen Kreises zu erhalten suchten. Doch bewirkte in den Städtearistokratien die erweiterte Theilnahme an der Souveränetät ein größeres Maß der Freiheit und in Folge dessen ein etwas regeres, frischeres Leben. Während in den Familienaristokratien es als unter der Würde der Regimentsangehörigen stehend betrachtet wurde, einen anderen Erwerb zu suchen, als den die Mittel des Staates in Aemtern und Vogteien oder die Officiersstellen in fremden Regimentern boten, um so einen recht augenscheinlichen Unterschied zwischen diesem, auf die Höhe des Lebens gestellten und um dessen gewöhnliche Mühen und Sorgen sich nicht bekümmernden Patriciat und den durch Arbeit ihr Leben erhaltenden Plebejern herzustellen, entwickelte sich in den Städtearistokratien, in denen keine solche unübersteigliche Kluft sich ausbilden konnte, ein regeres, frischeres Leben

und zwar nicht nur in ökonomischer Hinsicht, sondern auch auf geistigem Gebiete. Während die Familienaristokratien immer mehr verschrumpften und versumpften, hatten die meisten Städte einen Erwerbszweig aufzuweisen, welcher ihnen nach innen erhöhten Wohlstand, nach außen Credit und Ansehen verschaffte. So war Zürich berühmt, nicht nur wegen seiner Blüthe von Poesie und Wissenschaft, nicht allein durch seinen Bodmer, Geßner, Lavater, sondern auch durch seine Seidenindustrie. Basel schickte seine Bänder nach allen Weltgegenden. Von Genf wanderten jährlich tausende von Uhren und Bijouterien aus und St. Gallen war noch berühmt durch seinen Leinwandhandel, der aber schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts von der neueingeführten Baumwollwaarenfabrikation und Stickerei überflügelt war. Schon zu Ende der achtziger Jahre schätzte man allgemein die Zahl der Spinner und Spinnerinnen, Weber und Weberinnen, die von St. Galler Handelshäusern das ganze Jahr hindurch Arbeit erhielten, auf 80 bis 100,000 und die Zahl der Stickerinnen allein, die von St. Gallischen Kaufleuten und Fabrikanten beschäftigt wurden, auf 30—40000 [5]). Die ersten Mousselinfabriken wurden 1753 errichtet und von Appenzell Außerrhoden und St. Gallen aus pflanzte sich dieser wichtige Zweig der Industrie allmälig in die übrige Schweiz fort. Daß in Folge dieser Fabrikations- und Handelsentwicklung die Politik dieser Städte eine viel weniger schroffe, ausschließliche Haltung annehmen mußte als die für die Erhaltung ihrer Standesprärogativen ängstlich besorgten

Familienaristokratien, liegt auf der Hand und wird durch die Geschichte beider, besonders in ihrem Verhältnisse zur französischen Revolution bestätigt, die so gewaltig an dem Staatsgebäude der alten Eidgenossenschaft zu rütteln begann.

Diesem frischeren, thätigeren Leben der Städtearistokratien gegenüber nehmen sich nun die von Familien beherrschten Kantone sehr ungünstig aus. Doch auch unter ihnen zeigen sich bedeutende Unterschiede. In Luzern, dem unmittelbaren Nachbar der demokratischen Urkantone, wurde das aristokratische Regiment am mildesten ausgeübt. Schon strenger waren die Zügel in Solothurn angezogen, wo außerdem die ständige Residenz des französischen Gesandten, des Hauptgabenspenders der vom Auslande herströmenden Einnahmen, mithalf, Solothurn zu einem Sitze höfisch-vornehmen Faullenzerthums zu machen. Am strengsten und starrsten drückte die Aristokratie in Freiburg auf das zum größten Theil von der Geistlichkeit in dumpfe religiöse Bande gefesselte Volk.

Am vollständigsten und mächtigsten entwickelte sich aber die Familienaristokratie in der Heimath Bonstetten's, in Bern, dem wir, als einem wirklichen Typus dieser Staatsform, etwas genauere Aufmerksamkeit schenken wollen.

Bern hatte aus einer anfänglich mehr demokratischen Einrichtung erst in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sich der eigentlich patricischen Staatsordnung zu nähern begonnen, die denn auch in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts weiter ausgebildet und dann nach

dem mißglückten Bauernaufstand vollständig befestigt wurde. In den Zeiten vor der Reformation war es die versammelte Bürgergemeinde, in die jeder tüchtige Mann mit Leichtigkeit aufgenommen ward, welche das Regiment bestellte, die jedoch nach dieser Funktion sich wieder atomistisch in eine politisch unzusammenhängende Vielheit vereinzelter Individuen zersplitterte. Es war daher, begünstigt durch das früh eingeschlichene Selbstergänzungs- und das ausgedehnte Wahlrecht der Behörden, den Leuten des Regiments viel leichter, ihre Souveränetätsbestrebungen zum Siege zu führen als in den Städtearistokratien, wo die geschlossene, politische Phalanx der Zünfte der vollen Ausbildung einer Geschlechterherrschaft hemmend in den Weg trat. Die früher zum Regiment bestellten Personen und ihre Familien stellten sich als allein regimentsfähige Geschlechter über die Reihen der Bürgerschaft, der sie selbst entsprossen waren, hinaus, ergänzten sich aus ihrer Mitte und rissen mit der Zeit alle Gewalt an sich. Ein Hauptmittel war die außerordentliche Erschwerung der Aufnahme in's Bürgerrecht, was denn auch zur Folge hatte, daß schon im Jahr 1787 die Zahl der regimentsfähigen Familien auf 243 herabgesunken war, von denen viele dem gleichen Geschlechte angehörten, so daß z. B. im Jahre 1775 sechs Gruber, sechs von Erlach, sieben Frisching, sieben Mai, acht von Diesbach, zehn Tscharner, zehn Sinner, zehn Fischer, zwölf Stürler, dreizehn von Graffenried, dreizehn von Wattenwyl, funfzehn Jenner und funfzehn Steiger, im Ganzen 132 Mitglieder aus nur zwölf Geschlechtern im

souveränen Rathe der Zweihundert saßen. Nimmt man noch die fünf Wagner, fünf Kirchberger, fünf Gingins, fünf von Büren, fünf Effinger und fünf Wurstemberger hinzu, so macht dies 162 Mitglieder aus achtzehn Geschlechtern [6]). Zwischen 1700 und 1780 nahm die Zahl der Ehen um ein Sechstel, die Zahl der Geburten um die Hälfte ab. Bei einer der letzten Regimentsbesetzungen des achtzehnten Jahrhunderts bemerkte man, daß unter zweihundert Mitgliedern des Großen Rathes siebenundfunfzig gar keine Kinder und von neunzig jedes nur einen Sohn hatten [7]). Von 1684 bis 1784, also in einem Zeitraum von hundert Jahren, starben 207 Geschlechter vollständig aus. Diese Zahlen beweisen mehr als lange Auseinandersetzungen den großen Verfall der bernischen Aristokratie, die alle Elemente frischen, neuen Lebens mit solcher Consequenz von der Hand wies, daß sie sogar die in Folge der Zurücknahme des Edikts von Nantes massenweis in die Waadt eingewanderten französischen Emigranten, welche ihre Manufakturen unter den günstigsten Bedingungen dorthin zu verpflanzen suchten, aus dem Grunde wieder fortwies, weil sie den Einfluß fürchtete, den ein reich gewordenes Bürgerthum allmälig auch in politischer Hinsicht ausüben konnte [8]). Die Berner Patricier begnügten sich mit ihren eigenen sichern Einnahmsquellen und scheuten Alles, was neben ihnen noch aufkommen konnte.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf diese Einnahmsquellen, so sehen wir gleich, daß der Genuß derselben keine große Thätigkeit erforderte. Den Hauptbestandtheil

derselben bildeten die Aemter, besonders die Vogteien, von denen einzelne, wie z. B. das Hofmeisteramt in Königsfelden, die Vogtei Romainmotier und andere, auf mehr als 30000 alte Schweizerfranken jährlich sich beliefen [9]). Eine andere Quelle floß aus den reichbesoldeten Offiziersstellen [10]) in fremden Regimentern, die vom Hauptmannsrange mit seltenen Ausnahmen nur mit Bürgern von Bern besetzt werden durften, wobei der Löwenantheil der unter dem Hauptmannsrange stehenden Grade ebenfalls patricischen Offizieren zufiel. Eine dritte Einnahmsquelle, die so recht den unthätigen Sinn der Berner Aristokratie beurkundet, boten die in französischen Fonds angelegten Summen, während die Bürger von Zürich und St. Gallen ihre Capitalien für ihre industriellen und Handelsunternehmungen benützten. Trotz der guten Besorgung der Güter im Canton Bern fielen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Preise der Immobilien bedeutend, weil viele Reiche ihre liegenden Gründe verkauften und ihre Capitalien von einheimischen Schuldnern zurückzogen, um ihre Gelder mit größerem Gewinn in Frankreich anzubringen.

Ein Hauptgrund der auffallenden Abnahme der regimentsfähigen Geschlechter lag auch in den Privatverhältnissen dieser Aristokratie. Und vor Allem war es die Familie, diese natürliche Grundlage aller politischen Gemeinwesen, welche unter den Einflüssen dieser Staatsordnung und der in Folge des allgemeinen Müßiggangs hereinbrechenden Entsittlichung litt. Schon die Ehe trug

in den meisten Fällen nicht den sittlichen Charakter eines seelischen auf innerer Herzensgemeinschaft begründeten Verhältnisses, sondern sie war zumeist ein Gegenstand politischer und ökonomischer Speculation. Charakteristisch war besonders das Institut der Barettlitöchter. Mit diesem Namen wurden nämlich jene Jungfrauen aus patricischen Familien bezeichnet, deren Väter oder nahe männliche Verwandte einen Sitz im souveränen Rath, dem Urquell aller öffentlichen Einnahmen, zu vergeben hatten. Rückte die Zeit einer Rathsbesetzung heran, die gewöhnlich alle zehn Jahre stattfand, so waren diese Mädchen von Bewerbern, nicht um ihre Person, wohl aber um die ökonomischen Vortheile, die an ihren Besitz geknüpft waren, umlagert. Minder war die Tochter eines sichern Ernenners, z. B. eines Rathsherrn zu beklagen, die noch einige Zeit zur Auswahl hatte, als z. B. die Tochter eines Sechszehners, die, weil das Loos, das ihrem Vater diese Befugniß brachte, mehr oder weniger unerwartet fiel, nicht mehr als höchstens zwölf Stunden Zeit hatte, um unter den sich Meldenden Jenen auszuwählen, dessen Vorschläge ihr der Vater als die annehmbarsten empfahl. Wie rein und schön nimmt sich der so arg verschriene Kiltgang neben solchen Zuständen aus!

Daß bei dieser leichten Erwerbsart jeder Antrieb zur Anspannung geistiger Kräfte fehlte, daß besonders das junge Patriciat, mit der sichern Aussicht auf eine zukünftige Versorgung leicht dem traurigsten Müßiggange sich ergab, liegt in der Natur der Verhältnisse. Das Leben dieser

jungen Patricier war auch darnach und vielleicht dürfte es nicht uninteressant sein, die kurze treffende Schilderung desselben, wie sie ein warmer Anhänger des Patriciats gab, zu hören. Pfarrer Müslin, ein streng conservativer Prediger, äußerte sich in einer 1798 zur Vertheidigung des bernischen Patriciats herausgegebenen Schrift [11]) über diesen Punkt folgendermaßen:

„Sobald die jungen Patricier unter den Händen des Perruquiers weg waren, so fand man sie zu halben Dutzenden schon Vormittags in den Arkaden und an den Ausgängen derselben versammelt, wo sie mit einander von den Neuigkeiten des Tages plauderten und, jeder Frauensperson starr in's Gesicht sehend, jeden Vorübergehenden die Musterung passiren ließen, bis sie die Stunde des Mittagsmahls nach Hause rief. Sich mit den Geschäften und Grundsätzen der Regierung bekannt zu machen, die Landesgesetze, die vaterländische Geschichte, die eidgenössischen Verhältnisse und Bünde u. s. w. zu studiren und sich so auf ihren künftigen Beruf als Gesetzgeber und Richter vorzubereiten — das kam den Wenigsten in den Sinn. „Ich habe eine Nomination", dachte der junge Patricier, oder: „ich bin reich genug eine Barettlitochter zu heirathen. Was soll ich mich da lange mit Studiren plagen? Dies hilft ja zu nichts. Ich will dann das, was man wissen muß, schon nachholen; es gibt ja Rathsglieder und Landvögte die Menge, die nicht viel wissen und ihre Sache doch nicht übel machen u. s. w." So wuchsen sie denn auf und waren sie einmal im großen Rathe, so war an regel-

und zweckmäßiges Studiren noch weniger zu denken. Zufrieden, wenn sie einmal den Schlendrian ergriffen hatten, fanden sie sich maschinenmäßig in den Versammlungen ein, blieben aber davon weg, so oft sie es mit einigem Vorwande thun konnten, verlebten den Sommer auf ihren Landhäusern, ließen die Geschäfte gehen wie sie wollten und mochten's wohl leiden, daß Andere mittlerweile sich fast zu Tode arbeiteten. Unter allen Tagen ihres Magistratjahres war keiner ihnen wichtig, als der Donnerstag nach Ostern, wo durch das Loos Aemter und Vogteien erhalten werden konnten und wo der Unwissendste, Unsittlichste und Unwürdigste durch das Loos zum sechsjährigen Verwalter über das bürgerliche Glück von vielen oder doch mehreren tausend Menschen erhoben werden konnte. Je ungeschickter nun der neue Landvogt war, desto größer war die geheime Freude derer, welche ihn eben darum ganz von sich und von ihren Berichten abhängig machen zu können versichert waren. Manchem Landvogt war aber hieran nicht besonders viel gelegen, insofern die Sachen nur gingen und das Einkommen, das zu beziehen er eigentlich gekommen war, reichlich ausfiel. Alles Uebrige war bloße Nebensache."

Die nämliche Stagnation herrschte auch bei der übrigen nicht regimentsfähigen Bürgerschaft, die noch in trostloseren Formen auftrat, weil sie nicht mit dem äußeren Glanze patricischen Lebens überfirnißt werden konnte. Der sogenannte mindere Burger hielt es ebenfalls unter seiner Würde, durch fleißige Arbeit eine behagliche, selbständige Existenz sich zu gründen. Schon frühe des Nach=

mittags verließ er seine Werkstätte oder seinen Laden, um in den Leist (geschlossene Gesellschaft) zu gehen. Dies schlimme Beispiel wirkte natürlicherweise auf die Frauen zurück, welche, weit entfernt die Hausgeschäfte zu besorgen, ebenfalls eiteln Vergnügungen nachjagten. Nicht sowohl über die täglichen Ausgaben wurde Rechnung geführt, als vielmehr von zu gebenden oder zu empfangenden Besuchen, die oft schon mehrere Wochen oder Monate zum Voraus versprochen waren. Ja selbst die Knechte und Mägde hatten nach Müslin ihre „Societäten," deren Besuch sie in ihrem Vertrag mit der Herrschaft ausdrücklich sich ausbedungen [12]). Die nothwendige Folge dieses ungeordneten Lebens der Bürger und ihrer Familien war die langsamer oder rascher eintretende Verarmung derselben. Aber auch diese trübe Aussicht war nicht im Stande, den Bürger zu einem thätigen, tüchtigen Leben zurückzuführen. Winkte ihm doch auch der Hoffnungsstrahl, ein Aemtchen zu erlangen, das wenig Arbeit und hinreichendes Einkommen brachte, um im Leiste faullenzen zu können. Schlug diese Hoffnung fehl, so tröstete er sich immer damit, daß er entweder in den Reichthümern seiner Zunft hinlängliche Unterstützung, oder in dem prächtigen Spital einen bequemen und sichern Zufluchtsort finden werde. Fiel doch jene Verwaltungsbehörde, welche das Handwerk überwachte, das sogenannte Handwerksdirectorium ironischer Weise mit der „Almosen-Direction" in eine und dieselbe Behörde zusammen [13]). Dessen ungeachtet war der mindere Burgerstolz nicht minder intensiv als derjenige des Patriciers,

welcher auf jenen mit ziemlicher Verachtung herabsah, wofür er auch zuweilen gestraft wurde, wie bei jenem Anlaß, als ein Patricier einen bürgerlichen Schuster zu sich rufen ließ, um sich Schuhe anmessen zu lassen. Als der Schuster ankam, stand der gnädige Herr eben an seinem Stehpult. Er fand sich nicht veranlaßt seine Arbeit auf einen Augenblick zu unterbrechen, sondern streckte dem Meister rückwärts ohne ihm ein Wort zu sagen seinen Fuß entgegen. Wie nun auf das Zaudern des Meisters der Patricier ihn unwillig frug, warum er ihm den Schuh nicht anmesse, erwiederte der Schuster: „Erlaubet, Herr Landvogt, ich bin kein Hufschmied."

So mußte, trotz äußerer Macht, großem Reichthum und einer gewissen Art patriarchalischer Gutmüthigkeit im Verhältniß zum unterthanen Landvolke, das der Regierung aufrichtig zugethan war, die bernische Aristokratie zum Untergange reif werden. Allerdings sahen edeldenkende, weitsichtige Männer wohl ein, daß es höchste Zeit war, dem erstarrten bernischen Staate neue Lebenselemente zuzuführen. Es wurden auch verschiedene Versuche gemacht, theils die Theilnahme am Regimente durch Aufnahme neuer Geschlechter zu erweitern, theils die Sprößlinge der noch bestehenden Familien durch verbesserte Erziehung für ihren wichtigen, künftigen Beruf tüchtiger zu machen. Die süße Gewohnheit des Hergebrachten und die Furcht, durch allfällige Veränderungen der vielfachen Vortheile, welche das bestehende System bot, wenigstens theilweise verlustig zu werden, verhinderten jede durchgreifende Reform. Sollte

unser Vaterland einer politischen und socialen Wiedergeburt theilhaftig werden, so mußte diese auf andere als auf offizielle Weise zu Stande kommen. Und dies in verhältnißmäßig kurzer Zeit angebahnt zu haben war das Werk eines Vereins, der die edelsten Namen unsers Vaterlandes unter seinen Mitgliedern zählte, der helvetischen Gesellschaft[14]).

Die ersten Regungen eines neuen Geisteslebens in der deutschen Schweiz ragen weit in das achtzehnte Jahrhundert hinauf. Schon in den zwanziger Jahren wurden, durch Bodmer angeregt, gelehrte Gesellschaften in Zürich und Bern gestiftet, deren Mitglieder Reisen zu einander machten, wobei sie jedesmal mit dem Ceremoniel einer politischen Gesandtschaft und mit lächerlichen Feierlichkeiten empfangen wurden[15]). Von einer Einwirkung auf das öffentliche Leben zeigten sich aber nur geringe Spuren. Von größerer Bedeutung hinsichtlich der Kundgebung eines neuen Geistes, der Abneigung gegen die eingerissene Sittenverderbniß und die politische Intriguensucht sowie der Sehnsucht nach einfachen, natürlichen Zuständen, sind dagegen die im Jahre 1732 zum erstenmal erschienenen Gedichte Haller's, vor Allem seine großen Gedichte über die Alpen und die Verderbniß der Sitten. In diesen finden sich mehrere markige Stellen, in welchen Haller über die Verderbniß der höhern Stände sein Verdammungsurtheil ausspricht und dagegen das Glück der Alpenbewohner und ihre einfach schönen Sitten mit lebendigen Farben hervorhebt.

Ohne alle Tendenz, aber von der gleichen Sehnsucht nach

der Natur und einem natürlichen Leben beseelt und deßhalb bei aller durch falsche Sentimentalität getrübter Naturanschauung von hohem kulturhistorischen Interesse waren die in alle Sprachen Europa's übersetzten Idyllen Geßner's, deren ungeheuere Verbreitung so recht schlagend den Beweis leistet, wie allgemein dieser Drang, aus den gekünstelten Zuständen herauszutreten und der Natur sich wieder zu nähern, die europäische Gesellschaft beherrschte. Geßner soll ein viel bedeutenderer Landschaft-Zeichner als Dichter gewesen sein, und doch sind und bleiben es seine Idyllen, die ihm eine unvergängliche Stelle in der Kulturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts anweisen.

Von viel größerem direkt politischem Einfluß waren dagegen zwei Schriften, die im Jahre 1758 rasch nacheinander erschienen. Es waren dies die: Poetischen Träume[16]), von Franz Urs Balthasar von Luzern und der „Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft"[17]) von Bodmer von Zürich. In beiden wurde die Versumpfung der damaligen Zustände, die Abnahme patriotischer Gesinnung mit herben Worten gerügt und dringend auf eine Radikalreform durch tüchtige Jugenderziehung hingewiesen. Bald darauf erschien auch Dr. Hirzel's Schrift über den sogenannten philosophischen Bauer Kleinjogg[18]), den Hirzel so recht mit allem Behagen den selbstsüchtigen, trägen Aristokraten gegenüber als ein treffendes Bild schweizerischer Manneskraft und Tüchtigkeit, wie sie im Volke noch zu finden war, aufstellte. Alle diese zerstreuten Stimmen sollten sich aber bald zu einem Chore sammeln, um so mit un=

endlich verstärkter Gewalt, mit dem Donnerruf patriotischer Entrüstung die Herzen erzittern zu machen.

Das Jubiläum der Basler Hochschule führte im Jahre 1760 die drei Zürcher Salomon Geßner (den Idyllendichter), Salomon Hirzel und Obmann Schinz nach Basel zu Isaak Iselin, mit dem sie, wie auch unter sich, eng befreundet waren. Wohl mögen das Vaterland und seine Zustände den Hauptinhalt der Unterredungen dieser Freunde gebildet und die gemeinsamen Ueberzeugungen sie zum festen Bunde zusammengeschlossen haben. Geleitet von dem Drange, sich wieder zu sehen, beschlossen sie, jährlich im Maien in Olten zusammenzukommen und gleichgesinnte Freunde mitzubringen. So fand denn im Frühling 1761 die erste Zusammenkunft in Olten statt, bei welcher, außer Geßner, Iselin und Schinz noch sechs andere gleichgesinnte Männer zusammentrafen. Im darauffolgenden Jahre 1762 war die Versammlung schon auf 14 Theilnehmer angewachsen, unter welchen neben Iselin und Balthasar vorzüglich Dr. Hirzel, der Verfasser des „Kleinjogg", genannt werden muß, der von jenem Jahre an die eigentliche Seele, die bewegende Kraft des Vereins wurde, welche von Jahr zu Jahr größer wurde, nachdem sie schon 1762 sich förmlich als „helvetische Gesellschaft" constituirt hatte, später den Ort ihrer Zusammenkünfte nach Schinznach verlegte und bis 1798 ununterbrochen fortdauerte. Mit der Zeit schlossen sich fast alle berühmten Namen der Schweiz der Gesellschaft an, von welchen wir zuerst Bodmer erwähnen, da er gewöhnlich

nur in literarhistorischer Hinsicht bekannt ist, ferner Tschiffeli, der Vater der bernischen landwirthschaftlichen Gesellschaft, ein Bernouilli, Dr. Zimmermann, Lavater, Thaddäus Müller, Pestalozzi, Carl von Bonstetten, das Freundeskleeblatt Escher (von der Linth), Paul Usteri und Rengger u. A. m. Da der Verein zeitweis über 200 Mitglieder stark war, die den verschiedensten Kantonen und Orten angehörten, so läßt sich leicht denken, daß die Ideen der Gesellschaft bald und gründlich in der deutschen und theilweise durch französische Mitglieder, unter denen wir den bekannten Dichter Bridel finden, auch in der welschen Schweiz sich verbreiteten.

Der eigentliche Zweck der Gesellschaft war freilich nichts weniger als ein direct politischer, obwohl sie die Förderung der Bürgertugend, der Vaterlandsliebe und des Staatswohls als höchste Aufgabe sich stellte. Mit klarem Blick, geschärft durch historische Studien, welche die Gesellschaft besonders anzuregen versuchte, erkannten ihre Mitglieder den traurigen, gedrückten Zustand des Volkes, die Verdorbenheit der höhern Stände und die Nothwendigkeit einer Wiedergeburt, die sie aber nur durch das friedliche Mittel erweiterter Bildung herbeizuführen sich bestrebten. Es fand allerdings nur selten eine Zusammenkunft statt, in der die bestehenden Zustände nicht einer einschneidenden Kritik unterworfen wurden. Von einer praktischen politischen Action, von einem direkten Eingreifen in die bestehende Ordnung zum Zwecke einer politischen Umgestaltung wollte jedoch die Gesellschaft so wenig etwas

wissen, daß noch 1792 ihr damaliger Vorsteher die charakteristischen Worte aussprach: „Das ist das Bild unserer Tage, wo der Freiheitssinn, der Neuerungsgeist Alles umzubauen, umzupflanzen wünscht. Verwüstung gehet voran und Elend hinterdrein. Laßt Euch nicht ergreifen von diesem Zeitschwindel, der nicht nur den Distelacker, sondern auch die wohlbebauten Fluren umzukehren trachtet. Seid weise! Harret stille! Gedenket, daß Ihr frei seid, so frei, wie Eure glücklichen Altväter, im rechten Verstande frei.“ Und noch 1795 sagte Sarrasin von Basel: „Ist's Politik (was uns zusammenführt)? Da sei Gott vor! Da würden wir nicht Erholung beisammen finden, nicht die Freuden der Freundschaft und Vertraulichkeit zusammen genießen u. s. w.“ [19]) Ja selbst Rengger, der spätere helvetische Minister, bezeugte seinen Unwillen über jedes revolutionäre Verfahren in seinem 1793 gehaltenen und in die Verhandlungen der Gesellschaft aufgenommenen Vortrag „Ueber politische Verketzerungssucht“ mit den herben Worten: „Wenn ich von politischer Verketzerung spreche, so sollte schon dieser Ausdruck die bezeichnete Sache über alle Mißdeutung erheben. Oder muß ich derselben noch durch die Erklärung vorbeugen, daß jede Art des Ungehorsams gegen vorhandene Landesgesetze, jede Rede und Handlung, welche diesen selbst ausdrückt oder bei Andern deutlich bezweckt, jeder leisere oder lautere Wunsch nach gewaltsamen Volksbewegungen als eben so viele Verbrechen vor den Richterstuhl des Gesetzes gehören, wobei der Vaterlandsfreund nur bedauert, daß dieses Gesetz nicht

in eherne Tafeln eingegraben und mit dem Sinnbilde der gleichmessenden Waage öffentlich aufgestellt ist[20])."

Allerdings blieb die Gesellschaft durch diese vorsichtige Haltung, der die persönliche Neigung der meisten Mitglieder entsprach, die ja selbst zum größten Theil den herrschenden Burgerschaften und Familien angehörten, vor der offenen Verfolgung der Regierungen bewahrt, obwohl die meisten unter ihnen diese eigenthümliche Erscheinung mit hochmüthigem Widerwillen betrachteten und die Mitglieder der Gesellschaft in streng aristokratischen Kreisen als Revolutionärs verschrieen waren.

Und ganz Unrecht hatten die alten Herren vom Regiment nicht. Allerdings waren diese Versammlungen von einem Geiste durchweht, der in einem schneidenden Contrast mit den offiziellen Ansichten stand. Wenn diese Männer, aus allen Theilen der Schweiz zusammengeströmt, in den Sälen von Schinznach sich versammelten und brüderlich mit einander verkehrten, wenn alle confessionellen und Standes-Unterschiede aufgehoben waren, der Katholik mit dem Reformirten, der Patricier mit dem Bauer Arm in Arm durch die schattigen Waldgänge oder auf die Schloßhöhe der Habsburg zogen, wenn Jung und Alt beim traulichen Mahle die eigens gedichteten Festlieder sang, die feierlich wie Kirchengesang ertönten, wenn dann von dem einfachen nur aus Holz aber kunstvoll geschnitzten kleinen Denkmale Wilhelm Tell's, das mitten auf der Tafel stand, der große Pokal abgeschraubt und mit dem rothen

Weine „Schweizerblut" genannt, gefüllt wurde, der zu St. Jakob an der Birs an der ewig denkwürdigen Schlachtstelle wächst und nun der Pokal unter Sang und Klang von Hand zu Hand wanderte, dann mochte das Herz wohl rascher und feuriger schlagen und im Augenblicke geweihter Stimmung manches ernste und begeisterte Wort gesprochen worden sein, das, wenn auch nicht in den Bericht über die Verhandlungen aufgenommen, doch tief in alle Herzen sich eingeprägt haben mochte. Wäre aus jenen Tagen Nichts übrig geblieben, als Lavater's „Schweizerlieder[21])," die er gleichsam im Auftrag der Gesellschaft schrieb, so würde dies Denkmal allein hinreichen, uns mit dem Geiste und dem Charakter dieser Zusammenkünfte vertraut zu machen. Fast auf jeder Seite finden wir die Sitteneinfachheit, Vaterlandsliebe und Tapferkeit der alten Schweizer in kernhaften Worten gepriesen, während der Dichter über die Selbstsucht und Entnervung seiner Zeit seine Zorneswellen ergießt, nirgends mächtiger als in folgenden Strophen des Gedichtes „Abschiedslied an einen reisenden Schweizer[22])":

Bewundre hochfrisirtes Haar,
Heiduk und Liverei,
Der Grafen und Baronen Schaar
Und Leibwach und Lakai;
Und drücke den Pariserhut
Fest auf die Augen ein;
Laß jeden Tropfen Schweizerblut
Dir Gift im Leibe sein.

Komm dann zurück, ein armer Tropf
In allerneuster Tracht,
Ein gaukelnder Franzosenkopf
Und rede viel von Pracht,
Von Spiel und Oper und Concert
Und von des Königs Stern;
Wie seinem Wagen, seinem Pferd
Sich Alles neigt von fern:

Wie man den Pöbel dort nicht mehr
Kaum achte wie den Koth.
Lach uns're Freiheit laut und schwör:
„Ich bin kein Patriot."

Wem fiele hierbei nicht die Thatsache ein, daß die Revolutionärs der neunziger Jahre, welche das aristokratische Regiment zu stürzen und die Demokratie durchzusetzen versuchten, sowie die demokratischen Parteimänner der sogenannten helvetischen Revolutionsperiode sich sämmtlich mit dem Parteinamen „Patrioten" schmückten!

Wohl mochten die meisten Mitglieder der helvetischen Gesellschaft jede Solidarität mit diesen Revolutionärs ablehnen. Ihre Aufgabe bestand ja nicht darin, gewaltsam niederzureißen, sondern friedlich aufzubauen. Und doch liegt es in der innersten Natur geschichtlichen Lebens, daß die hereinbrechende politische Revolution nicht möglich gewesen wäre, ohne die ihr vorausgehende geistige Bewegung, welche die helvetische Gesellschaft erzeugt hatte. Und andererseits wären die Bestrebungen der Gesellschaft noch lange fromme Wünsche geblieben, hätte nicht ein jüngeres

und kühneres Geschlecht ihre theoretische Kritik des alten Staates zu einer praktischen Kritik desselben gemacht, einer Kritik, welche die alte Eidgenossenschaft nicht mehr bestehen konnte.

Mit dem Hereinbrechen der helvetischen Revolution war die erste Periode der helvetischen Gesellschaft, ihre wichtigste und erfolgreichste, geschlossen. In den brausenden Stürmen der Märztage 1798, vor dem Kanonendonner Brüne's und Schauenburg's verstummten die heitern Lieder und der helle Becherklang von Schinznach. Viele Mitglieder, unter ihnen auch Bonstetten, zogen sich scheu von dem wilden Getümmel des Lagers und dem Kampfe der Tribüne zurück. Aber die jüngere Generation der Gesellschaft, die Kuhn, Escher, Usteri, Stapfer und vor Allen der männlich ausharrende Rengger traten nun auf die Bühne der Geschichte und halfen treulich mit in der trostlosen Zeit am Wiederaufbau des gesunkenen Vaterlandes auf neuen freiheitlichen Grundlagen. Das Wort der helvetischen Gesellschaft war That geworden; die von ihr ausgesäeten Geisteskörnlein waren überallhin zerstreut, die einen verkümmerten auf steinigem Boden, andere verfaulten in Sümpfen, die meisten aber fielen auf gutes Erdreich und brachten tausendfältige Früchte.

II.

Lehrjahre.

Es ist schon wiederholt bemerkt worden, daß Bonstetten nicht zu den Männern der That gehört, die mit kräftigem Willen einen bestimmten Zweck durchzusetzen bestrebt sind, mit festem Blick dem dräuenden Schicksal in's Auge sehen und mit sehnigem Arm und muthiger Hand in's Leben eingreifen, um auf die Gestaltung desselben bestimmend einzuwirken. Seine Naturanlagen wie der Gang seiner Bildung führten ihn vielmehr zu ruhiger unbefangener Betrachtung jener mächtigen äußern Vorgänge, welche der Geschichte seiner Zeit ein so bedeutendes, scharfes Gepräge aufdrückten. Durch seine Bildung den Fortschreitenden innerlich verwandt, führte ihn seine äußere Stellung in interessante Conflicte, interessant besonders deßwegen, weil sowohl der Charakter Bonstetten's als derjenige seiner Zeit dabei in aller Originalität sich kundgibt. Bonstetten war ein so completes Kind seiner Zeit wie Wenige, da seine feinfühlige, überwiegend receptive Natur die verschiedenartigsten Elemente in sich aufnehmen konnte. Nicht daß Bonstetten sie in seinen frühern Lebensjahren gründlich verarbeitete, um so zu einer festen geschlossenen Ein=

heit des Charakters zu gelangen. Allein er besaß so viel humanen und bis in's späteste Greisenalter ausdauernden gesunden Sinn, daß er in diesen widerstreitenden Elementen nicht unterging, sondern frei über ihnen sich hielt, freilich zuweilen mit jener Freiheit, die an Indifferenz gränzt, und, wo sie an bedeutende politische Ereignisse anstreifte, wie wir sehen werden, nicht ganz ohne Grund als Charakterlosigkeit betrachtet werden müßte, wenn nicht Bonstetten's ganze Natur ihn zu jedem energischen Handeln zum voraus unfähig gemacht hätte. Der ernste Patriot und energische Politiker wird es Bonstetten nie vergessen, daß er in der gefahrvollen Krise, die 1798 sein Vaterland erlitt, ohne allen äußern Grund auf scheinbar schmähliche Weise sich fern hielt, um in der Fremde bessere Tage zu erwarten. Ein genaueres Studium des Menschen Bonstetten wird uns aber nicht nur diese Haltung erklären, sondern uns auch die ganze Erscheinung als eine ebenso interessante wie liebenswürdige lieb gewinnen lassen.

Die Familie Bonstetten ist eine der ältesten Adelsfamilien der Schweiz [23]) und schon die Turnierbücher des eilften Jahrhunderts weisen diesen Namen wiederholt auf. Bonstetten's Vater, der in seinen spätern Jahren die hohe Stelle eines sogenannten Wälsch-Seckelmeisters (eine Art Finanzminister der Waadt) bekleidete, hatte in Deutschland studirt und war gerade in so weit vorurtheilsfreier als seine Standesgenossen, als seine etwas weitere Bildung, die besonders das Anhören des Philosophen Wolff und

einige Brosamen von Fontenelle ihm verschafften, den er in Paris zuweilen besuchte, es ihm gestattete. Im Uebrigen war er ein entschiedener Anhänger der patricischen Ordnung. Von Bonstetten's Mutter weiß der neuste Biograph desselben [24]) nur, daß sie sich so gut als gar nicht um die Erziehung ihres Sohnes bekümmerte, der bis zu seinem vierzehnten Jahre nur den Unterricht eines Privatlehrers und die praktischen Mittheilungen seines Vaters genoß. Noch in seinem Greisenalter meldete Bonstetten seinem Freunde Zschokke [24 b]): „Die Erziehung meiner Kindheit war halb wild, halb pedantisch. Nicht ein lebendiger Gedanke kam in diese Papageierziehung." Der eigentliche Unterricht war rein formaler Natur, da er nach Bonstetten's eigenem Geständnisse [25]) wesentlich in lateinischen und griechischen grammatikalischen Uebungen bestand, die weit davon entfernt waren, einen intelligenten und phantasiereichen Kopf wie Bonstetten's zu befriedigen. Abends 5 Uhr stürmte der junge Bursche auf die Gasse, wo denn im Verein mit andern patricischen Sprößlingen die bekannten, oft sehr rohen Bubenstreiche ausgeübt wurden, welche sogar so weit gingen, daß einmal mehrere Knaben den etwas jüngern vierzehnjährigen Bonstetten in ein schlechtes Haus mitnahmen. Beim Anblicke der dort sich darbietenden Scenen ergriff jedoch die reine Seele des Knaben ein eben so heiliger als heilsamer Schrecken, der ihn antrieb, aus dem Fenster zu springen und leichenblaß nach Hause zu rennen, wo er seinen Vater, den er aus dem Rathhaus eiligst heimrufen ließ und der in Mantel und

Barett herbeieilte, unter Thränen beschwor, ihn von Bern zu entfernen. Der Eindruck dieser Thatsache war ein so gewaltiger, daß die damalige Erschütterung noch aus den Zeilen zittert, in denen der Greis diese frühe in mehrfacher Hinsicht charakteristische Jugenderinnerung niederschrieb.

Der Vater willfahrte dem Knaben und brachte ihn zu der Familie von Traytorrens, die nahe bei Yverdon lebte. So wohlthätig dieses wahrhaft idyllische Leben auf das Gemüth Bonstetten's wirkte, so gefährlich war die totale Ungezwungenheit seiner dortigen Studien für seine geistige Entwicklung. Bonstetten las hier nach seinem eigenen Bekenntnisse alles Mögliche durcheinander, Batteux's Aesthetik und ein großes naturwissenschaftliches Werk (spectacle de la nature), Hagedorn und Kleist, die Oden Jean Baptiste Rousseau's, die Henriade u. A. m., welcher Lectüre sich später diejenige des Emil von Rousseau anreihte[26]). Es war ihm auf seinen Streifzügen in der Nähe von Yverdon mehrmals „ein fremder Mann begegnet, mit Augen so feurig und lebhaft wie er in Yverdon noch keine gesehen hatte." Er erfuhr später, daß dieser Mann Rousseau war.

Wir bemerkten soeben, daß diese Art des Selbstunterrichts, ohne alle Methode, ohne strengen Ernst und Gründlichkeit, Bonstetten schädlich sein mußte. Dieses Verfahren, in kein Gebiet des Wissens sich gründlich zu vertiefen, sondern an Allem und Jeglichem zu nippen, dies autodidaktische Schwelgen im Verschiedenartigsten

und scheu sich fernhalten von ernster Arbeit war es, was Bonstetten durch sein ganzes Leben verfolgte und ihn an dem Hervorbringen größerer Schöpfungen hinderte, wozu ihn sein reger Geist, sein feiner Sinn und sein mächtiger Wissenstrieb sonst so sehr befähigt hätten. Und dieses Dilettantische hatte auch seine Consequenzen in der äußern Thätigkeit Bonstetten's, obwohl er sicher einer der feingebildetsten, kenntnißvollsten und liebenswürdigsten Dilettanten war, welche jemals nach dieser oder jener Richtung theilweise Erfolge erlangten.

Ein Punkt setzte sich jedoch während dieser Zeit bei ihm an und entwickelte sich in verschiedenen Wandlungen zu einer Ueberzeugung, der er bis zu seinem Tode treu blieb. Es war dies sein religiöser Freisinn. Bekanntlich waren es zwei gewaltige Strömungen, welche das religiöse und allgemein geistige Leben des achtzehnten Jahrhunderts in der Schweiz mächtig beeinflußten, zwei Strömungen, welche von einem Urquell ausgingen, der philosophischen Kritik des Offenbarungsglaubens.

Anlehnend an den Deismus englischer Religionsphilosophen, dessen Wesen in der Annahme einer Vernunftreligion bestand, welche nach ihrer positiven Seite ein göttlich Wesen und die Unsterblichkeit der Seele lehrte, dabei aber jeden weitern übernatürlichen Inhalt des Glaubens leugnete, war es vor Allem Voltaire, welcher mit den bittersten Sarkasmen den Offenbarungsglauben angriff und in seiner Negation desselben soweit ging, das Christenthum, welches er mit der bestehenden Kirche

identificirte, mit dieser letztern über Bord zu werfen, ohne deßhalb im Geringsten in den Atheismus der gleichzeitigen französischen Materialisten zu verfallen, als dessen prägnantester Ausdruck das berüchtigte Système de la nature betrachtet werden muß, und gegen welchen Voltaire mit den gleichen Witzpfeilen kämpfte, die er gleichzeitig der bestehenden Kirche und dem dogmatischen Christenthum zuschleuderte.

Eine ernstere Richtung nahm die deutsche Aufklärung, deren Hauptrepräsentant Wolff war, jener Philosoph, den Bonstetten's Vater gehört hatte. Wolff war durchaus kein selbständiger Denker. Sein Hauptverdienst bestand wesentlich darin, die Ideen des genialen Leibnitz popularisirt zu haben, freilich in einer Weise, daß der geistvolle Idealismus eines Leibnitz traurig verwässert wurde. Die wesentliche Geistigkeit und absolute Harmonie des Weltalls, dessen sämmtliche Bestandtheile Leibnitz durch das unzerreißbare Band einer Alles beherrschenden Nothwendigkeit in innere Verbindung brachte, sank zu einer ordinären Zweckmäßigkeitstheorie herab, welche z. B. das Fett der Thiere dazu erschaffen werden ließ, damit der Mensch Kerzen daraus verfertigen konnte. Mit kalter Verständigkeit wurde Alles vom Standpunkte der äußern Zweckmäßigkeit aus untersucht und so kam es, wie Zeller diese ganze Richtung in kurzen treffenden Zügen charakterisirt, daß in der nächstfolgenden Generation mit der unleugbar heilsamen Ausbreitung der neuen Verstandesbildung und dem redlichsten Eifer für Aufklärung und Menschenbeglückung auch eine bis zur leersten Eitelkeit fortgehende Trivialität des

Denkens und ein weichlicher moralischer Eudämonismus einriß, von welchem die deutsche Philosophie erst durch die tiefste Erschütterung wieder befreit werden konnte. Die Grundpfeiler des positiven Theils der Wolff'schen Religionsphilosophie bestanden aber wie bei den englischen Deisten und Voltaire in dem Glauben an einen außerweltlichen Gott und an die Unsterblichkeit (Immaterialität) der Seele.

Einer ähnlichen Richtung mochte Bonstetten's Religionslehrer, Helfer Sprüngli in Yverdon, angehört haben. Noch in seinen Greisentagen erinnerte sich der Schüler, daß der Lehrer „vom ganzen Sündensystem und dem schwarz gesponnenen Hirngewebe einer finstern Theologie", d. h. mit andern Worten, von wesentlichen Bestandtheilen der orthodoxen Lehre wenig „gefaselt" habe [27]). Desto mehr habe er von der Güte Gottes und seiner Vaterliebe zu allen Creaturen gesprochen, sowie von der Vollendung des Lebens durch die Ueberzeugung einer ewigen Fortdauer. Wie tief diese Anregungen in Bonstetten's empfänglicher Seele Wurzel faßten und welche Nahrung sie in Genf erhielten, werden wir im Verlauf dieser Darstellung sehen.

Die Tage seines Aufenthaltes bei der Familie Traytorrens waren gezählt. Bonstetten war unter diesen zerstreuten Studien und dilettantischen Versuchen achtzehn Jahre alt geworden. Sein Vater wollte, daß er in der französischen Sprache und der gewandten Führung derselben vollkommen sich ausbilde und zugleich einen juristischen

Curs durchmache, zu welchem Behufe er ihn nach Genf schickte. Wie es mit Bonstetten's strengen juristischen Studien aussah, darüber erfahren wir aus seinen „Erinnerungen" sehr wenig. Er mochte denselben wohl mit um so geringerm Eifer sich hingeben, als in Genf eine reiche Literatur und ein bewegtes Geistesleben an ihn trat und vor Allem ein feines gesellschaftliches Leben sich ihm eröffnete, in dessen Mitte er sich viel mehr in seinem wahren Elemente fühlte, als im einsamen Studirstübchen bei der Lampe, der stillen Genossin in strenger Geistesarbeit durchwachter Nächte. Nichts bezeichnet die „juristischen" Studien Bonstetten's schärfer als sein Bekenntniß, von Cicero nur die philosophischen Schriften gelesen zu haben.

Allerdings war Genf im Jahre 1756, als Bonstetten hinkam, ein Ort, der für einen Menschen von Geist mächtige und vielfache Anziehungspunkte besaß. Der heiße Kampf der Bürgerpartei mit der Aemteraristokratie war in voller Blüthe und auch das gesellschaftliche Leben hatte sich, besonders seit den durch Voltaire gegebenen Anregungen, bedeutend gehoben. Neben neuem Luxus bestanden noch die alten strengen Sitten der calvinischen Ordnung und es ist für die damaligen widerspruchsvollen Zustände Genfs sehr bezeichnend, daß neben dem eingerissenen Luxus, welchem sogenannte Prachtgesetze vergebens zu steuern versuchten, einzelne der höchsten Magistrate in patriarchalischer Einfachheit lebten. So erzählt Bonstetten, daß, als er den Syndik Cramer, den obersten Beamten der Republik, zum

erstenmale besuchte, er denselben in seiner Küche fand, wo er mit Frau und Magd das bescheidene Mahl theilte. Dabei trug aber der Mann eine Perücke, deren Locken wie stattliche Mähnen bis über die Brust hinab flossen [28]).

So gewaltig die politischen Kämpfe in dem kleinen Staatskörper tobten, so traten sie doch zurück hinter die geistigen Kämpfe, welche besonders Voltaire in fortdauernder Bewegung erhielt. Der „alte Teufel von Ferney,“ wie die aristokratisch-orthodoxe Partei den berühmten Schriftsteller nannte, wohnte schon seit 1755 in der Nähe von Genf und beunruhigte das calvinistische Rom, „diese Duckmäuserstadt, wo man niemals lacht,“ wie er Genf nannte, von da an fortwährend mit seinen Plänkeleien. Gaberel [29]) gibt die reichsten Aufschlüsse darüber, wie Voltaire theils durch sein Theater die gesellschaftliche Erstarrung der Genfer zu brechen, theils durch seine sarkastischen, zuweilen perfiden Flugschriften die herrschende Orthodoxie sowohl als die christlichen Philosopheme eines Bonnet u. A. zu erschüttern suchte, während er die eintretende Erbitterung, welche zuweilen hohe Sturmwellen schlug, durch seine vielen menschenfreundlichen Handlungen, vor Allem durch seine ebenso muthige und aufopferungsvolle als erfolgreiche Bekämpfung pfäffischer Intoleranz in Frankreich zu beschwichtigen wußte.

Daß bei der lebhaften politischen Opposition und der bekannten geistigen Regsamkeit der Genfer der Wohnsitz Voltaire's in Ferney zu einem der bedeutendsten gesellschaftlichen Centren Genfs werden mußte, liegt auf der Hand.

Stand doch Voltaire mit mehreren der höchsten Magistrate Genfs, z. B. mit dem Generalprokurator Tronchin und mit manchem seiner kirchlichen Gegner in nahem, fortgesetztem gesellschaftlichen Verkehr. Auch Bonstetten war es öfters vergönnt, Voltaire zu besuchen, bei dem er durch den Prediger Moultou, einen der geachtetsten Geistlichen Genfs und nahen Freund Voltaire's, eingeführt wurde. Bonstetten war zwar weit davon entfernt, den mächtigen Einfluß, welchen Voltaire auf das geistige Leben Genfs und auf die allmälige Umwandlung seiner gesellschaftlichen Zustände ausübte, nicht zu erkennen. Die herbe, sarkastische Manier Voltaire's, der geistige Druck, den er auf seine Umgebung ausübte, weßhalb er ihn einen „Tyrannen," den „launenvollsten Despoten der Vernunft" [30]) nannte, all das wirkte auf den jungen Idealisten mehr abstoßend als anziehend. Dazu kam noch die Bitterkeit und der Hohn, mit welchem Voltaire die dogmatische Seite des Christenthums bekämpfte. Spurlos gingen freilich diese Angriffe an Bonstetten nicht vorüber und er gesteht selbst in seinen Erinnerungen, daß in Folge dieses Umganges „Myriaden Zweifel wie Höllengeister" aus seiner innersten Seele aufstiegen und den heitern Horizont seines Lebens mit düstern Gedanken umwölkten. Damals schrieb er „nach einem langen Gebet mit vielen Thränen einen Vertrag mit Gott und versprach ihm, nach meinen Kräften die Wahrheit zu suchen und in meinem ganzen Leben der Tugend getreu zu bleiben, nicht zweifelnd, daß die wahre Religion aller Völker darin bestehe, tugendhaft zu sein. Und so ward mein

junges Herz bald wieder ruhig [31])." Man sieht, der Rationalist war schon damals so ziemlich fertig. Alle diese Erfahrungen hinderten jedoch Bonstetten nicht, seine Besuche bei Voltaire fortzusetzen, bis das Verhältniß durch einen Machtspruch des Vaters plötzlich abgebrochen wurde.

Einen viel bedeutenderen Einfluß als Voltaire übten auf Bonstetten die christlichen Philosophen Genfs aus, der ehrwürdige, geistvolle Abauzit, den Voltaire einmal den einzigen bedeutenden Mann in Genf nannte und den er überhaupt hoch verehrte; ferner Moultou, der Freund und Streitgenosse Voltaire's in dessen Kampf mit der Intoleranz der katholischen Geistlichkeit Frankreichs; vor Allen aber Bonnet, das Haupt dieser eigenthümlichen Richtung, dieser Genfer Schule, welche für die romanische Schweiz von gleicher Bedeutung ist, wie Wolff für Deutschland und die deutsche Schweiz. Sie lehnten sich Alle an den berühmten Sensualisten Condillac, nach welchem alle geistige Thätigkeit wie bei den Materialisten auf der sinnlichen Empfindung beruht. Und doch sind Condillac, im Unterschiede zu den Materialisten, die Sinne wieder nicht die sinnliche Empfindung selbst, sondern nur das körperliche Werkzeug und die gelegentliche Ursache derselben. Condillac läugnete deßhalb die unbedingte Körperlichkeit der Seele, die er sich nach dem Tode ohne Sinne denken kann, wie sie für ihn vor dem Sündenfalle ohne Sinne existirte. Auch Cabanis, einer seiner bedeutendsten Schüler, der noch in unser Jahrhundert hinüberragt und die materialistischen Keime Condillac's in seinen früheren Schriften consequent durchbildete,

bekannte sich schließlich zur Annahme der sogenannten Lebenskraft, die ihn in alten Tagen bei Abnahme der eigenen Lebenskraft wieder zu Gott zurückführte.

Eine ähnliche Richtung schlug die philosophische Speculation Bonnet's ein. Auch Bonnet[32]) machte in schroffer Ausbildung des Condillac'schen Sensualismus, noch vor Cabanis und wie La Mettrie einer der Hauptrepräsentanten des französischen Materialismus, aus dem Menschen eine Maschine, indem er ihn mit einer Statue verglich, die gleich der Geliebten des Pygmalion durch die Sinneseindrücke belebt werde. Dabei ließ er aber die Einfachheit der Seele und ihre Immaterialität bestehen als etwas, das jenseits seiner Betrachtungen liege. Ebenso fand er keinen Widerspruch zwischen seinen materialistischen Raisonnements und den metaphysischen Resultaten des Wolff'schen Rationalismus, die alle unangetastet blieben, vor Allem die Postulate Gott und Unsterblichkeit. Bonnet gab sich solche Mühe, die idealistische Seite Condillac's nach der Richtung des christlichen Glaubens hin hervorzuheben, daß er in allen seinen Schriften, ja selbst in seinen kleinsten, geringsten Correspondenzen alle Lettern des Wortes „Gott" mit großen Buchstaben schrieb[33]). Waren auch die rein metaphysischen Resultate von Bonnet's Philosophie ziemlich gering, so minderte dies nicht die praktische Bedeutung des Versuches, zwischen Glauben und Vernunft eine, wenn auch nicht sehr solide, Brücke zu schlagen. Bonnet war es denn auch, zu dem Bonstetten sich flüchtete, nachdem sowohl sein Glauben wie sein Verstand an den Felsenriffen

der Voltaire'schen Negation gescheitert war. Bonnet söhnte ihn wieder mit dem Glauben wie mit der Vernunft aus und von ihm sagt er schon 1765 in dankbarer Begeisterung: „Er allein kann die Religion in der Vernunft des Menschen befestigen. Denn die Religion, welche nur das Herz beschäftigt, sucht eine zu unruhvolle Stätte, als daß sie Wurzel schlagen könnte. Sie macht Fanatiker und frömmelnde Heuchler, wenn sie nicht fortwährend durch die Vernunft geregelt wird. Die Religion aber, welche nur auf der Vernunft beruht, ist nichts als ein dürrer Ast. Besser gar keine Religion [34]."

Bei der unbedingten Verehrung, die Bonstetten für Bonnet fühlte und bei dem heftigen Federkampfe, der zwischen Bonnet und Voltaire geführt wurde, in welchem der Letztere zuweilen eine nicht sehr noble Rolle spielte, und mehr mit Sarkasmen als mit wissenschaftlichen Gründen focht, mußte Bonstetten der Voltaire'schen Philosophie immer mehr entfremdet werden. Dieser innere Prozeß erhielt aber noch eine neue, mächtige Unterstützung durch die Lektüre Rousseau's, auf welche Moultou ihn besonders aufmerksam gemacht hatte.

Rousseau stand zu jener Zeit auf der Höhe seines Ruhmes und seines Unglücks und irrte, ein Geächteter, durch die Schweiz. In getreuer Nachahmung des von Paris gegebenen Beispiels hatten die Duodezdespoten und orthodoxen Fanatiker der Calvinsstadt den Emil, den Gesellschaftsvertrag und noch in jüngster Zeit aus eigenem Antriebe die „Briefe aus den Bergen" durch den Henker verbrennen

lassen, welchem auch Voltaire von Zeit zu Zeit ähnliche Arbeit verschaffte. Selbst die Bürgerpartei, die sogenannten Repräsentanten, welche sonst lebhaft für Rousseau Partei ergriffen hatte, war durch die rücksichtslose Kühnheit der „Lettres de la montagne“ etwas eingeschüchtert worden. Und doch bestand das ganze Verbrechen dieser Schrift vorzüglich nur darin, daß Rousseau den Wunderglauben, freilich mit allen Waffen seines reichen Geistes, angegriffen hatte [35]). Auf Bonstetten, dessen Rationalismus schon hinreichend befestigt war, machte die „namenlose Frechheit dieser Schandschrift“, wie die lettres de la montagne von orthodox-gouvernementaler Seite genannt wurden, durchaus nicht die geringste abschreckende Wirkung, obwohl selbst der milde Bonnet, dieser geistvolle und nach genferischem Sinne aufgeklärte Mann, sich nicht scheute, Rousseau einen gewandten Charlatan zu heißen. Schon seit einiger Zeit war ihm Herz und Geist von Rousseau erfüllt und dessen „Glaubensbekenntniß des savoyischen Vicars“ war auch das seinige geworden. Wohl mochte nicht nur der Styl Rousseau's, diese Sprache des Herzens und der Leidenschaft hier ihren natürlichen Zauber ausüben, sondern auch der Deismus Rousseau's um so leichter bei dem jungen Freidenker Eingang finden, als Rousseau sowohl den Forderungen seines Verstandes wie seines Gemüthes volle Befriedigung verschaffte. In Rousseau hat sich der französische Deismus überhaupt am reinsten entwickelt, da er dem Christenthum gegenüber eine viel vorurtheilsfreiere Stellung einnahm, als bei Voltaire. Während Voltaire

mit kaltem Hohne jene Wunderblüthen knickte und mit Füßen trat, die im neuen Testamente so reich blühen, feierte die Religion als innerstes Herzensbedürfniß in Rousseau einen ihrer schönsten Triumphe. Allerdings kämpfte Rousseau wie die englischen und französischen Deisten gegen den Wunder- und Offenbarungsglauben überhaupt und mit den gleichen Waffen. Auch ihm sind Gott, Unsterblichkeit der Seele und die Tugend wie Jenen die einzigen Dogmen. Während aber die Hauptstärke Jener in der Kritik des Offenbarungsglaubens liegt, in welcher sie eine Art Verstandesfanatismus kundgeben, in der Behandlung des positiven Theils ihrer Lehre aber entsetzlich trocken und langweilig sind, sprudelt aus Rousseau's begeisterten Worten zugleich der Urquell religiösen Lebens. Wenn Jene Christus als einen Mythus und die Evangelien als ein Werk des Aberglaubens und Betrugs betrachten oder im günstigsten Falle eine mangelhafte Auffassung der Berichterstatter entdecken, empfindet Rousseau mit congenialem Sinne die einfache Größe und Schönheit dieser ältesten Urkunden unserer Religion. Ihm ist Christus nicht eine mythische Gestalt, sondern tief und fein erkennt er die menschliche Wahrheit und Erhabenheit dieser hohen Erscheinung. Die ungeheure Wirkung, welche dies Glaubensbekenntniß Rousseau's ausübte, zu einer Zeit, wo der bittere Spott Voltaire's wie die cynischen Angriffe des Materialismus den Gegner besiegt zu haben glaubten, geht am Besten aus den Worten Voltaire's hervor, die er nach Erscheinen der Rousseau'schen Schrift an einen

Freund richtete. „Rousseau, Rousseau ist der Judas in unserm Bunde! Der savoyische Vicar verdient jede mögliche Züchtigung! Welche Zeit, großer Gott, hat er gewählt, unsere Philosophie verhaßt zu machen? Den Augenblick, wo sie im Begriffe war zu triumphiren [36].“

Neben der ernsteren Beschäftigung, welche die warme Theilnahme an diesem großen Kampfe herbeiführte, war aber auch für anmuthige Zerstreuung gesorgt und schon in Genf begann weibliche Gesellschaft jenen Zauber auf Bonstetten auszuüben, dem er sich sein Lebenlang willig unterwarf. Gewiß ist die geistige Anmuth seines Wesens zum größten Theile diesem zarten, feinen Einflusse zuzuschreiben, den edle und geistvolle Frauen auf ihre Umgebung ausüben. Und sicher, wenn irgendwo solche Frauen zu finden waren, so mußte dies in dem reichen, geistig so mächtig bewegten Genf der Fall sein. Bonstetten wurde schon im ersten Jahre seines Genfer Aufenthaltes in den Salon einer geistreichen Pariserin, Frau von Vermenon eingeführt, einer hübschen jungen Wittwe, welche die Aufgabe übernahm, den Jüngling für die große Welt zu bilden. Durch sie lernte er Frl. Curchod, später die Frau Necker's und Mutter der Frau v. Staël, kennen, eine Bekanntschaft, die besonders wegen des innigen Freundschaftsverhältnisses, welches zwischen dem reifen Mann und der geistvollen Tochter sich entwickelt, für Bonstetten von großer Bedeutung wurde. Bonstetten war auch wirklich ein sehr aufmerksamer und talentvoller Schüler und nicht lange dauerte es, bis er in größern, in den feinsten Kreisen von

Genf Zutritt erlangte. Besonders der Sommer 1765 war nach Steinlen[37]) sehr reich an gesellschaftlichen Genüssen. Franzosen, Engländer, Russen, Italiener besuchten Genf schaarenweis und besonders war es die höhere französische Gesellschaft, vor allem der Salon der Herzogin von La Rochefoucauld, der Freundin Moultou's, welche auf Bonstetten die größte Anziehung ausübte. Das Leben in diesen Kreisen war belebt genug, ja vielleicht zu sehr, um gleichzeitig strengen Studien sich hinzugeben. Glänzende Soireen wechselten fortwährend mit Spazierfahrten zu Wasser und Land und es ist wirklich ein Beweis der großen geistigen Kraft Bonstetten's, daß er in diesem Treiben nicht nur sich nicht verlor, sondern mit lebendigstem Interesse die großen geistigen Kämpfe verfolgte und zu verstehen suchte, welche jener Zeit ein so bedeutendes Gepräge aufdrückten, von so unermeßlichen Folgen waren und die zwei Decennien später in Erscheinungen zu Tage traten, welche die Welt umgestalteten.

Freilich waren die damaligen Studien Bonstetten's sehr verschiedenartiger Natur und in ihnen wiederholte sich das dilettantische, willkürliche Verfahren in Yverdon. Er studirte Geschichte, besonders Livius mit den Commentaren von Macchiavelli und Montesquieu, welcher letztere seine politischen Ansichten eben so sehr bestimmte, wie Rousseau in religiöser Hinsicht den größten Einfluß auf ihn ausübte. Auch die Geschichte Genfs, die in Berenger einen sehr tüchtigen Bearbeiter gefunden hatte, interessirte ihn sehr. Durch Bonnet wurde er zum Studium Locke's,

des Vaters der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts, wie zu einigen englischen Moralisten wie Hutcheson und Gravesande bewogen, um an Bonnet's Hand zum Studium von dessen eigenen Werken geführt zu werden. Wie auch die Schriften Rousseau's ihn mächtig anregten, haben wir schon früher gesehen. So waren seine Studien in Genf, wenn auch nicht sehr geordnet, doch vorzugsweise historischer und philosophischer Art und mit welcher innersten Betheiligung er sich denselben hingab, davon gibt seine fortgesetzte Correspondenz mit dem Vater die reichsten Belege.

Der Vater war aber davon im Grunde nichts weniger als erbaut. Schmeichelte es ihm, seinen Sohn in den ersten Zirkeln von Genf sich bewegen zu sehen, so erschreckten ihn die freien religiösen und politischen Ansichten, welche die Briefe des Sohnes ihm offenbarten, noch weit mehr. Sicher waren diese Studien ihrem allgemeinen Charakter wie ihrem speciellen Inhalte nach am wenigsten geeignet, den jungen Bonstetten zu einem bernischen Staatsmanne damaligen Styles heranzubilden. Wir haben schon bemerkt, wie Bonstetten selbst mit jugendlicher Offenherzigkeit dem Vater hierüber die Augen öffnete. Das Weitere sollte der Zufall thun.

Die fortgesetzten Angriffe der Repräsentantenpartei, denen die Regierung erlegen wäre, hatten die letztere 1766 wieder einmal zu der traurigen Aushülfe bewogen, ihre schwankende Stellung durch die Anrufung fremder Vermittlung zu befestigen. Schon im März kamen die Gesandten der drei mediatisirenden Staaten Frankreich, Zürich

und Bern an, von letzterem Kantone Seckelmeister Dugspurger und Bannerherr Sinner, welche der 20jährige Jüngling folgendermaßen charakterisirt: „Die Herrn Gesandten haben mich freundlich empfangen, aber der aristokratische Geist sah doch überall heraus. Güte ohne Milde, Heiterkeit ohne Anmuth, starre Grundsätze, die von keinem Zweifel berührt werden, Höflichkeit ohne Gefälligkeit und jener Stolz, der mehr auf dem Standesbewußtsein als auf Seelengröße beruht und Kenntnisse ohne Aufklärung, das sind ihre Eigenschaften, die sie mehr ihrer Stellung als ihrem persönlichen Charakter verdanken[38]."

Aber auch bei den beiden Gesandten schwand der günstige Eindruck, den der junge Bonstetten anfänglich auf sie gemacht hatte, besonders als sie von seinen philosophischen Studien hörten. Mit aller Brutalität einer nur auf äußere Machtstellung gestützten Autorität suchten sie die Ansichten des jungen Mannes durch Machtsprüche und plumpe Persiflage niederzudonnern. „Ça, ça," bemerkte ihm einst Sinner mit einer verächtlichen Bewegung, „dieses Philosophiren bedeutet gar nichts. Ich habe auch einmal Metaphysik getrieben und was hat es mir genützt?" Daß ein solches Verfahren den geistvollen jungen Mann nur erbittern mußte, liegt auf der Hand.

Der alte Bonstetten war indessen, wohl durch seine beiden in Genf weilenden Standesgenossen, von diesen Vorgängen unterrichtet worden und wenn auch an Bildung ihnen überlegen, war er doch zu sehr Aristokrat, als daß diese Richtung seines Sohnes ihm nicht total hätte miß-

fallen müssen. Mit raschem Entschluß entschied er sich für dessen Zurückberufung nach Bern. Diese Nachricht traf den jungen Bonstetten wie ein Blitzschlag und als er Ende 1766 dem unbeugsamen Willen des Vaters Folge leisten mußte, geschah dies mit folgender brieflichen Erklärung, die seiner Abreise wenige Tage vorausging: „Die Abhängigkeit macht mich zu einem Teufel, die Freiheit zu einem Engel. Niemals kann es für mich ein Mittleres geben, niemals [39])!“

III.

Wanderjahre.

Mit verbittertem Gemüthe kam Bonstetten um Neujahr 1767 in Bern an, dessen starre schwerfällige Lebensformen den an das geistig so sehr bewegte gesellschaftliche Leben in Genf gewöhnten und selbst geistig so sehr regsamen jungen Mann doppelt schwer drückten. Die Erinnerung an dies unbefriedigende Treiben war in Bonstetten sein ganzes Leben hindurch so mächtig, daß er, sechszig Jahre später, an Zschokke schrieb: „Das Leben in Bern war ein unaufhörliches Sinken in's Nichts, ein Gefühl von Entseelung, von lebendigem Tod. — — — Ich war ganz entbernert, ein gerupfter Adler, der in seinem Innersten fror." Und an anderer Stelle: „Mir drohte, in Bern vor Langweile zu sterben. In Genf fühlte ich meine Seele wachsen, in Bern war ich wie in eine Schildkrötenschaale eingeschlossen. Ich war wie aus der Wurzel gerissen." Der Unterschied zwischen Genf und Bern sollte ihm noch an einem speciellen Beispiel recht augenscheinlich werden. Bonstetten beabsichtigte, die in Genf begonnenen naturwissenschaftlichen Studien in Bern fortzusetzen und hörte zu diesem Behufe die Vorträge des Professor

Blauner über Physik an, der, um ja sich seinen Schülern recht verständlich zu machen, in seinen Vorträgen der bernischen Mundart sich bediente. In welcher Weise dies geschah, mag folgendes Excerpt aus dem Hefte eines seiner Schüler zeigen:

„Ihr Herre! d' Centrifugalchraft die hät e Her i England erfunde, e g'wüsse Her Neuten. Das isch grad eso wie amene Märit: Da isch a Bäretryber, dä het e Bär angere Chetti. De schlat er uf si Bär mit em Stäcke, daß er söll tanze. De lauft de Bär e so wyt furt vo sim Her als ihm s Chetti erlaubt. U wenn s Chetti no länger wär, so lüff er no wyter. Ihr Here, das isch Centrifugalchraft." Dann hieß es an einer andern Stelle: „Wenn en Esel de Weg nit wohl kennt, so chann er abefalle; es ist e schröcklichi Tieffi. Ig für min Theil bi glückli abecho [40]." Solche Trivialitäten bildeten allerdings einen gewaltigen Gegensatz zu dem geistvollen Unterrichte eines Bonnet und dem geistig so sehr anregenden Verkehr und Leben in Genf, als daß es nicht sehr natürlich scheinen müßte, wenn Bonstetten nach seinen eigenen Aussagen in Bern in eine tiefe Melancholie versank, von der er sich momentan durch sarkastische Schilderungen des dortigen Lebens befreite. So sagt er in einem Briefe vom 17. März 1767 [41]):

„Man treibt hier, was man alle Tage treibt. Man schläft, man frühstückt, man gähnt, man schleppt sich so den Tag durch, man verdaut und ißt wieder, um sich darauf anzuziehen und in den Arkaden herumzubummeln, wo

man sich im Stillen selbst sagt: „Ich bin doch sehr liebenswürdig und geistreich, denn die Buchstaben meines Familiennamens sind in einer Weise zusammengesetzt, die mich in Stand setzt regieren zu können und die Leuchte von 200000 Unterthanen zu sein.“ Dann läuft man einer hübschen Taille nach, die züchtig in ein Pelzmäntelchen gehüllt ist, rennt in eine Gesellschaft, wo um ein Dutzend Turteltäubchen herumgeschwärmt wird, stellt sich in eine Position, als ob man etwas recht Gescheites sagen wollte und bringt mit großer Anstrengung eine Dummheit hervor. Hierauf kommt das Abendessen und da das eigene geistige Capital durch die vorgängige Unterhaltung total aufgezehrt ist, unterhält man sich mit kleinen Stücken gemalter Cartons. Darauf wird gelacht, gegähnt, zu Nacht gegessen und dann geht man zu Bette mit der innerlichen Befriedigung, sehr liebenswürdig gewesen zu sein.“ Man sieht, diese Schilderung des jungen Patriciers weicht von der im ersten Abschnitte gegebenen des alten conservativen Predigers nicht sehr ab.

Um den jungen Bonstetten durch Zerstreuungen und Studien aus seinem Trübsinn aufzurütteln, machte der Vater, der fortwährend bei Bonnet brieflichen Trost suchte und erhielt, kleine Reisen mit dem Sohne und schickte ihn im Spätjahr 1767 nach Lausanne, welcher Aufenthalt den jungen Mann aber um so schwerer drückte, je näher er sich dem geliebten Genf befand, wohin alle Macht höchstgesteigerter Sehnsucht ihn zog. Dazu wollte sich Vater Bonstetten, der Genf nach einem Ausdrucke des Sohnes als

den Deckel des großen Höllenkessels betrachtete, jedoch um keinen Preis verstehen. Dagegen willigte er ein, daß der Sohn die Universität Leyden beziehe, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er jeder philosophischen Studien sich enthalte.

Im Frühjahr 1768 ging der 22jährige nach Leyden ab, wobei auf der Reise ihm in Zaardam der drollige Zufall passirte, von der dortigen Bevölkerung für den König von Dänemark gehalten zu werden. Seine Begleiter behandelten ihn sofort, so wie sie diesen Irrthum bemerkten, seinem vermeintlichen Charakter gemäß und Bonstetten ging mit bestem Humor so ganz auf den Scherz ein, daß es ihm nicht ganz angenehm war, als er merkte, daß seine Begleiter müde geworden waren, ihre untergeordnete Rolle fort zu spielen. Die Ursache seines Mißvergnügens war, daß er dadurch des trefflichen Capweins verlustig ging, welchen der Magistrat von Zaardam ihm angeboten hatte[42]).

Aber auch Leyden konnte Bonstetten nicht befriedigen. Treffend bemerkt Steinlen, daß Bonstetten nicht eine Natur war, deren Energie durch die Einsamkeit geschärft wird. Ohne ein bewegtes gesellschaftliches Leben, ohne die Anregungen und Aufmunterungen der Freunde fand er in den Büchern nichts als ein todtes Wissen, das unfähig war, seiner Intelligenz Nahrung zu bieten. Er hörte kurze Zeit Physik bei dem Waadtländer Allamand und Völkerrecht nach Hugo Grotius bei Pestel, einem eben so gelahrten als confusen Kopfe. Daneben verkehrte er oft mit einem jungen Hol=

länder, van Santen, mit jungen Russen, machte kleine Reisen mit van Santen im Lande umher und berichtete darüber seinem Vater in oft reizenden Schilderungen*).

Schon im Sommer 1769 verließ Bonstetten mit Einwilligung des Vaters Leyden und schiffte sich in Rotterdam nach England ein. Da aber zu jener Zeit die Noblesse Englands auf ihren Landgütern sich aufhielt, begab sich auch Bonstetten auf das Land, um englisch zu lernen und seine etwas geschwächte Gesundheit wiederherzustellen. In der Stille des Landlebens kam dem jungen Mann eine Heirathsneigung an, die aber eben so rasch schwand, als sie in ihm aufgestiegen war. Von weit dauernderer Bedeutung ward ihm ein kurzer Aufenthalt in Bath, dem aus Pope und den englischen Romanschriftstellern wohl bekannten Badeaufenthalt der Noblesse Englands, wo er Thomas Pitt, den Bruder des älteren Pitt (Lord Chatham) und einen jungen Engländer Namens

*) Wie frisch und lebendig ist nicht folgende Stelle: „Nichts ist ergreifender, als eine nächtliche Einschiffung. Die Matrosen ziehen unter wildem Geschrei die Segel an, das Meer und die Winde rauschen durch die halbentfalteten Segel. Am Strande umarmen die Schiffer ihre Frauen, die Kinder weinen, die Mütter segnen ihre scheidenden Söhne, daneben treiben sich die Reisenden herum, pfeifen, singen, fluchen, lachen, während Andere ruhig ihr Pfeifchen rauchen und abwarten, bis die Zeit gekommen, wo sie das schwankende Brett betreten dürfen, all das spärlich von einer bis zwei Lampen erhellt, die von den Sternen kaum zu unterscheiden sind. Auf die erste Verwirrung folgt rasch Ordnung und dann allgemeine Heiterkeit." (Steinlen a. a. O. S. 64.)

Nicholls kennen lernte, mit welchem letzteren er ein langjähriges Freundschaftsverhältniß unterhielt. Durch Pitt, der sich Bonstetten's auf liebreichste Weise annahm, wurde er auch König Georg vorgestellt, wobei das ungenirte Auftreten des jungen Schweizers am Hofe unter den Ceremonienmeistern großen Skandal verursachte. Von Nicholls erhielt Bonstetten ein Empfehlungsschreiben an den Dichter Thomas Gray, dessen „Elegie, geschrieben auf einem Dorfkirchhofe" eines der Musterstücke der englischen lyrischen Poesie ist. Bonstetten suchte ihn in London auf und fand sich gleich so sehr durch die geistvolle Unterhaltung des alten Poeten gefesselt, daß er ihm in seine stille Einsamkeit nach Cambridge folgte, wo Gray Geschichte docirte. Dort gingen Bonstetten die seligen Stunden wieder auf, welche er in Genf mit Bonnet, Moultou u. A. verlebt hatte, da Gray es sich ernst angelegen sein ließ, seinen jungen Freund mit den Dichterheroen Shakespeare und Milton, und außerdem mit Dryden und Pope genau bekannt zu machen. Bonstetten berichtet selbst in seinen „Erinnerungen", daß er fast jeden Abend 4 Uhr die weiten und schweigsamen Hallen des Collegiums von Pembroke durchschritt, um über einen Rasenplatz zu der Klause des einsamen, melancholischen Poeten zu gelangen, mit dem er sich dann bis Mitternacht einschloß. Gar zu gern wäre Bonstetten noch lange Zeit in Cambridge geblieben, aber seine Familie, besonders sein Vater, der sich auch sehr vereinsamt fühlte, rief ihn nach Bern zurück. Doch sollte er vorher noch Paris besuchen. Schon im Frühjahr 1770 traf

er dort ein, nicht ohne tiefe Eindrücke, welche das englische Leben und der englische Volkscharakter auf ihn gemacht hatte.

In Paris suchte er vor Allen seine Genfer Freunde Madame Necker und die Herzogin von La Rochefoucauld auf, die ihn wieder mit literarischen Notabilitäten wie d'Alembert, Diderot, Mably und Andern bekannt machten und zugleich in jene literarischen Salons einführten, die unter dem Namen „Bureaux d'esprit" einen so mächtigen Einfluß auf die geistige Entwicklung der Gesellschaft ausübten. An der Spitze dieser Salons standen meist Frauen, welche, wie Voltaire scherzend sagte, einen oder zwei Schriftsteller als Minister zur Seite hatten. Kann man, wie der geistvolle Hettner [43]) diese Erscheinung eben so kurz als treffend charakterisirt, die Schriftsteller dieses Zeitalters mit parlamentarischen Parteiführern vergleichen, so waren diese Salons die Parteiversammlungen. Alles ward hier angeregt und vorbereitet, durchdacht und durchsprochen, nur kecker und sprunghafter als vor der Oeffentlichkeit. Bonstetten besuchte mit größter Unparteilichkeit die Salons der Madame Geoffrin, der Madame Necker und des Fräuleins de l'Espinasse, der Freundin und Vertrauten d'Alemberts, d. h. die bedeutendsten unter ihnen, wobei er die feinsten Beobachtungen über den Unterschied der französischen und englischen Gesellschaft machte, welche entschieden zu Gunsten der letzteren ausfielen. So sagt er in einem seiner Briefe: „Die meisten dieser Schriftsteller haben Geist, allgemeine Kenntniß von gar vielen Dingen, neue, zuweilen brillante Ideen, aber keine Methode. Wie ganz anders ist es in

England. Auch dienen die französischen Schriftsteller mehr dazu, jene Ideen abzurunden und zu erweitern, die ihren Urquell in England haben und in Genf." Diese letztere Anführung mag dem Vater curios vorgekommen sein, der seine Erlaubniß zur Reise nur unter der Bedingung gab, daß der Sohn aller philosophischen Studien sich enthalte. Zugleich mochte er von den Zerstreuungen der Reise erwartet haben, daß sie die Genfer Ideen verdrängen würden, und siehe da, an einem schönen Morgen kommen sie wieder zum Vorschein und mächtiger, tiefer eingewurzelt als je.

An anderer Stelle bemerkt Bonstetten: „Die Engländer beginnen damit, sich einen Fond gesunder Vernunft zu verschaffen, die geistreichen Franzosen hören damit auf und sterben oft, ehe sie dazu gelangt sind. Man mag einwenden was man will, so sind doch in England die wirklichen Verdienste eines Mannes die Hauptursache seiner Beförderung, während sie in Frankreich allein von der Gunst abhängt. Bei den Engländern muß man zuerst dem Vaterlande reelle Dienste geleistet haben, während es in Frankreich genügt, daß man einigen verderbten Seelen gefällt. In England sind die Mißbräuche Ausnahmen, in Frankreich die Regeln." . . . . „Die Pariser Gelehrten sind zumeist Schöngeister, die englischen große Charaktere. Die einen lehren uns das Leben zu genießen, die andern es gut anzuwenden; die Regeln der Selbstsucht sind bei den französischen Schriftstellern genauer ausgerechnet, während die Engländer mit den Geboten der Moral besser

vertraut sind [44])." Man sieht, Bonstetten war auch seinem rationalistischen Glaubensbekenntnisse treu geblieben und verhielt sich deshalb ziemlich spröde gegen den französischen Esprit und den in Paris damals in voller Blüthe stehenden Materialismus.

Bonstettens Aufenthalt in Paris war aber auch nach jener Seite hin interessant, die wir im ersten Abschnitte bei der Besprechung von Geßner's Idyllen berührten. Das gewaltige Ringen nach Freiheit, die Sehnsucht, aus den verkünstelten Einrichtungen und verderbten Zuständen einer in Fäulniß übergehenden Kultur herauszutreten und der Natur sich wieder zu nähern, war ein verwandter Zug der gesammten gebildeten europäischen Gesellschaft, wie Rousseau ihr gewaltigster Prophet. Es ist bekannt, mit welchem Enthusiasmus die nordamerikanische Revolution in Paris begrüßt wurde, wie die edelsten Jünglinge Frankreichs derselben ihre Dienste anboten, welche Vergötterung die hohe Gesellschaft mit dem so schlicht auftretenden Franklin trieb. Einen ähnlichen Zauber übte die Schweiz auf die leicht erregbare Phantasie der Franzosen aus. Von den wirklichen Zuständen der Schweiz, von dem dumpfen Drucke, den die aristokratischen Regierungen auf das Volk ausübten, von der ganzen derben Realität unsers damaligen Lebens hatten die Franzosen keinen Begriff. Die Heimath Wilhelm Tell's war ihnen selbstverständlich ein Land der Freiheit und die Vorstellung, welche sie sich von den Schweizern machten, fiel so ziemlich mit jenen tugendhaft sentimentalen Schäfern Geßner's zusammen, die sich gegen-

seitig mit ihren Flöten anbliesen und in traulichem Vereine mit den sanften, weißen Schäflein und unschuldsvollen Böcklein über den Rasen hüpften. Die ganze vornehme Gesellschaft Bonstetten's, voran die edlen Damen des stolzen Hauses La Rochefoucauld schwärmten für die Schweiz. Diese vornehmen Damen durchstöberten ihre Bibliotheken, um alte Schwarten und Chroniken zu entdecken, die ihnen von der Schweiz berichteten, welche Lektüre sie momentan eben so sehr entzückte als kurz vorher die Abenteuer des Chevalier Faublas und der Manon Lescaut. Eine Herzogin von Estissac war laut einem Berichte Bonstetten's von der Sehnsucht fast verzehrt, die Schweiz zu bereisen, eine Madame d'Enville hatte schon ihre Reiseroute entworfen und die Herzogin von La Rochefoucauld ließ sogar, um der Schweiz recht nahe sein zu können, ein verfallenes Schloß an der Schweizergränze wieder herstellen. Wohl waren es verfallene Schlösser, in denen die hohe französische Gesellschaft ihre Freiheitsidole aufstellte und Luftschlösser zugleich. Drollig war vor Allem das Bekenntniß der Madame d'Estissac, welche auf die Bemerkung Bonstetten's, es lasse sich mit 600,000 Livres Rente auch in Frankreich recht hübsch leben, in heftigen Zorn gerieth und ihm erwiederte: „Bin ich nicht die Sklavin meines Ranges? Muß ich nicht gegen meinen Willen so viel Geld verschwenden? Empfinde ich meinen Reichthum etwa auf eine andere Weise als durch den Zwang, den meine Stellung mir auferlegt? Und, ach, was für eine köstliche Milch gibt es in ihren Bergen[45])!“

Ja wohl, wir kennen das zwanglose, freie Leben in der Schweiz zu jener Zeit und die Revolutionen der Neunzigerjahre bilden seine sprechende Kehrseite.

Die Gefühlsschwelgerei und die Verstandesspiele auf dem Schlosse Roche Guyon, dem Sommeraufenthalte der Herzogin von La Rochefoucauld, wohin Bonstetten mit glänzender Gesellschaft der Herrin desselben gefolgt war, konnte ihm doch auf die Dauer nicht genügen. Er war Mann geworden und sehnte sich nach äußerer Thätigkeit, nach eigentlicher Arbeit.

Ja wohl, der Freund des Kampfes, [illegible] Liebe zu der Heimath zu [illegible] und die [illegible] [illegible] [illegible].

[illegible] und die [illegible] auf [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] auf die [illegible] nicht [illegible]. Er war [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible].

IV.

Politisches Debut.

Im Spätjahre 1770 war Bonstetten wieder nach Bern zurückgekehrt, dem dortigen Leben so sehr entfremdet, daß er nicht nur seine bernische Mundart, sondern selbst die deutsche Sprache vergessen hatte. Dies wäre übrigens für Bonstetten kein großes Hinderniß gewesen, da mit den französischen Sitten, welche vorzugsweise durch die aus französischem Dienste heimkehrenden Offiziere eingeführt worden, auch französische Bildung ihren Einzug hielt und die französische Sprache sogar zur Umgangssprache der Berner Aristokratie geworden war. Wohl hatte jene geistige Bewegung, die wir im ersten Abschnitte schon verfolgten, auf ihrem Alexanderzuge auch Bern berührt und der Name Haller zählt zu den ersten unter Jenen, welche die Literargeschichte dieser Zeit aufführt. Aber Haller, der durch seine Gedichte, besonders durch jenes über die Alpen, rasch ein europäisches Renommée erhielt, der auch in seinen wissenschaftlichen Arbeiten so Ausgezeichnetes leistete, daß die Akademie zu Upsala den 25jährigen jungen Gelehrten zu ihrem Mitgliede wählte, erhielt in Bern nicht nur keine Aufmunterung, sondern mußte mannigfache

Unbill und die kränkendste Zurücksetzung erleiden. Die Engherzigkeit und der Standeshochmuth dieser Patricier erlaubten ihnen nicht, ein mit so ausgedehntem und gründlichem Wissen ausgestattetes Talent an Bern zu fesseln, das zugleich ein und dieselbe Person war mit dem Verfasser des Gedichtes „Verdorbene Sitten." Denn in diesem Gedichte war freilich die Rede von Leuten, deren Stolz sie den Bürgern unzugänglich mache, deren Ansehen mächtiger sei, als Recht und Gesetz, und obgleich alle beherrschend, doch sich selbst nicht zu beherrschen vermögen; oder von Männern, welche die Versorgung ihrer Familie dem Staate aufbürden und zu diesem Behufe kein Mittel zu niedrig finden, durch alle Häuser rennen, drohen, schmeicheln, flehen, versprechen und Jedermann Vetter nennen; oder auch von Solchen, die sehr wohl mit den Weinfässern, desto weniger aber mit Wissenschaft, Gemeinsinn und Bürgerpflicht vertraut seien und denen nur das als Recht gelte, was ihnen gefalle [46]). Ist es doch in Bern allbekannt, daß Haller seinen Beinamen „der Große" nicht seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern einzig seiner Körperlänge verdankte.

Neben Haller war es vorzüglich eine Frau, die wenige Jahre einige geistige Bewegung in Bern herbeiführte. Es war dies Julie Bondeli, die Freundin Wieland's und Rousseau's, welche, ähnlich wie die Beherrscherinnen der literarischen Salons in Paris, einen kleinen Kreis von Freunden der Literatur und Wissenschaft um sich gesammelt hatte. Durch die Abreise der auf den Tod erkrankten

Julie Bondeli nach Neuchatel löste sich dieser Kreis wieder auf, kurze Zeit vor der Heimkehr Bonstetten's.

Bern bildet überhaupt in seinen literarischen Regungen ein merkwürdiges Gegenstück zu Zürich. Während hier die geistige Bewegung Deutschlands nicht nur sehr empfänglichen Boden fand, sondern gerade von Zürich aus mächtige Anregungen zur Regeneration der deutschen Literatur ausgingen, hatte jenes bescheidene Maß wissenschaftlicher und literarischer Wirksamkeit in Bern einen so überwiegend französischen Charakter, daß die bernischen Dichter jener Zeit, der bekannte Henzi und Professor Lerber [46b]) französische Verse schrieben und die Verfasser mehrerer wissenschaftlicher Werke, Deutschberner welche dem Patriciate angehörten, sich der französischen Sprache bedienten. Während Voltaire seinen Cäsar mit der gleichen Schalkheit Bern widmete, wie er sein Trauerspiel „Mahomet" dem Papste Benedict XIV. dedicirt hatte, besuchte Klopstock Zürich und Göthe stand in intimen Beziehungen zu Zürchern. In ähnlichem Verhältnisse stand die Gesellschaft dieser beiden Aristokratien zu der philosophischen Bewegung der Zeit. Die Leibnitz-Wolff'sche Philosophie wie später Kant fanden vorzüglich in Zürich und der nordöstlichen Schweiz Aufnahme, wogegen in Bern wesentlich die verschiedenen Richtungen der französischen Philosophie von Condillac bis zu den Materialisten Eingang fanden, obgleich in ziemlich beschränktem Maße, da der realistische Charakter der Berner gern Alles von der Hand wies, was nicht von directem praktischen Nutzen war. Schon die Vermittler

in Genf hatten Bonstetten und seine Studien damit abzufertigen gemeint, daß sie ihm bemerkten, die Philosophie, d. h. die reine, von keinem äußern Zweck getrübte Erkenntniß nütze ja nichts. Die Presse wurde mit der größten Aengstlichkeit überwacht und streng gemaßregelt und ernste wissenschaftliche Bestrebungen fanden mit höchst seltenen Ausnahmen keine oder nur höchst geringe Aufmunterung, wogegen Rathschreiber Mutach für sein zusammengetragenes Cärimonialbuch nicht nur ohne Bedenken die Erlaubniß zum Drucke, sondern 400 Maß guten Waadtländer-Weines und 100 Thaler zum Zeichen der Zufriedenheit erhielt. Das bernische Patriciat wollte keine Gelehrsamkeit, eine Art Geistesaristokratie bei sich aufkommen lassen, wie sie auch der Entwicklung von Industrie und Handel hemmend in den Weg trat, in der Befürchtung, daß sie die Heranbildung eines reichen Mittelstandes zur Folge haben könnte. Daß diese Geistespolizei vor allem auch auf den Volksunterricht ausgedehnt und hier noch viel strenger ausgeübt wurde, erscheint nach dem ganzen Charakter der bernischen Regierungspolitik sehr begreiflich. Der Unterricht dauerte, wie offizielle Urkunden berichten, nur den Winter hindurch, eigentlich nur 3—4 Monate. Dem Lehrer ward für sein mühsames Amt fast überall nur kärglicher Lohn und er war deshalb genöthigt, noch einem andern Nebenerwerb nachzugehen, so daß der Schullehrer von Bümpliz um 1740 zugleich das edle Amt eines Mäusefängers übernahm [47]). Wie es mit den Lehrmitteln aussah, zeigt ein amtliches Verzeichniß von 1750, welches als Schulbücher

aufzählt: „Berner und Heidelberger Katechismus, Nachtmahlbüchli, Lustgärtlein, Uebung der Gottseligkeit, Paradeysgärtlein, Wahrheitsmilch, Bätbuch, Namenbüchli, Psalmen [48]).“ Das waren die klassischen Schriften, aus denen das bernische Landvolk jener Zeit sich unterrichtete.

Es ist begreiflich, daß im Kanton Bern wenige Kundgebungen von jenem Vereinsleben sich zeigten, das im vorigen Jahrhundert so weite und tiefe Wurzeln zu schlagen begann. Nur ein Verein gewann eine wirkliche Bedeutung sowohl durch die große Zahl seiner Mitglieder, als durch seine Leistungen. Es war der von Tschiffeli gestiftete öconomische Verein, der sich besonders die Hebung des Landbaues zur Aufgabe gestellt hatte.

Auf diesen durchaus ungünstigen Boden wurde nun Bonstetten aus den glänzenden Salons von London und Paris verpflanzt und es ist sehr natürlich, daß nicht nur Bonstetten in diesen neuen Verhältnissen sich höchst unbehaglich fühlen mußte, als auch daß die bernische Aristokratie den feingebildeten, freidenkenden Standesgenossen mit großem Mißtrauen aufnahm. Die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Bern bilden daher eine ziemlich trübe Partie seines Lebens, in welche als seltene Lichtblicke eine Reise in das Oberland und 1773 ein Besuch der helvetischen Gesellschaft in Schinznach fielen, in welche letztere er als Mitglied aufgenommen ward. Neben den Anregungen, die er von diesen Zusammenkünften erhielt, war der Besuch von Schinznach im Jahre 1773 für Bonstetten

deshalb von besonderer Bedeutung, weil er dort den Historiker Johannes Müller kennen lernte und einen engen Freundschaftsbund mit ihm schloß, der so fest war, daß alle Wandlungen dieses charakterlosen Mannes ihn nicht zu lösen vermochten [49]). Bonstetten berichtete später dies erste Begegnen an Matthisson: „Man kann sich kaum einen Begriff von Müller machen, wie er war, als ich ihn zu Schinznach zum erstenmal sah. Ein schönes, frisches Mädchengesicht mit rasirtem Kopfe, über welchem sich eine mächtige Rathsherrenperücke wölbte; ein kleines Männchen in elektrischer Bewegung. In seiner Haltung war er ein Mittelding zwischen einem zwölfjährigen Knaben und einem altgelehrten Professor. Gehen konnte er nicht, nur hüpfen. Wohl fünf bis sechs Jahre nachher, als er einmal in der Boissière zu Tronchin in das Zimmer eintrat, sagte ihm der alte ehrwürdige Weltmann: „Tachez donc, de marcher sans sautiller!“ Wenn Johannes Müller's Hauptwerk, seine Schweizergeschichte, sowohl wegen seines gekünstelten, gespreizten Styles, als hinsichtlich des Gehaltes, der von den Resultaten der neuern historischen Forschung unendlich überholt ist, heutzutage nicht mehr genügen kann, so war es für die Zeit seines Entstehens eine große That nach zwiefacher Seite. Es stellte ein Idealbild der schweizerischen Manneskraft früherer Jahrhunderte dem gesunkenen Zustande der Gegenwart gegenüber und zugleich eine unabsichtliche Kritik desselben auf und wirkte somit patriotisch erhebend, während es zugleich der erste Versuch war, einen wissenschaftlichen Gegen-

stand in einer schönen Sprache zu behandeln. Müssen wir diese verdienstvolle Seite des Geschichtswerkes anerkennen, dessen Erscheinen das größte Aufsehen machte, so dürfen wir nicht vergessen, daß vorzüglich die hingebende, aufopferungsfähige Freundschaft Bonstetten's es war, welche dem Freunde die sorgenlose Ausarbeitung seines Werkes möglich machte[50a]).

Im gleichen Jahre 1773 starb Bonstetten's Vater, tief betrauert von dem Sohne, obwohl der innere Gegensatz Beider dem Vater so sehr bewußt war, daß er noch auf dem Todbette zu dem Sohne sagte: „Wir haben uns nicht immer verstanden[50b]).“ Die durch den Todesfall errungene äußere Selbständigkeit benützte Bonstetten vorerst zu einer Reise nach Italien, „um die Manen Virgil's und das Grab des Livius zu besuchen, wie meine Vorfahren im Mittelalter nach dem heiligen Grabe wallfahrteten.“ Bonstetten reiste über Venedig nach Rom und Neapel und kehrte über Bologna, Parma und Mailand wieder nach Bern zurück. Bei jedem Schritte, mit dem er sich der Heimath näherte, schien ihm der Weg rauher zu werden und in trüber Stimmung langte er gegen Ende 1774 wieder in Bern an.

Es ist sonderbar und unerklärt, warum Bonstetten die gewonnene Freiheit und Selbständigkeit nicht dazu benutzte, um nach dem geliebten Genf zu gehen und dort seine Studien nach irgend einer Richtung hin abzuschließen, sondern in das so hart und mit so gutem Grunde von ihm getadelte Bern zurückkehrte. Die einzige Lösung dieses

Räthsels mag darin gefunden werden, daß Bonstetten bei seinen weltbürgerlichen Reisen und dilettantischen Studien 30 Jahr alt geworden war und im Frühling 1775 eine jener periodischen Erneuerungen des großen Rathes stattfand, von denen wir schon in der Einleitung gesprochen. Bonstetten konnte und mochte nicht, wie so viele seiner jungen Standesgenossen, seine Carriere mit dem üblichen auswärtigen Militärdienste beginnen, weshalb ihm kein anderer Weg offen blieb, eine äußere Wirksamkeit zu finden, als die Wahl in den Großen Rath, den Urquell aller öffentlichen Stellen. Das Ansehen, welches die Familie Bonstetten genoß, eine jener Familien, welche zum dünngesäeten historischen Adel der Stadt gehörten und in Folge dessen ziemliche Bevorzugung genossen, die verwandtschaftlichen Beziehungen derselben zu den mächtigsten Gliedern dieser Aristokratie und die verhältnißmäßig kleine Vertretung im Großen Rathe [51]) ließen den jungen Bonstetten eine Wahl in diese Behörde mit ziemlicher Sicherheit erwarten, was denn auch der Fall war, obgleich Bonstetten mit bittern Bemerkungen über das Patriciat auf eine nicht gerade empfehlenswerthe Weise debutirt hatte. Es ist bezeichnend für den Charakter von Johannes Müller, daß er in einem Briefe, in welchem er Bonstetten wegen dessen bitterer Beurtheilung des bernischen Patriciats herb tadelte, ihm dabei Machiavelli und Cicero als Muster aufstellte.

Genug, zu Ostern 1775 ward Bonstetten Mitglied des Großen Rathes. Hoch gingen die Erwartungen des

jungen Mannes und mit redlichem Ernste bemühte er sich, den Pflichten seiner neuen Stellung nachzukommen. Die neuen Erfahrungen sollten aber bald genug durch neue Enttäuschungen aufgewogen werden.

An der Spitze des damaligen bernischen Staates stand „Mein Hochgeacht gnädiger Herr, Herr Albrecht Friedrich von Erlach, Herr zu Hindelbank, Urtenen, Bäriswil und Mattstetten, regierender Schultheiß der Stadt und Republik Bern," wie Erlach in dem bernischen Staatskalender von 1775 betitelt wird. Der Schah von Persien mochte damals keinen längern Titel besitzen, als diese erste Magistratsperson des schweizerischen Freistaates Bern.

Dem „Hôtel d' Erlach," d. h. dem in französischem Styl gebauten Palast des Schultheißen, welchen er selbst hatte bauen lassen, lag das Haus gegenüber, in welchem Bonstetten wohnte. Um zu dem Schultheißen zu gelangen, mußte man durch eine Reihe von Zimmern schreiten, ehe das „Cabinet" desselben sich erschloß. Da kam dann, nach Bonstetten's eigenem Berichte [52]), ein kleiner Mann, aber mit imposanter Haltung, mit aller „Graçe" eines großen Mannes von Versailles entgegen. „Er war immer, obwohl zu dieser Zeit schon über 70 Jahre alt, auf den Füßen und ging auf und ab." Es soll überaus drollig gewesen sein, die alten Landvögte bei ihm zu sehen, welche einen förmlichen Hofstaat um ihn bildeten. v. Erlach wußte Jedem etwas Passendes zu sagen. Jeden begleitete er bei seinem Abgange so weit, als die Bedeutung des Mannes taxirt wurde und war die Thüre wieder geschlossen, so

wußte er irgend etwas Beißendes über den Abgegangenen zu bemerken, das den Anwesenden amüsant war. „v. Erlach kannte Jeden der Zweihundert des souverainen Rathes so genau, daß Alle entzückt und mit Seiner Excellenz wie mit sich selbst höchst zufrieden fortgingen." Es war dies, beiläufig gesagt, der gleiche Schultheiß von Erlach, welcher den armen Rousseau auf einen von Genf aus geäußerten Wunsch sofort von seinem Asyl auf der Petersinsel forttreiben ließ.

Welcher Art diese Unterredungen zuweilen waren, davon gibt Bonstetten in seinen Erinnerungen ein drolliges Beispiel. Der tägliche und der geheime Rath, welcher das diplomatische Comité des Kleinen Rathes bildete, hatten einst wichtige Geschäfte. Zu jener Zeit ließ der Schultheiß Bonstetten zu sich rufen. Bonstetten war in der größten Spannung und Erwartung, welche diplomatischen Geheimnisse sich ihm erschließen würden. Der Schultheiß empfing ihn auf die liebenswürdigste, gewinnendste Weise, altfranzösische Höflichkeit in seinen Manieren, ein feindiplomatisches Lächeln auf den Lippen, und richtete endlich an den jungen Rathsherrn die hochwichtige Frage: „Mein Cousin, Sie haben im dritten Stock eine große Bouteille vor einem Fenster stehen. Es wundert mich, zu wissen, was darin ist." Und Bonstetten erwiedert sofort: „Ich werde die Ehre haben, Eure Excellenz davon zu benachrichtigen." In der Flasche war einfach Essig, den man an die Sonne gestellt hatte [53]).

Bei dem ceremoniösen Leben in Bern und der ent-

schiedenen Abneigung gegen Alles, was über den Kreis der Anschauungen der herrschenden Classe in Bern hinausging, so wie bei dem Mangel ernsterer Thätigkeit überhaupt ist zu vermuthen, daß die ersten Jahre, welche Bonstetten nach seiner Wahl in den Großen Rath in Bern zubrachte, sehr unerquicklich für ihn gewesen sein mußten. Studien in Valeyres, dem Familienaufenthalte Bonstetten's, Correspondenzen besonders mit Müller und kleine Schweizerreisen, welche er wiederholt mit demselben machte, mögen den größten Theil seiner Zeit ausgefüllt haben. Auf einer dieser Reisen begegnete den Beiden ein Abenteuer, das leicht von schlimmen Folgen für sie hätte sein können und das zugleich einen tiefen Blick in die Macht des Aberglaubens werfen läßt, welcher das schweizerische Landvolk jener Zeit gefangen hielt. Beide waren auf einer ihrer Wanderungen in Ettiswil, einem Dorfe des Kantons Luzern, angekommen, an einem Tage, an dem die Bewohner eines benachbarten Kapuzinerklosters ein Kirchenfest feierten. Sie setzten sich vor das Wirthshaus in den Schatten und Bonstetten zog seinen Tacitus aus der Tasche, um Müller daraus vorzulesen. Bald schaarte sich eine dichte Volksmenge um sie und laute Drohungen wurden ausgestoßen. Bonstetten ging in's Wirthshaus hinein und auf die Frage, was denn die Leute wollten, sagte ihm ein Dienstmädchen, man beabsichtige, sie einzufangen. Die Bauern behaupteten nämlich, sie seien zu fünf Personen angekommen und jetzt seien nur noch viere da; der fünfte, ein weißer Mann, sei verschwunden. Bald erschien ein mit einer Hellebarde be-

waffneter Bauer, um sie in's Gefängniß abzuführen. Zuerst ergriff das Volk Bonstetten's Bedienten, einen gewandten und kräftigen Burschen, der tüchtigen Widerstand leistete und drei bis vier Bauern niederschlug. Da stürmte aber die ganze Volksmenge auf ihn ein, warf ihn nieder und trat ihn mit Füßen, so daß er an vielen Stellen blutete. Ein zum Glücke gerade vorbeiziehender Reiter wurde von Bonstetten angehalten und beschworen, die Wüthenden zu beschwichtigen, was dieser auch that, worauf die Gesellschaft ihre Reise fortsetzen konnte, begleitet von dem jungen Bedienten, dessen langes Haar von Blut triefte. Sie beabsichtigten, nach dem nächstgelegenen landvögtlichen Sitze in Willisau zu gehen, das eine halbe Stunde von Ettiswil entfernt war. Auf halbem Wege sahen sie das Volk wieder anrücken. Sie verdoppelten ihre Schritte. Kaum waren sie aber an den Thoren von Willisau angelangt, so wurden sie neuerdings von mehr als hundert mit Prügeln bewaffneten Männern verfolgt, denen sie nur mit Noth entfliehen konnten. Im Schlosse angelangt, stellte sich Bonstetten sofort vor dem Landvogt, der die Tobenden frug, was sie denn gegen die Reisenden so sehr aufgebracht hätte. Das Volk antwortete, sie seien „gefrorne Leute," mit welchem Namen noch heutzutage an einigen Orten der Volksaberglaube diejenigen bezeichnet, welche er für hieb- und kugelfest hält. Der Landvogt ließ einige der Hauptanführer des Tumultes gefänglich einziehen und später nach Bern schicken, wo dieselben Bonstetten bekannten, daß die Kapuziner ihren

Fanatismus aufgestachelt hätten, da sie im Glauben gewesen seien, Bonstetten und seine Begleiter ständen mit dem Teufel im Bunde[54]). Wahrscheinlich hielten sie die mit lauter Stimme vorgetragenen Worte des Tacitus für Zauberformeln. Seit diesem Abenteuer mögen die beiden Freunde wohl dieser Weise ihres Tacituskultus sich enthalten haben.

Gegen Ende 1779 gelangte Bonstetten endlich zu einem Amte. Der Tod seines Schwiegervaters, des Landvogts von Wattenwil, verursachte, daß er als dessen Statthalter nach Rougemont gesandt wurde, wo die bernischen Landvögte des Amtes Saanen residirten. Vorher sollte er aber noch eine Erfahrung machen, die ihn in einige Geheimnisse der damaligen innern Politik Berns einführte. Kurz vor seiner Abreise nach Rougemont wurde er durch einen Bedienten des Schultheißen v. Erlach eingeladen, am Nachmittag desselben Tages zu ihm sich zu begeben. Bonstetten, der noch ganz erfüllt von seinen Studien in Tacitus, Macchiavelli und Montesquieu war, und in der bevorstehenden Unterredung mit dem hochverehrten Standeshaupte weise politische Rathschläge zu vernehmen hoffte, ward nicht wenig überrascht, als v. Erlach ihn mit dem kurzen Bescheide, der Quintessenz damaliger bernischer Verwaltungspolitik, empfing und entließ: „Guten Tag, mein Cousin! Jetzt seid Ihr ja Landvogt. Nehmt Platz. Mein Cousin, ich weiß nicht, ob Ihr die üblichen Gebräuche eines Landvogts kennt. Man wird Euch die nöthigen Verzeichnisse schicken. Jeder Rathsherr erhält jährlich eine

gewisse Anzahl Käse. Euer Vorgänger war aber ein Thor, da er mir immer nur kleine Käse geschickt, die nicht so viel werth sind, als die großen. Denkt daran, mein Cousin, mir recht große zu schicken. Adieu, mein lieber Cousin! Ich wünsche Euch glückliche Reise. Meine Cousine befindet sich wohl?" Die letzten Worte sagte er schon an der Thüre und Bonstetten war entlassen [55]).

In Schloß Rougemont angelangt, fühlte sich Bonstetten in eine Einsamkeit versetzt, wo er aus seinen Fenstern nichts sah, als eine himmelhohe Schneewand, an der einige zerstreute Hütten hingen und die von ungeheuern Felsenzacken gekrönt waren. Seine Geschäfte lehrten ihn nach eigener Aussage [56]) ein Volk kennen, das an Sitten so einfach schön wie seine Alpen war. Bonstetten fühlte den Werth seiner Muße und seiner günstigen Lage, um alle wünschbaren Aufschlüsse über Leben und Sitten dieser Aelpler zu erhalten und er faßte den Entschluß, eine Schilderung desselben zu schreiben. Er stellte eine Reihe von Fragen auf, die er sich von mehreren hundert Personen beantworten ließ, um nachher diese Antworten noch von Vorgesetzten berichtigen zu lassen. Neben den nicht gerade übermäßigen Amtsgeschäften und dieser Arbeit füllte er seine Zeit mit Correspondenzen aus, besonders an seinen Freund Müller, mit welchem er in lebhaftem Verkehr stand. Diese Correspondenz, welche mit so großem Pomp in die Welt eingeführt wurde, läßt übrigens, besonders so weit sie die Briefe Müller's betrifft, einen sehr peinlichen Eindruck zurück. Die Briefe Müller's sind nämlich nichts, als

ein von vollständiger innerer Kälte zeugender Notizen- und Anekdotenkram, gespickt mit den gröbsten Schmeicheleien, die er seinem Freunde in's Gesicht sagen durfte. Faßt man in's Auge, daß Müller zu jener Zeit wiederholt ziemlich deutlich zu verstehen gab, daß ihm, dem „Geschichtschreiber der alten Schweizer", wie er sich selbst nannte, eine Anstellung in Bern nicht unerwünscht gewesen wäre, so macht es nicht nur einen widerwärtigen Eindruck zu sehen, wie er in diesen Tagen in dem Entwurfe einer Abhandlung über die politische Entwicklung Berns, den er Bonstetten „zur Correctur" schickte, nicht allein im Eingange die sechs historischen Adelsgeschlechter (zu denen ja auch die Bonstetten gehörten) mit historischem Weihrauch überschüttete, sondern sogar die bestehende Staatsordnung von Bern als ein Beispiel staatsmännischer Weisheit und republikanischer Tugend aufzustellen wagte, wobei er (die Abhandlung sollte in Genf zu einem öffentlichen Vortrage benützt werden) sich nicht scheute, wichtige Verhältnisse total falsch zu schildern, um damit bestehende Mißbräuche in ihr Gegentheil zu kehren. So sagte er unter Anderm sogar, daß in Bern, um den Umschlag einer weisen Aristokratie in Oligarchie zu verhüten, jede Familie nur durch ein Mitglied im Großen Rathe repräsentirt sein dürfe, während das zehnfache Gegentheil allbekannte Thatsache war. Daneben wimmelt der Entwurf von historischen und politischen Schnitzern, die aber alle zu Gunsten und höhern Ehre des bernischen Patriziats ausfallen [57]). Das Stärkste, was der Republikaner Müller in dieser Hinsicht leistete, findet

sich jedoch in der folgenden unbegreiflich scheinenden Stelle eines Briefes vom 8. Mai 1779 [57b]): „Wahrhaftig, über Bern darf ich fast nicht schreiben, weil ich so viel Gutes von dem politischen Scharfsinn dieser Verfassung (einer der vollkommensten) zu sagen habe, daß man es nicht glauben und meiner Parteilichkeit wegen Dir zuschreiben wird. In der That, es ist ein „vortreffliches System.“ Das möchte auch Bonstetten zu stark scheinen, der schon damals über die „Vollkommenheit“ dieses bernischen Regierungssystems ganz anders dachte.

So wie der Sommer 1779 anbrach, durchreiste Bonstetten, begleitet von Müller, seinen Amtsbezirk bis in die innersten Alpenwinkel, um die Zustände des Volkes mit eigenen Augen zu betrachten [58]). Die Folge dieser Studien war eine in französischer Sprache geschriebene Abhandlung, die, von Müller in's Deutsche übersetzt, unter dem Titel „Briefe über ein Schweizer Hirtenland“ zuerst 1781 in Wieland's deutschem Merkur und später als selbständige Schrift herauskam [59]), mit einem historischen Anhange von Müller über die Geschichte dieser Hirtenvölker, welcher ebenfalls zuerst vereinzelt erschien [60]).

Wenn die Sprache dieser Schrift auch ganz in jener verzwickten, geschraubten Weise gehalten ist, mit der Müller, in ungeschickter Nachahmung des Tacitus, die deutsche Sprache mißhandelte*), so ist es dennoch sehr

*) Aus hundert Beispielen nur folgende: „Es ist wahr, Trunkenheit und Schlägereien hören auf. Die Schweizer wollen

begreiflich, daß diese Schilderungen bei den Zeitgenossen warme Aufnahme fanden. Es war eine neue Welt, welche in ihnen der Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts aufging. Obwohl Bonstetten in dieser Schrift den großen Einfluß offen bekennt, den die Lektüre von Geßner's Idyllen auf ihn ausübte [61]), so ist doch der, nur gelegentlich mit einigen sentimentalen Phrasen aufgeputzte, wesentlich aber realistische Inhalt dieser Skizzen himmelweit von der erkünstelten Natur des Geßner'schen Arkadiens verschieden. Alle Seiten dieses Aelpler-Lebens werden in lebendiger Schilderung vorgeführt und mit besonderem Behagen verweilt Bonstetten's Auge auf den einfach-schönen Sitten dieser ächten Naturmenschen, bei ihren Brautstands- und Hochzeitsgebräuchen, ihren Festen, Spielen und Sagen, unter denen auch jene Sage sich befindet, welche Schiller später zu seiner Ballade „der Alpenjäger" benützte [62]). Ein hübsches Beispiel von der Gutmüthigkeit dieser schlichten Menschen erzählt Bonstetten-Müller in der Anekdote, daß Diebe einst eine Hütte geleert hatten und auf frischer That ertappt wurden. Die Hausmutter und ein Verwandter blieben bei ihnen, wäh-

artig thun. So verbannen die Engländer Punsch und Rostbeef in die Bedientenzimmer. Die Stifter der Freiheit haben getrunken: getrunken haben die, die bei Blenheim Ludwig den Großen straften." (Ausg. v. 1793. S. 97.) „Kinder, schön und geistreich, weil sie Werke der Liebe zu sein pflegen, vereinigen bald mit jenem charakteristischen (Trunksucht) gelegenheitlich alle Laster." (a. a. O. S. 103.)

rend der Mann Gerichtsdiener herbeiholte. Als diese kamen, saßen die Diebe bei Tische und wurden von der Frau bedient: „Die guten Leute, sagte sie, hungerten gar zu sehr[63]).“

Noch im gleichen Jahre 1779 endete die Amtszeit Bonstetten's, worauf er wieder nach Bern zurückging, nachdem er eine Abschiedsrede an seine Unterthanen erlassen hatte, in welcher er, seinen Zuhörern wohl etwas unverständlich, Pyrrhus und Cyneas, Phidias und Michel Angelo anführte. Von Interesse ist jedoch besonders eine Stelle, in welcher er reine Sitten und verdienstvolle Handlungen weit über hohe Geburt und bevorzugte Lebensstellung erhob.

In Bern angekommen beschäftigte sich Bonstetten bis zum Jahre 1787, das einen wichtigen Lebensabschnitt eröffnete, mit schriftstellerischen Versuchen und jenen Arbeiten, die neue amtliche Stellungen mit sich führten. Er wurde nämlich in die Zollcommission und in den Erziehungsausschuß gewählt und besonders der Thätigkeit, welche dieser letztere Wirkungskreis ihm eröffnete, entsproß eine größere Abhandlung, die bei ihrem Erscheinen im Schweizerischen Museum nicht geringes Aufsehen erregte. Es war dies die Schrift „Ueber die Erziehung der bernischen Patricier[64]).“

Wir haben sowohl in der Einleitung als bei der Erzählung von Bonstetten's Jugendgeschichte einige Andeutungen gegeben, wie es mit der Jugenderziehung des von Müller so über alles Maß gefeierten bernischen Patri-

ciats im Grunde aussah. Wie die Volkserziehung so war auch die Erziehung der jungen Patricier in ziemlich schlechten Händen. Nach dem Urtheile eines Zeitgenossen Bonstetten's, von Werdt, pseudonym Joh. Justinger, der seine Lebensbeschreibung herausgab, ward es als unschicklich angesehen, „daß Knaben von vornehmen Familien mit gemeinen Bürgerskindern confundirt würden," abgesehen davon, daß, laut dem Rathe eines Professors, von der öffentlichen Schule „keine Progressen zu hoffen waren." Derselbe empfahl daher einen seiner Verwandten als Präceptor, was mit Dank angenommen wurde. „Wir bekamen an demselben, bemerkt der Verfasser sehr naiv, ein sehr komisches Animal domesticum. Am Tische sagte er niemals ein Wort, dagegen war er so ausgehungert, daß er die ersten sechs Wochen unersättlich aß. Meinem Herrn Vater diente er im Keller und im Kornhaus, meiner Mutter verfertigte er Wasch- und Hauszeddel, half ihr Garn winden und dergleichen. Solches ging den Lektionen vor." Als der junge von Werdt zum Studenten promovirt werden sollte, schickte seine Mutter dem Professor einen welschen Hahn, vier Pomeranzen und zwei Zuckerstöcke. Da wurde ihm bei der Prüfung ein Blättchen untergeschoben, welches ein so gutes Thema enthielt, „als ob ich es selbst gemacht hätte." Die Stellen in den untern Schulen (Literarschule oder Progymnasium in späterer Zeit geheißen) und die zahlreichen, von Studenten der Theologie versehenen Präceptorate bei den vielen Landvogteien oder auf den sonstigen Landsitzen der Patricier waren laut einem

andern Berichterstatter [65]) hauptsächlich als Anwartschaften auf künftige Pfarreien betrachtet. Wie die übrigen Stellen wurden auch diese Lehrerstellen nach Gunst vergeben, selten dem stillen, wahren Verdienst zu Theil. Wie Gunst über persönliches Verdienst siegte, zeigt recht schlagend die Behandlung Tissot's, der als Arzt und Schriftsteller bereits europäischen Ruhm genoß. Den unausgesetzten Bemühungen Haller's war es gelungen, daß ein Theil des bernischen Patriciats den berühmten Arzt durch eine Professur an Lausanne zu fesseln gedachte. Plötzlich aber wurde Tissot einem unwürdigen Günstling, einem bloßen Titularprofessor hintangesetzt, der mehrere Jahre nach Tissot ernannt worden war und als bloßer „professeur honoraire“ zu keinen Vorlesungen verpflichtet war. Die Akademie von Lausanne machte dagegen bescheidene Vorstellungen. Darauf hin „schrieben“ Schultheiß und Rath der Stadt Bern ihrem dortigen Landvogte zu Handen der Remonstranten, man finde die ungemäßigte und unbescheidene Vorstellung nicht der Ehre einer Antwort würdig und weise ihn an, der Akademie über ihr Benehmen das äußerste Mißfallen der Obrigkeit zu bezeugen, in den stärksten Ausdrücken und in einer eigens deshalb einberufenen Sitzung, und ihr zu melden, daß überdies die betreffende Vorstellung in ihrem Protokoll gestrichen und dafür ihr gegenwärtiger Befehl Wort für Wort in dasselbe eingetragen werden solle. Schließlich wurde noch dem Landvogte, durch dessen Vermittlung die Vorstellung an die Regierung gelangt war, „die Verwunderung bezeugt, daß

er zu Überlassung jenes Schreibens die Hand geboten und ihm künftig mehr Behutsamkeit empfohlen.“ Diese unbescheidene Vorstellung war übrigens als „très humbles remontrances“ und „avec le plus profond respect“ vorgebracht worden. Wohl mochte unter solchen Umständen einer der angesehensten Waadtländer jener Zeit, Henri Monod, in die bittere Klage ausbrechen: „Es ist durchaus wahr, daß die bernische Regierung, weit entfernt Talente aufzumuntern, alle Nacheiferung erstickte. Der übermüthige Ton besonders der bernischen Jugend empörte oft selbst die Fremden und erbitterte jeden Eingebornen, in dem nicht alles Gefühl erloschen war[66].“

Es muß hier noch bemerkt werden, daß die beiden Anstalten einer gelehrten Bildung, die Akademien von Bern und Lausanne, fast durchaus nur für künftige Geistliche berechnet waren und von den jungen Patriciern nur höchst selten besucht wurden. Die Offizierstellen in auswärtigen Diensten mit ihren rauschenden Vergnügungen waren viel angenehmere Bildungsmittel.

Alle diese Uebelstände wurden von Bonstetten, der bei seiner kosmopolitischen Anlage sein Vaterland und seine eigene Heimath Bern warm liebte, tief empfunden. Auch manche andere Patricier, unter ihnen der spätere Schultheiß von Steiger, fühlten das Uebel und es mag als ein Zeichen besserer Regungen unter dem Patriciate angesehen werden, daß gerade Bonstetten in die Erziehungskammer gewählt wurde, in welcher neben ihm noch die beiden geachteten Prediger Stapfer und Rengger (Letzterer

zugleich Vater des spätern Ministers Rengger), der feingebildete Professor Tscharner, der tüchtige Professor Ith und als Curiosum der ehemalige Lehrer Bonstetten's, Professor Blauner saßen. Mehrere dieser Männer waren, wie Bonstetten, zugleich Mitglieder der helvetischen Gesellschaft, die, wie wir gesehen haben, eine allgemeine Reform allein durch friedliche Mittel, vor allem durch eine bessere Erziehung herbeizuführen hoffte. Sie waren mit einem Worte in gewisser Hinsicht die Humanisten der vorrevolutionären Zeit.

Mit würdigem Ernst betont nun Bonstetten in seiner Abhandlung die Gefahr, welche der Mangel an Bildung und die ihn begleitende sittliche Lockerung für das Patriciat herbeiführen mußte. „Je mehr das Volk bei zunehmendem Reichthum sich aufklären, je mehr der Ehrgeiz derjenigen Unterthanen wachsen wird, welche Weltkenntniß mit großem Wohlstande vereinigen, desto tiefer wird bei zunehmendem Verderbniß das Ansehen der Regierung sinken. Und dieses Ansehen kann unwiederbringlich verloren sein, ehe man nur die Gefahr, es zu verlieren, gewahr wird [67]).“ Bonstetten geht nun der Reihe nach jene wissenschaftlichen Disciplinen durch, deren Studium er für den jungen Patricier unentbehrlich erachtete, als welche er aufführt: die Klassiker, Geschichte, Kriegswissenschaft und die modernen Sprachen, vor Allem die deutsche Sprache. Mit schneidender Schärfe hebt Bonstetten die besonders in letzterer Hinsicht eingerissenen Mißstände in folgenden Worten hervor: „Die Ursache,

warum wir weder eine gründliche Kenntniß der deutschen noch der französischen Sprache besitzen, liegt darin, weil unsre Muttersprache die deutsche, unsre Sitten aber französische Sitten sind. Der junge Weltmann, auch der Offizier, dem die französische Sprache unentbehrlicher ist, als die deutsche, bemühet sich selbige aufs wenigste so gut oder schlecht zu sprechen, als sie in unsern Gesellschaften gesprochen wird. Mit dieser Winkelsprache geht er in die Fremde und wo er etwa damit gar zu arg anstößt, wird das Werkzeug ein wenig ausgebessert. Kömmt er zu den Geschäften, so kann oft der einsichtsvollste Mann anfänglich mit keiner Gewalt seine Begriffe in deutscher Sprache an's Tageslicht bringen und die edelsten Gedanken erscheinen in der Gestalt übel ausgeheckter Mißgeburten. Da hilft man sich oft in der Geburtsnöth mit Hochdeutsch, Französisch, Berndeutsch und Latein heraus, bis alles glücklich zur Welt ist; oder sind wirklich deutsche Worte herbeigezogen und zusammengeflochten, so geht es genau von einem Ende so zum andern, daß der Zuhörer eben die Empfindung hat, als sähe er einen unerfahrenen Seiltänzer in der Luft [68])." Die Correspondenzen der bernischen Regierungsmitglieder und Landvögte jener Zeit, Bonstetten nicht ausgenommen, geben allerdings für die Richtigkeit dieser Bemerkung zahlreiche Beispiele an die Hand.

Wir übergehen, als außer unserm Zwecke liegend, den Organisationsplan Bonstetten's und bemerken nur noch, daß derselbe von den damaligen bernischen Schulräthen unpraktisch und zu weit gehend befunden wurde.

Sein Projekt fiel eben so sehr durch, wie das 1770 projectirte Jugendseminar. Dagegen wurde die 1779 angebahnte Reform der Schulanstalten 1787 weiter fortgeführt und nach den Vorschlägen der Professoren Ith und Tscharner in beschränkterem, den bestehenden Verhältnissen mehr angemessenem Umfange das sogenannte „Politische Institut" geschaffen, als Vorschule für jene jungen Patricier, welche dem Staatsdienste sich zu widmen beabsichtigten. Aber auch diese gemäßigte Reform konnte die überlebte, ihrem Untergange entgegengehende patricische Staatsordnung in ihrem Sturze nicht aufhalten.

In dieser Zeit traf Bonstetten ein schmerzliches Ereigniß, die Abreise Johannes Müller's nach Mainz, wohin er von dem dortigen Erzbischofe berufen wurde. Noch im Winter 1786 hatte Müller unter großem Beifall einem zahlreichen patricischen Auditorium in Bern Vorträge über alte Geschichte gehalten. Unter den am tiefsten bewegten Zuhörern befand sich auch jener Erlach, der durch seine heroische Haltung in den Märztagen 1798 und seinen eigentlichen Märtyrertod eine dauernde Stelle in unsrer vaterländischen Geschichte erhielt[69]). Allem Anschein nach war die Zeit gekommen, da Müller auf sein Leben lang mit dem Freunde vereint bleiben sollte, als er aus unbekannten Motiven plötzlich den Ruf nach Mainz annahm. Damit endete das intime Verhältniß und der starke briefliche Verkehr Beider. An Müller's Stelle trat nun ein anderer Mann, den Bonstetten 1782 auf einer Rheinreise durch Vermittlung der bekannten Sophie

Laroche, der Freundin Wieland's und Göthe's, in Heidelberg kennen lernte. Es war dies der Lyriker Matthisson, der, wenn auch an Umfang des Wissens tief unter Müller stehend, die gemüthlichen Bedürfnisse Bonstetten's viel mehr befriedigte, als der unruhige, ehrgeizige Müller.

[illegible]

V.

Bern und Waadt.

Unter Studien, schriftstellerischen Arbeiten und freundschaftlichen Beziehungen war jene Zeit herangerückt, welche nicht nur hinsichtlich der äußern, politischen Thätigkeit für Bonstetten die wichtigste werden sollte, sondern welche ihn auch nach dieser Seite hin am schärfsten charakterisirt. Es war dies die Zeit seiner Landvogtei in Nyon, die 1787 begann. Um jedoch die eigenthümliche Stellung zu begreifen, in welche Bonstetten durch jene Ereignisse versetzt wurde, welche die hergebrachte patricische Politik in der Waadt hervorrief, ist es nöthig, einen etwas genauern Blick auf jene Verhältnisse zu werfen, in welchen die Waadt zu Bern stand.

Neben einer Masse vereinzelter Quellen sind es vorzüglich die Schriften von drei Männern, die hier in Betracht kommen, von den Waadtländern La Harpe[70]), von dem mehrerwähnten Henri Monod und von Jean Jacques Cart[71]). Die Schriften des Erstgenannten dieser Männer treten jedoch um ihrer zu einseitigen, schroff tendenzmäßigen Haltung für uns mehr in den Hintergrund, obwohl die Widerlegungsversuche derselben nichts weniger

als glänzend ausfielen. So war es z. B. keine große Kunst, worauf besonders v. Mülinen sich steifte, den Unterschied zwischen den Ständen des Mittelalters und der allgemeinen Volksvertretung der französischen Nationalversammlung, wie sie durch die Verfassung von 1791 festgesetzt wurde, so wie die unrichtige Zusammenstellung beider durch Laharpe nachzuweisen. Die wesentlichen Vorwürfe Laharpe's finden in den Schriften Monod's und Cart's volle Bestätigung. Ganz unverdächtig sind dagegen die Mittheilungen Monod's, der vor der Revolution die höchsten und einträglichsten Stellen in seiner Heimath bekleidete, und mit den „Demokraten“ und „Revolutionärs“ nichts zu thun haben wollte. Was die Bedeutung der mit gewaltiger polemischer Kraft ausgerüsteten Schriften Cart's, vor allem seiner nie widerlegten „lettres à Bernard De Muralt“ betrifft, so reicht die Thatsache hin, daß die Regierung von Bern nicht nur deren Verbreitung im Stillen unterdrückte, sondern es selbst als gefährlich erklärte, darauf nur zu antworten[72]).

Unsere Quellen stimmen sämmtlich darin überein, daß Bern alle historischen Rechte der Waadt, welche politischer Natur waren, allmälig beseitigte und später jede Reklamation derselben von waadtländischer Seite als Aufruhrversuche betrachtete und behandelte, obgleich Bern bei der kampflosen Besetzung der Waadt derselben die Fortdauer ihrer Rechte und Freiheiten garantirt hatte. Freilich war schon die Art und Weise, wie die Reformation in der Waadt durchgeführt wurde, ein deutlicher Fingerzeig, welche

Motive der bernischen Politik hinsichtlich der Verwaltung der Waadt zu Grunde lagen. Alle kirchlichen Stiftungen wurden säkularisirt, um sie in bernische Stiftungen umzuwandeln. Die goldenen und silbernen Geräthe, Statuen, Verzierungen der Kirchen wurden nach Bern gebracht und bernische Familien waren es, welche an der Stelle der katholischen Kirche deren Güter genossen, da es eine durch hinreichende Belege festgestellte Thatsache war, daß selbst die bernische Staatskasse von den durch die Reformation dem Staate Bern zugefallenen Grundgefällen nur erhielt, was bei einer kostspieligen Verwaltung die Beamten übrig ließen, welche aus den regimentsfähigen Familien genommen wurden, d. h. nur einen geringen Theil von dem, was die Waadt jährlich entrichten mußte. Mit schneidendem Hohn sagt deshalb Cart [73]), daß die Berner offenbar in diesem Sinne die Reformation eine „glückliche Begebenheit" nennen und mit vollstem Recht charakterisirt er das ganze Verhältniß als ein solches, das nur zu Gunsten einiger Berner Familien bestehe. „Ein Landvogt ist ein Pfründner; die ehemaligen kirchlichen Pfründen sind aristokratische geworden. Ein Berner hat sein Leben in Frankreich, Preußen, Holland und Piemont zugebracht, dort ein Regiment besessen und sich bereichert. Indeß ist er alt und schwach geworden und sein Rang ruft ihn zu einer guten Landvogtei. Er legt die Waffen aus der Hand, kommt heim und — ohne sich im Mindesten um unser Land verdient gemacht zu haben — setzt er sich ganz gemächlich an den Platz des Probstes von Romainmotier und seiner zwölf Domherren. Die Tafel

dieser Dreizehn ist für ihn allein gedeckt. Für einen Fremden, den wir nicht kennen, der niemals etwas für uns gethan hat und nichts für uns thun kann, begabten unsre Voreltern dieses Stift. O glückseliger Calvin! o glückselige Reformation! Wie viel Mißbräuche habt ihr nicht abbestellt; wie viel Gutes haben wir euch nicht zu verdanken [74])!" Von welchem Standpunkte Bern bei seiner Erwerbung der Waadt ausging, zeigt ein Beispiel klar genug. Der Herzog von Savoyen war Bern mit 60,000 Thalern verschuldet. Die Hypotheken dieser Summe waren seine Rechte auf das Waadtland. Bern zog nun die Hypothek an sich und forderte darauf von den Waadtländern erst noch die Bezahlung jener Summe.

Daß von diesem Standpunkte der Ausbeutung, welcher der maßgebende für Bern war, es nicht im Interesse des neuen Souverains liegen konnte, die Freiheiten und Rechte der Landschaft zu schützen, mit deren Hülfe den bernischen Gewaltmitteln eine wirksame Opposition hätte aufgestellt werden können, liegt auf der Hand. Die vor 1536 jährlich zusammenberufenen Stände des sogenannten Plait général, welche aus den Repräsentanten der Geistlichkeit, des Adels und der Gemeinen bestanden [75]), wurden seit jenem Jahre niemals mehr einberufen, wogegen die Regierung von Bern stufenweise die gesetzgebende Gewalt sich aneignete, indem sie das Recht, ein Gesetz zu bestätigen, mit dem Rechte, es zu machen, verwechselte. Selbst den sogenannten vier guten Städten Moudon, Yverdon, Morges und Nyon, welche einen dürftigen Rest dieses Repräsen-

tationsrechtes behielten und dasselbe öfters zu nützlichen Vorstellungen gebrauchten, obwohl ihre schwachen Maßregeln der bernischen Macht gegenüber nichts ausrichten konnten, wurde dasselbe zu Anfang des 18. Jahrhunderts entrissen. Als die Stadt Nyon mit einer Berufung auf den von Herzog Amadeus VIII. von Savoyen ertheilten Freiheitsbrief 1733 auftrat, wurde den vier guten Städten „inhibirt für ein und allemal, sich Freiheitsbriefen zu bedienen, die nie von Ihr Gnaden anerkannt worden [76])." Die Regierung von Bern hatte vergessen, daß die Waadt 1536 nur mit Vorbehalt aller ihrer Freiheiten sich ergeben hatte.

Mit dem Verluste der Stände fiel eines der bedeutendsten Rechte derselben für die Waadt dahin, nämlich das Recht der Steuerbewilligung. Dem Charakter der damaligen Finanzwirthschaft angemessen war die Auflegung neuer direkter Steuern eine große Seltenheit. Um so weniger verschonte man die Waadt mit indirekten. Als Beispiel möge genügen, daß der Kartoffelbau, sowie er weitere Verbreitung fand, gleich dem Kornbau mit einem Zehnten belastet wurde [77]) und daß ein waadtländischer Geistlicher, Pfarrer Martin von Mezieres, mitten in der Nacht aus dem Schoße seiner Familie gerissen, von einem aus Bern geschickten Trupp Soldaten nach dieser Stadt gebracht, dort in ein Gefängniß geworfen und einer langen Criminaluntersuchung ausgesetzt wurde, weil er in einer Sitzung des Consistoriums die Ansicht ausgesprochen hatte, die Kartoffeln seien nicht Korn, sondern eher Gemüse und dürften

deshalb so wenig als dieses mit einem Zehnten belegt werden [78]). Als gegen Ende des Jahrhunderts mehrere Abgeordnete der Stadt Morsee (Morges), auch einer der vier „guten" Städte, in Bern anlangten, um einen langwierigen Straßenstreit zu Ende zu führen, resp. den selbstherrlichen Entscheid der bernischen Regierung hinzunehmen, welche hier wie immer in diesen Conflicten Partei und Richter zugleich war, wurden die Abgeordneten der „guten" Stadt von einem Mitgliede des souveränen Rathes mit den Worten empfangen: „Wenn Ihr vor einigen Jahren es gewagt hättet, das Recht zu bezweifeln, das der Große Rath hat, Euch nach seinem Gutfinden Steuern aufzulegen, so hätte man Euch den Kopf vor die Füße gelegt [79])!"

In gleicher Unmündigkeit wurden die Waadtländer hinsichtlich der Ausübung der richterlichen Gewalt gehalten. Das bernische Patriciat besorgte die Verwaltung und diktirte den Waadtländern ihre Gesetze, um zugleich die Verletzungen derselben, vermeintliche oder wirkliche, zu richten. Auch dieses Verhältniß, welches den Kreis der bernischen Gewaltherrschaft in der Waadt abschloß, war dieser Landschaft zur Zeit der savoyischen Herrschaft fremd. Damals befand sich die richterliche Gewalt ganz in den Händen der Waadt. Ueberschritt der Gegenstand eines bürgerlichen Prozesses die Competenz jenes Gerichtshofes, der die erste Instanz bildete, so ging die Appellation an das landvogteiliche Gericht in Milden und in sehr wichtigen Fällen konnte auch noch an die Stände appellirt werden. Um Gerechtigkeit zu finden, brauchten die Waadtländer weder aus dem

Lande zu reisen, noch aus der Sphäre ihres Rechts und ihres Herkommens zu treten. Auch die peinliche Rechtspflege, die um so viel wichtiger als die civile ist, da sie sich über die Freiheit, das Leben und die Ehre der Bürger ausdehnt, stand gleichfalls der Waadt zu.

Die Aenderung war allerdings nicht eine plötzliche. Die Regierung von Bern errichtete Anfangs ein Appellationsgericht, das keinen bleibenden Sitz hatte. Mehrere Jahre hindurch zog es in den verschiedenen Landvogteien der Waadt umher und entschied die Civilprocesse in letzter Instanz. Nach vielen Streitigkeiten über den Wohnsitz desselben wurde es endlich in Bern fixirt unter dem Titel: welsche Appellationskammer. Selbst Cart gesteht zu, daß die Justizverwaltung dieser obersten Behörde in den meisten Fällen eine gute, unparteiische war. Trotzdem legt er und mit Recht den Schwerpunkt dieser Frage dahin, daß man mit diesem Verfahren das ganze Gebäude der waadtländischen Gesetze umstürzte, das Eigenthum der Waadtländer, wie die Personen gefährdete, indem man sie ihrem Wohnort und ihrem natürlichen Richter entzog. Dadurch, daß man an die Stelle der gesetzmäßigen und beschränkten Gewalt des Herzogs von Savoyen als Baron der Waadt eine willkürliche setzte, war diese Gewalt verhaßt und unerträglich geworden.

Aber nicht nur, daß den Waadtländern die eigenen Gerichte entzogen wurden, sogar die Polizei, welche die waadtländischen Gemeinden ehedem in ihrem ganzen Umfange ausübten, kam beinahe vollständig in die Hände der

bernischen Landvögte. An ihnen war es, herumziehenden Krämern die Erlaubniß zu geben, ihre Waaren auszukramen, oder den Komödianten Schauspiele aufzuführen. Ohne ihre Einwilligung durfte man keine Affen, Bären oder Murmelthiere in Städten und Dörfern tanzen lassen. Das Patriciat von Bern schrieb durch seinen landvogtlichen Repräsentanten vor, bei welchen Gelegenheiten und in wie weit es den Waadtländern erlaubt sein sollte zu tanzen, Kegel zu schieben oder Fische zu angeln. Nicht daß in der Waadt die Nothwendigkeit der Polizei nicht eingesehen wurde. Davon waren auch die sogenannten Revolutionärs weit entfernt. Aber das erregte allgemeine Erbitterung, daß den waadtländischen Gemeinden auch diese geringe Befugniß genommen und ihnen damit auf's Empfindlichste gezeigt wurde, bis auf welchen Grad sie erniedrigt worden waren.

Einen der dunkelsten Flecken in der Geschichte der schweizerischen Aristokratie bildet der auswärtige Militärdienst. Den Charakter desselben und seine innerste Verflechtung mit der äußeren und inneren Politik der aristokratischen Regierungen habe ich in einer früher erschienenen Schrift darzulegen versucht [80]). Die ökonomischen Vortheile dieses Mißverhältnisses fielen fast ausschließlich den patricischen Familien zu, während die überaus größere Zahl der Soldaten bewirkte, daß der demoralisirende Einfluß dieses Dienstes in eben so unverhältnißmäßiger Ausdehnung auf sie sich erstreckte. Cart bezeichnet dieses Uebel in folgenden, kräftigen Zügen:

„Wenn die Abreise eines Rekruten seiner Familie schmerzlich ist, so ist seine Rückkehr eine gerechte Ursache der Beunruhigung für alle umliegenden Gemeinden. Ein junger Mensch mit guten Sitten reiste fort, um mit der Gewohnheit des Lasters zurückzukehren; er war fleißig und ist ein Müssiggänger geworden. Früher zeigte sich unter rohen Formen eine blühende Gesundheit: zurückbringt er geschmeidigere Manieren, soldatische Keckheit und die Keime einer grausamen Krankheit, durch welche er die Sitten der jetzigen Generation verdirbt und das Blut der künftigen vergiftet [81]).“

Bern allein unterhielt in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts ein Regiment in Frankreich, eines in Sardinien und zwei Regimenter in Holland. Dann besaß es noch Compagnien in den Schweizergarde-Regimentern in Frankreich und Holland. Die Waadt lieferte wenigstens 2000 Mann dazu, deren Sold nie auf vier Batzen (zu 4 Kreuzer) stieg, während der niederste Taglohn in der Waadt das Doppelte betrug und oft das Dreifache erreichte. Zugleich wurde eine große Arbeitskraft dadurch dem Lande entzogen. Trotz dieser großen Nachtheile wurden jedoch die Werbungen fortwährend unter dem Schutze der Regierung offen betrieben und besonders die von den Landleuten zahlreich besuchten Messen und Jahrmärkte waren es, wo man die Netze auswarf und die reichsten Züge that. „Ein Sergeant, seine Spießgesellen, ein Tambour und einige Musikanten bildeten einen Kreis an einer Straßenecke. Sie schenken reichlich Wein aus und versprechen den jungen Burschen, die sie zu

angeln versuchen, laut ohne die mindeste Scheu bereitwillige Mädchen; mit einem Worte, sie entfalten alle Reize eines liederlichen Lebens, um die kräftigen, von Gesundheit und sinnlicher Kraft strotzenden Jünglinge an sich zu locken. Will ein Vater es versuchen, seinen unmündigen Sohn zurückzufordern, so wird er als Unruhstifter behandelt, wenn er nicht so klug ist, einzusehen, daß seine väterliche Gewalt an diejenige der bernischen Landesväter nicht hinanreicht[82])."

Da auf solche Weise die Waadtländer förmlich zum Militärdienste getrieben wurden, mußte die Zurücksetzung, der sie dabei zu Gunsten der regierenden Kaste ausgesetzt waren, sie um so tiefer kränken. Wurde doch schon zu Ende des 17. Jahrhunderts bei der Capitulation für ein Garderegiment in England förmlich ausbedungen, daß Niemand zu einer Hauptmannsstelle gelangen sollte, der nicht ein alter regimentsfähiger Burger von Bern sei[83]). Fanden auch zu Gunsten einzelner adliger Waadtländer zuweilen Ausnahmen statt, so stellte die Regierung dagegen einem waadtländischen Offizier, dem es gelungen war, ein sardinisches Regiment zu errichten, die Wahl frei, entweder sein Regiment oder sein Heimatrecht aufzugeben[84]) Und zu einer Zeit, als die französische Revolution die alte französische Militärordnung gesprengt hatte, wurde bei dem Tode des Obersten des Bernerregiments von Ernst der 70jährige Oberstlieutenant Olivier, ein Waadtländer, übersprungen und statt seiner der junge bernische Major von Wattenwil zum Obersten ernannt[85]). Es war dies übri=

gens ein Schicksal, welches die Waadtländer mit allen Bewohnern des deutschen Kantonsgebietes theilten, die nicht einer der regierenden Familien angehörten.

Nicht genug, daß die Regierung von Bern die weltliche Herrschaft in ihrem vollen Umfange besaß — ähnlich dem russischen Czaren übte sie auch die kirchliche Obergewalt aus. Seit der in der Waadt wie im deutschen Kantonstheil eingeführten Reformation, der sich das Volk fast überall willig unterzog, weil es in dem süßen Irrthum schwelgte, dadurch von Zehnten und Bodenzinsen erlöst zu werden, war die Regierung in die Rechte der Bischöfe getreten und behauptete sich kraft ihrer Stellung als weltliche Obrigkeit auch als Vorstand der neuentstandenen Kirche. Sie riß damit das Ernennungsrecht zu allen geistlichen Stellen und namentlich der Pfarreien an sich. Mit der Säkularisation sämmtlicher Klöster und geistlicher Corporationen waren auch die mit diesen verbunden gewesenen zahlreichen Collaturrechte zu Pfarreien an die Regierung übergegangen, so daß dieselbe in ihrem Wahlrechte unbeschränkt war, wobei die Regierung es sich sehr angelegen sein ließ, die noch außer ihr bestehenden Collaturrechte durch Kauf an sich zu bringen [86]).

Es ist eine natürliche Folge dieser Stellung, wenn die Regierung die Geistlichkeit für ihre politischen Zwecke benützte und sich, wie z. B. 1790 durch den Pfarrer Rengger, von der Kanzel herab als die weiseste, gerechteste und mildeste Regierung ausposaunen ließ. Rengger sagte unter Anderem: „Könnet ihr schon zuweilen nicht begreifen,

warum diese oder jene Verordnungen gemacht sind, kommt euch die eine oder die andere etwas hart an, so denket, daß die Obrigkeit das besser verstehen müsse, als ihr. Gebet nie dem eitlen Geschwätze derjenigen Gehör, die gerne tadeln, was die Obrigkeit macht... Jeder rechtschaffene Bürger ist auch ein rechtschaffener Unterthan.... Gebet der Regierung auch Steuern und Bräuche. Zoll und Zehnten, dem der Zoll gebüret, Ehrerbietung, dem die Ehrerbietung gebüret und Ehre, dem die Ehre gebüret [87])." So geht es 32 Seiten durch.

Diese seine kirchliche Herrschaft übte denn das Patriciat durch seine Landvögte, besonders durch denjenigen in Lausanne auf's Nachdrücklichste aus. Die Professoren der Akademie von Lausanne und alle Studenten standen unter seiner Gerichtsbarkeit. Er hatte die Aufsicht über ihre Fortschritte und ihre Studien; er nahm ihnen auch den Eid ab, den sie schwören mußten, um zum Predigtamte zugelassen zu werden. Bei den Versammlungen der Predigerklassen, einer Art Synoden, präsidirten die Landvögte, meist alte Offiziere, die sich plötzlich in ehrwürdige Dekane verwandelt sahen und wohl oft sehr erstaunt sein mochten, sich mit derartigen geistlichen Geschäften beladen zu sehen, die ihnen gewiß fremdartig genug erschienen. Sie vergaben wie im deutschen Kantonstheil die Pfarreien und wie sie die Prediger machten, so konnten sie dieselben durch Suspension von ihren Amtsverrichtungen oder durch Absetzung aus ihrem geistlichen Wirkungskreise wieder ausstoßen. Sollten die Interessen der Kirche mit den politischen und finanziellen

Interessen des Patriciats einmal in Conflict gerathen, so wurde derselbe einfach durch den ersten besten Machtspruch gelöst, war er auch so schlecht motivirt wie in jenem Falle, da ein Gesuch der gesammten Geistlichkeit der Waadt, keine Werbung junger Leute zu gestatten, ehe dieselben confirmirt wären, mit dem nichtigen Vorwand abgewiesen wurde: „die Unterweisung möchte in diesem Falle in ein ziemlich Alter hinausgezogen werden [88]).“

Mit herbem Spott übergießt Cart diese Cäsaropapie des bernischen Patriciats, indem er sagt: „Ich fange an zu begreifen, warum ein Artikel des Consensus, auf den unsere waadtländischen Geistlichen schwören müssen, ihnen verbietet, gegen die Prädestination zu predigen. Einer gesetzgebenden Gewalt unterworfen zu sein, die mit der richterlichen Gewalt, mit der militärischen Gewalt, mit der ausübenden Gewalt und noch dazu mit der kirchlichen Gewalt verbunden ist, dazu muß man in der That prädestinirt sein [89]).“

Will man bei dem bernischen Staatsorganismus jener Zeit den Großen Rath als dessen Kopf und den Geheimen Rath, das diplomatische Comité des Kleinen Rathes als das Gehirn bezeichnen, so war das Institut der Landvögte entschieden sein rechter Arm. Die Landvögte waren es, welche als Repräsentanten des Patriciats die unmittelbare Herrschaft über die Unterthanen ausübten und, ähnlich wie die herrschende Kaste, die verschiedensten Gewalten in sich vereinigten. Sie sprachen in erster Instanz in Prozessen, welche die Regierung und die Geistlichkeit ihres Amtes

betrafen und außerdem in Appellationen bei bürgerlichen Prozessen. Sie präsidirten ferner bei den Consistorien, den Klostersynoden, zogen die Staatseinkünfte ein und besorgten nicht nur die höhere, sondern auch die Gemeindepolizei in den kleinsten Dingen, wie wir oben schon gesehen haben. Alle diese vielfachen und zum Theil sehr wichtigen Geschäfte verlangten Männer, die eine gründliche Kenntniß der Rechtsverhältnisse, besonders der Landesgesetze und der unzähligen Verordnungen, die ihnen beigegeben waren, besaßen und die mit den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung im Allgemeinen vertraut waren, wie mit den speciellen Geschäften und Arbeiten ihres Amtes. Allerdings traf dies zuweilen ein. Da jedoch alle diese Wahlen von dem blinden Zufall des Looses abhingen, ereignete es sich viel häufiger, daß Männer an diese wichtige Stelle gelangten, die weder die Gesetze, noch die Sitten, noch die Verhältnisse der Waadt kannten. Cart führt als treffendes Beispiel [90]) an, daß die Vogtei Romainmotier vier Amtsperioden (zu je 6 Jahren) nacheinander von alten bernischen Offizieren verwaltet wurde, die, ohne sich jemals mit der Rechtswissenschaft abgegeben, oder auch nur die Gesetze der Waadt studirt zu haben, nur gar zu oft in den Fall kamen, als Richter über Vermögen und Ehre der Bürger zu entscheiden.

Der Mangel dieser Eigenschaften hinderte diese Regenten aber nicht, ihre wirklichen oder vermeintlichen Dienste sich übermäßig bezahlen zu lassen. Waren doch die Landvogteien eine der Hauptquellen des Reichthums der patrici-

schen Familien. Die sämmtlichen Landvogteien des Kantons waren je nach ihrem Ertrage in vier Klassen getheilt, von denen nach einer sehr mäßigen Berechnung diejenigen erster Klasse je 14,000 bis über 25,000, die zweiter Klasse 10,000 bis 18,000, die dritter Klasse 8000 bis 15,000, diejenigen vierter Klasse 4600 bis 8800 französische Franken jährlich eintrugen[91]). Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß die waadtländischen Vogteien den drei ersten Klassen angehörten und zwar den bestbesoldeten jeder Klasse. Nach anderen Berechnungen[92]) wurde die Vogtei Romainmotier auf 40,000 bis 50,000 Fr. und die Vogtei Lausanne ebenfalls auf mehr als 50,000 Fr. jährlich geschätzt. Das Gesammtresultat war, nach Cart's Berechnung[93]), daß ein solcher bernischer Landvogt, der mit seiner Familie, Dienerschaft 2c. sechs Jahre herrlich und in Freuden lebte, eine vierspännige Equipage, Reitpferde, eine Koppel Hunde und eine vorzügliche Tafel hielt, nach Ablauf seiner Amtszeit immer noch 100,000 bis 200,000 Francs heimbrachte.

Es muß hierbei noch bemerkt werden, daß auch die meisten untergeordneten, dabei aber immer noch ziemlich einträglichen Stellen ebenfalls durch Burger von Bern besetzt wurden und zwar durch die sogenannten „unglückhaftigen Burger", mit welcher Bezeichnung nicht etwa Leute gemeint waren, die durch Unglücksfälle ihr Vermögen verloren hatten, sondern einzig jene Burger, wie eine obrigkeitliche Verordnung von 1748 ausdrücklich aussagt, „welche in der Burgerbesetzung unglückhaftig gewesen und nicht in Großen Rath gelanget", zu deren „etwelcher Er-

quickung" eine Anzahl Stellen vorbehalten wurden[94]). Zu diesen Stellen gehörte die Verwaltung des Hospitals zu Villeneuve und noch viele andere mehr, indem man Burger von Bern sein mußte, um die Aemtlein eines Schreibers, Waibels, Laufers, Küsters, Todtengräbers, Küfers, Akademiepedells oder Trompeters erhalten zu können. Dazu kam noch, daß die Burger von Bern das uneingeschränkte Jagd- und Fischereirecht besaßen und daß sie den Weinhandel, d. h. den Handel mit dem Hauptprodukte der Waadt beinahe zum ausschließlichen Monopol der Regierung machten, indem sie den Gränznachbarn der Waadt verboten, sich selbst in dies Land zu begeben und den Wein an Ort und Stelle zu kaufen. Sie mußten ihn 20 Stunden weiter tief in der Ebene unten in Bern und in der nächsten Gegend um Bern holen. Ja, es war den Weinbauern der Waadt ausdrücklich untersagt, ihren Wein in den deutschen Kanton auszuführen und dort zu verkaufen, bei Strafe der Confiscation. Die Wirthe des deutschen Kantonstheils hatten zwar die Erlaubniß, ihren Wein in der Waadt zu kaufen. Machten sie aber Bankerott, so konnten nach Cart ihre waadtländischen Gläubiger nur auf etwas über 300 Fr. Anspruch machen, wenn sie auch hunderttausend zu fordern hatten. Nach einer detaillirten Berechnung[95]) bezahlte die Waadt in den Jahren, welche der Revolution vorausgingen, dem bernischen Patriciate jährlich mindestens 1,700,000 bis 1,800,000 Francs, von denen nur 500,000 Francs für die Verwaltung des Landes wieder ausgegeben wurden. Der ganze Rest floß der Staats-

kasse zu oder vertheilte sich auf die regimentsfähigen Familien.

Welches waren nun die Wohlthaten, mit denen Bern als etwelcher Gegenleistung für diese kolossalen Opfer hervortrat und die es von seinen geistlichen und weltlichen Agenten so großartig ausposaunen ließ? Die Vertheidiger des aristokratischen Regiments wissen deren hauptsächlich nur zwei anzuführen, die Kornmagazine und die Straßen. Mit gründlicher Sachkenntniß ist jedoch nachgewiesen worden, daß in den theuersten Jahren nach dem Ende der bernischen Herrschaft der Preis des Kornes weniger hoch war, als zu jener Zeit, da die Regierung von Bern ihre Speicher eröffnete; ein deutlicher Beweis, daß die Freigebung des Kornhandels von viel wohlthätigern Folgen war, als das künstliche Schutz- und Monopolsystem der Regierung. Hinsichtlich der großen Straßen, welche die Regierung mit Hülfe ungebührlicher Belastung der Waadt bauen ließ, bemerkt Monod [96]), daß nur diejenigen sorgfältig ausgeführt wurden, welche die Waadt mit Bern in Verbindung brachten, wogegen die andern arg vernachläßigt blieben. Was für die Waadt von Bern aus gethan wurde, hatte als Endzweck immer nur das Interesse der Hauptstadt.

Die politische Unmündigkeit, in welcher Bern das Volk der Waadt erhielt und die großen materiellen Opfer, welche an diese Dienstbarkeit geknüpft waren, all das mußte in der Waadt um so bitterer empfunden werden, als diese Unterthanen, besonders die Städtebewohner, ihren Herren an Bildung bedeutend überlegen waren. Schon Voltaire hatte

während seines Aufenthalts in Lausanne, der demjenigen in Ferney um einige Zeit vorausging, nach der Aufführung eines seiner Dramen durch eine Liebhabergesellschaft in Lausanne voll Entzücken nach Paris geschrieben: „Die Maulaffen in Paris glauben, die Schweiz sei ein wildes Land. Sie würden sich sehr verwundern, wenn sie die „Zaire“ in Lausanne besser aufgeführt sähen, als in Paris. Noch größer wäre aber die Ueberraschung, zweihundert Zuschauer zu erblicken, die an Feinheit des Urtheils von Niemand in Europa übertroffen werden dürften [97].“ Viel weniger günstig sprach Voltaire dagegen von den Bernern, deren steifes, stolzes Betragen seinen Spott herausforderte. So ward er nicht müde, eine Anrede des damaligen Landvogts in Lausanne an ihn zu erzählen, die folgendermaßen lautete:

„Aber der Teufel, Herr von Voltaire, warum machen Sie auch immer so viel Verse! Ich bitte Sie, zu was taugen diese! All das Zeug führt zu nichts. Mit Ihrem Talente könnten Sie es sonst wohl zu etwas bringen. Sehen Sie einmal mich an; ich habe es bis zum Landvogt gebracht [98].“

Allerdings litt auch die städtische Bevölkerung der Waadt an jenen Uebeln, die in kleinen Städten immer wiederkehren und durch die schroffe Abschließung der verschiedenen Stände im vorigen Jahrhundert doppelt begünstigt wurden. Wie die Herren in Bern theilten auch die Unterthanen in der Waadt sich in verschiedene Klassen, wobei diejenigen, welche einer vermeintlich höheren Klasse

angehörten, jede Berührung mit den Leuten einer tiefer stehenden Klasse sorgfältig vermieden[99]). So waren in Lausanne drei verschiedene gesellschaftliche Kreise, als deren Culminationspunkt der sogenannte Schloßzirkel galt[100]). Jeder nur einigermaßen bedeutende Ort war, dem Beispiele der Hauptstadt folgend, zum Mittelpunkt einer kleinen bürgerlichen Aristokratie geworden, die um so unerträglicher war, als sie, ausgeschlossen von einem größeren Wirkungskreise öffentlicher Verwaltung, ein um so größeres Gewicht auf kleinliche Detailangelegenheiten legte. Jener Geist des Neides und der Eifersucht wurde endlich selbst den Landesangehörigen unerträglich. Vom Magistrat bis zu den abhängigsten Klassen herunter lief eine Kette von Anmaßungen und erzeugte so überall einen kleinen Bürgerkrieg. Eifersüchteleien und Prozesse schossen wie Pilze aus dem Boden heraus. Jede Burgerschaft war im Streite mit den Magistraten, die Einwohner deßgleichen mit den Burgern und eine Gemeinde mit der andern. Der Verlust der Einen war ein Triumph für die Andern, als ob schließlich nicht Alle darunter leiden mußten. Um jedoch diese abgeschmackte Leidenschaft befriedigen zu können, war es nöthig, sich die Gunst der Herren des Landes zu verschaffen, welche als Richter die Prozesse entschieden, was zur Folge hatte, daß ihnen gegenüber ein Ton niedriger Schmeichelei und Kriecherei angeschlagen wurde. Man wendete sich voll Demuth an die „gnädigen, hohen, mächtigen und erhabenen Herren,“ beugte sich tief „vor ihrem Thron“ und erhob ihren Ruhm auf eine viel höhere

Stufe, als derjenige Cäsar's jemals von einem Römer gefeiert wurde [101]).

Daß Bern diese erbärmlichen Leidenschaften tüchtig ausbeutete und alle diese Rivalitäten sorgfältig nährte, dem alten Grundsatze jeder absoluten Gewalt angemessen, der da lautet „divide et impera“, war seiner damaligen Politik ganz angemessen. Bern ging aber, allerdings sehr consequent, noch viel weiter, indem es das Aufblühen größerer Industrie und des Handels sorgfältig hinderte, angemessen jener selbstsüchtigen Ansicht eines jeden aristokratischen Regiments, das im Staate nichts als wesentlich erkennt, als sich selbst und seine Interessen. Mit Recht bemerkt Monod [102]), daß der Handel und die Industrie eine reiche Circulation befördern, Geld anziehen, dasselbe dem Thätigen und Gewandten zuführen und dadurch eine faktische Gleichheit hätten herbeiführen können. Es war deßhalb der Regierung von Bern durchaus nicht gelegen, daß die hugenottischen Emigranten mit ihren großen Kapitalien und unternehmendem Geist in der Waadt sich ansiedelten, um ihre Industrie dort fortzuführen und damit eine industrielle Entwicklung in der Waadt anzubahnen, welche nothwendiger Weise eine materielle Gleichstellung eines Theils der waadtländischen Bevölkerung mit dem Patriciate hätte bewirken müssen. Waren doch die wenigen alten Adelsgeschlechter in der Waadt die einzigen Menschen, welche die regimentsfähig gewordenen Burgerfamilien von Bern als einigermaßen ebenbürtig betrachteten und die sie daher, noch immer mit einiger Restriction, an sich zu ziehen

versuchten. Im Uebrigen sollte es in der Waadt nur zwei Klassen geben, Herren und Unterthanen. Aus diesem Grunde bot man Alles auf, um die junge Industrie, welche die protestantischen Flüchtlinge zu wecken versuchten, wieder zu Grunde zu richten. Alles, was aufstrebte, mußte niedergedrückt werden, nicht in der offenen Weise des Tarquinius, aber auf Umwegen. Die Hugenotten wurden theils fortgeschickt, theils durch alle möglichen Chikanen zur freiwilligen Auswanderung bewogen, worauf sie nach Holland, England und Preußen auswanderten. Nur die ärmsten blieben in der Waadt zurück.

Dessenungeachtet unterschied sich die gebildete Gesellschaft in der Waadt durch den feinen geselligen Ton, der in ihr herrschte, äußerst vortheilhaft vor ihren bernischen Machthabern. Von allen Reisenden, welche im vorigen Jahrhundert die Waadt besuchten, ward übereinstimmend ausgesagt, daß der Charakter der Städtebewohner ein sehr liebenswürdiger, fein geselliger, und daß besonders die Damen der Waadt viel gebildeter, anmuthiger und unterhaltender waren, als diejenigen der deutschen Schweiz. Ihre Lebensart wurde überhaupt als ein Mittleres zwischen französischer Leichtigkeit, die in Frivolität, und zwischen dem deutschen Ernste, der ebenso leicht in Förmlichkeit und Gezwungenheit ausarte, bezeichnet. Dabei verlautete aber auch, daß die Waadtländerinnen diese ihre gesellschaftliche Superiorität gar wohl kannten und deßhalb auf Alles, was aus der deutschen Schweiz kam, mit einem gewissen Selbstgefühl herabsahen [103].

Daß aber die geistige und gesellige Cultur der Stadtbewohner einen so hohen Grad erreichte, daran hatte Bern kein großes Verdienst. War doch die einzige höhere Bildungsanstalt in der Waadt die von Bern gestiftete Akademie, d. h. ein Institut, welches nichts weiter war, als ein mit ärmlichen Mitteln ausgestattetes ehemaliges Priesterseminar, das unter dem pompösen Namen „Akademie“ nach jenem Maßstabe des Unterrichts organisirt wurde, der zur Reformationszeit herrschte, in welcher Form sie mit geringen Modificationen bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts bestehen blieb [104]). Die Akademie blieb deßhalb nicht viel mehr als ein Nest, in dem fortwährend starr orthodoxe theologische Eulen ausgebrütet wurden, während die talentvollen jungen Leute in den vortrefflichen Schulen des naheliegenden Genf jene Bildungsmittel suchten und fanden, welche der scholastisch-pedantische Unterricht der „Akademie“ ihnen niemals erschließen konnte [105]).

Ganz anders sah es bei jenem Theil der Bevölkerung aus, dem es nicht vergönnt war, die Bildungselemente, welche die Heimath ihm versagte, in der Fremde aufzusuchen. Jene schlimmen Folgen eines vernachlässigten Unterrichtes, die Rohheit der Sitten und Armseligkeit des Lebens überhaupt, wie sie der Zustand des Landvolkes in der Waadt deutlich beurkundete, bilden eine viel herbere Kritik des bernischen Regiments, als jene kleinlichen Eifersüchteleien und Reibungen der Städte und größeren Ortschaften. Nach der übereinstimmenden Aussage unparteiischer Zeitgenossen [106]) hatten die Dörfer ein armseliges

Aussehen und die meisten Häuser waren im Innern eben so schmutzig als nach außen häßlich. Ohne Richtung und Ordnung durcheinander geworfen, bildeten sie ein Gewirr unwirthlicher Höhlen, in welchen die Einwohner auf einen Haufen zusammengedrängt wohnten. Die Dorfgasse war ein enger Mistkanal, in dem die Kinder oft bis an die Knie in der Pfütze steckten. Die Wohnungen, die durcheinander geworfenen Geräthschaften, die Wege und Zäune zeugten weder von Ordnung, noch von Fleiß und Reinlichkeit und die Einwohner selbst in ihrem Thun und Lassen noch viel weniger. Das beste Bauernhaus, obwohl von Stein gebaut und mit Ziegeln gedeckt, hatte, verglichen mit den hölzernen mit Stroh gedeckten Hütten des deutschen Kantonstheiles, ein elendes Aussehen. Ebenso armselig war die äußere Erscheinung des Landvolkes. Die Kinder liefen halb nackend herum, Erwachsene ohne Strümpfe, Männer und Weiber in bloßem Hemde und nur durch linnene Hosen oder Unterröcke unterschieden. Nach seiner physischen Beschaffenheit war das Volk zwar nervig, aber nicht stark, hager und braun oder blaß von Farbe. Noch am Anfange des 18. Jahrhunderts war das Volk der Waadt, trotz eines angeborenen heitern Sinnes, der jeden Augenblick in Tanz und Gesang Befriedigung suchte, so roh, daß ein Theil der Waadt wegen der überaus zahlreichen Raubanfälle eigentlich berüchtigt war[107]). Wie es mit dem Schulunterrichte im deutschen Kantonstheile aussah, haben wir schon früher gesehen. In der Waadt sah es wo möglich noch viel schlimmer aus. Wer längere Zeit in der Waadt

sich aufhielt, mußte das unter fröhlicher Außenseite versteckte Elend, das in lumpigen Kleidern und Bettelei sich übrigens nur zu oft bloßstellte, bald genug erkennen. Allerdings, wo der Löwenantheil des Ertrages mühsamer Arbeit in die Hände fremder Herrscher fiel, konnte weder die Arbeit selbst große Ermunterung finden, noch das Leben über die dürftige Befriedigung des allernothwendigsten Bedarfes hinausgehen.

So suchte Bern, anstatt das Volk geistig und materiell zu heben, dasselbe immer auf jener tiefen Stufe zu halten, die wir so eben kennen gelernt und das allmälig auf verschiedene Weise verbreitete Bewußtsein dieses unbefriedigenden Zustandes war die Hauptursache, daß beim Ausbruch der französischen Revolution sowohl der Adel als das kleine Magnatenthum der Städte und Dörfer nur noch mit Ungeduld das fremde Joch trug. Man war allgemein zur Erkenntniß gekommen, daß in den Streitigkeiten der Herren mit den Bauern, der privilegirten Gemeinden mit denjenigen, welche keine Privilegien besaßen, die bernischen Herren die beste Bürgschaft ihres Regiments fanden, wogegen der hochmüthige Ton, welchen besonders die jungen Patricier führten, nicht nur oft die Fremden empörte, sondern jeden Waadtländer mit Entrüstung erfüllte, dessen Ehrgefühl nicht vollständig abgestumpft war. Auch Coxe, der in seiner Reisebeschreibung nicht genug Schmeichelhaftes über das bernische Patriciat zu sagen weiß, muß bekennen, daß zwischen den bernischen Herren und ihren waadtländischen Unterthanen schon in der Mitte des vorigen Jahr-

hunderts eine tiefe Entfremdung eingetreten war [108]). Selbst Oberst Roverea, der getreue Eckart des bernischen Patriciats, gesteht zu, daß die ganze Schweiz und mit ihr auch Bern entartet war und daß jeder Kanton die Keime tiefer Zerwürfnisse in sich trug. Die berichteten Thatsachen dürften die Wahrheit dieser Behauptung mit specieller Beziehung auf das Verhältniß Berns zur Waadt nachweisen, eines Verhältnisses, das den Geschichtschreiber des Untergangs der römischen Weltmonarchie, den englischen Tory Gibbon, der sich lange Zeit in der Waadt aufhielt, zu folgender revolutionärer Aeußerung hinriß: „Ich würde Euch Waadtländer gern auffordern, der Regierung von Bern Vorstellungen zu machen. In dieser Regierung stecken aber solche eingewurzelte Laster, daß selbst ein Plato an ihrer Heilung verzweifelte. Was vermöchten übrigens solche Vorstellungen bei Euren hochmüthigen Herren, welche seit mehr als 200 Jahren die vollständigste Unempfindlichkeit für Eure Dienste und Eure Treue an den Tag gelegt haben? Ich wüßte ein anderes Mittel, das rascher, wirksamer und glorreicher wäre. Wilhelm Tell würde es Euch angerathen haben [109]).“

In dieses Land, das einen so großen Contrast der kolossalsten Freigebigkeit für die bernischen Beamten und der kleinlichsten Sparsamkeit gegenüber jenen Ausgaben bildete, welche der öffentlichen Wohlfahrt dienten, zu einer Zeit, da die vorhandene Mißstimmung schon in mehreren charakteristischen Kundgebungen zu Tage getreten war, der die bald ausbrechende französische Revolution einen neuen

mächtigen Schwung und eine große Ausbreitung geben sollte, kam 1787 unser Bonstetten und zwar in der ächt patricischen Eigenschaft eines Landvogtes von Nyon, welche Vogtei zu den Aemtern der dritten Klasse zählte und deren Einnahme nach einer sehr mäßigen Berechnung zwischen den Summen von 9—12,000 Fr. jährlich schwankte.

Bonstetten ließ sowohl nach seinem Charakter als nach seiner Haltung in Saanen erwarten, daß er die Zügel seines Regiments nicht zu straff anziehen werde. Gehörte er doch bei allen aristokratischen Gewohnheiten und Ansichten zu jener liberalen Richtung innerhalb des Patriciats, die ein gerechtes, wohlwollendes Regiment, eine geistige und sittliche Wiedergeburt des Patriciats verlangte und so viel Bildung besaß, an jedem Kulturfortschritte sich unbefangen zu erfreuen — all dies aber unter der Voraussetzung, die wenn auch maßvoll gehaltene, wohlwollende Autorität zu bewahren. Bonstetten's Verhalten sowohl bei der bald ausbrechenden politischen Bewegung in der Waadt, wie beim Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft wird anschaulich zeigen, wie seine freisinnigen Ansichten zu jener Zeit durchaus nicht so weit gingen, das aristokratische Regiment in der Waadt beseitigt sehen zu wollen, sondern daß er zu jener Klasse liberaler Aristokraten gehörte, wie der spätere Schultheiß von Mülinen, der den Standpunkt dieser Männer beim Ausbruch der französischen Revolution mit dem folgenden klassischen Selbstbekenntnisse schlagend charakterisirt: „Mich entzückt das französische Volk," schrieb er 1789 an Johannes Müller, „daß es endlich Kraft und

Muth fand, seine Ketten zu brechen. Doch wie mir vom rein menschlichen Standpunkte aus diese Revolution Vergnügen macht, so ändert sich die Sache, wenn ich daran denke, daß ich Berner und Edelmann bin. Sollte die Revolution, die uns durch diese Ereignisse vielleicht vorbereitet wird, später dazu führen, daß wir mit Deputirten unsrer Unterthanen die Gewalt theilen sollten, die wir bisher allein besessen haben und wenn so aus dem Staate Bern eine wirkliche Republik entstehen sollte, ich würde, weiß Gott, ganz hübsch zu meiner Partei stehen." . . . „Indem man den Adel aller seiner Privilegien entkleidet, greift man ein durch jahrhundertelange Dauer geheiligtes Vorrecht an. Bald würde man jede Spur des Vorrangs verschwinden sehen, den man sonst einer alten Herkunft zuerkennt und meine Kinder wären eines Theils der Erbschaft ihres Vaters beraubt [110])." Die Fortschrittsgedanken dieses Reformators, der wie Bonstetten Mitglied der helvetischen Gesellschaft war, gingen auch nur so weit, daß durch Aufnahme neuer burgerlicher oder adliger Familien in das Patriciat der immer mehr zunehmenden Schwächung desselben entgegengearbeitet werde. An eine Aufnahme der Ideen der französischen Revolution und eine politische Emancipation der Landschaft dachte er so wenig, als Bonstetten, nur mit dem Unterschiede, daß der Freisinn des Letztern denjenigen seiner liberalen Standesgenossen und Freunde so weit übertraf, als er humaner und gebildeter, wie überhaupt für geistige Regungen empfänglicher war als sie. Bonstetten's Schriften bieten überdies die reichsten Belege,

daß er allen Verbesserungen viel mehr zugänglich war, als seine Collegen und besonders nützliche Unternehmungen, die der Landwirthschaft zu Gute kamen, lebhaft unterstützte. Dabei aber mag er sich um das oft kleinliche Detail seiner Verwaltungsgeschäfte nicht übermäßig interessirt, sondern dasselbe lieber seinen Untergebenen überlassen haben [111]. Die Gabe, sich als eine Autorität geltend zu machen, besaß Bonstetten übrigens in geringem Grade, was diese Erscheinung nur um so liebenswürdiger macht. Er war viel mehr bestrebt, seine Untergebenen durch Güte zu gewinnen, als sie durch Strenge einzuschüchtern. Seinem freundlichen Entgegenkommen, seiner von aller Anmaßung freien Liebenswürdigkeit, die mit der schroffen Haltung der übrigen bernischen Landvögte in einem so großen Gegensatze stand, war es denn auch gelungen, die allgemeine Zuneigung zu gewinnen.

Die ersten Amtsjahre verliefen für Bonstetten in ungestört-angenehmer Weise. Er hatte seinen Freund Matthisson nach Nyon mitgenommen, der ihn kurz vor der Abreise durch seinen Besuch überraschte. Zugleich wußte Bonstetten mit seinem bekannten geselligen Talente einen kleinen Freundeskreis um sich zu ziehen, zu welchem die Städte Nyon und Rolle, die benachbarten Landhäuser an der Küste des Genfersees und einige durch Geist und Bildung ausgezeichnete Ausländer ihr Contingent lieferten, unter welchen später die bekannte Schriftstellerin Friederike Brun und Sophie Laroche die bedeutendste Stelle einnahmen. Die Hauptperson für Bonstetten blieb aber Matthisson, mit dem

er in Feld und Wald herumschwärmte und von dem Bonstetten in seinen „Denkwürdigkeiten" bekennt, daß er ohne dessen Anregungen niemals daran gedacht hätte, mit Schriftstellerei sich abzugeben. Die Früchte dieser Beschäftigungen waren die Herausgabe seiner frühern Schriften, vermehrt durch einige Kleinigkeiten höchst verschiedenartigen Inhaltes [112]), da in diesem Buche neben seiner Schrift über ein schweizerisches Hirtenland unter Anderm eine Abhandlung über Tod und Unsterblichkeit sich findet, auf welche Idyllen im Genre Geßner's und ein Gespräch über freie Ausfuhr der Butter folgen. Daneben schrieb Bonstetten noch Artikel in das „Journal de Lausanne" über die Lungenseuche des Viehs und andere landwirthschaftliche Gegenstände. So verliefen die beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in Nyon in Matthisson's fortgesetzter Gesellschaft ganz hübsch und harmlos. Seine schriftstellerischen Exercitien wechselten mit den Geschäften seines Amtes und mit geselligen Vergnügungen auf's Angenehmste ab, in welcher letzteren Beziehung er durch seine Frau, die er noch vor dem Tode seines Vaters geheirathet hatte, und durch seine Schwiegermutter trefflich unterstützt wurde, indem beide die große Haushaltung in jenem still geordneten Gange hielten, die den Mann nur das Angenehme häuslichen Lebens erfahren läßt. Auf eine Analyse seiner damaligen Schriften lassen wir uns hier nicht ein, da ihr Inhalt nicht reich genug ist, um mehr als eine chronologische Bedeutung zu haben [113]).

Anders gestaltete sich aber die Lage Bonstetten's beim Ausbruche der französischen Revolution, die wie ein mäch-

tiger in die Welt geschleuderter Brander überall Explosionen verursachte, wo überhaupt revolutionärer Zündstoff sich gesammelt hatte. Wir haben oben schon die verschiedenen Elemente besprochen, aus denen unter günstigen Umständen eine ganz hübsche kleine Revolution sich entfalten konnte. Schon hatte der langjährige Straßenkampf — freilich ohne Barrikaden — zwischen Bern und Morsee, sowie die ungebührliche Behandlung des Pfarrers Martin in jüngster Zeit das Land in Allarm gebracht. Seit dem Ausbruche der französischen Revolution waren es vorzüglich die zahlreich in die Waadt geflüchteten Emigranten, welche die Aufregung unterhielten. Aus jener Zeit existirt ein merkwürdiges Dokument [114]), welches uns sowohl von der nichts weniger als demokratischen Gesinnung Bonstetten's, sowie von dem gespannten Fuße Zeugniß gibt, auf welchem er damals noch mit der deutschen Sprache lebte. Im Herbst 1790 schrieb er dem Geheimen Rathe, dem diplomatischen Comité der Regierung:

„Die französischen Aristokraten leben sehr vertraulich mit der guten Gesellschaft von Nyon, doch von den tauben demokratisch Gesinnten etwas verhaßt, weil diese fanatische Köpfe oft von den Franzosen widerlegt werden. Ohne diese Franzosen würde ein wahnsinniger Fanatismus im Lande herrschen. Aber unsere sehr unwissende Herrchen müssen sich einem wohlredenden, sehr erfahrenen le Noir ergeben. Vordem hatten ein Paar Personen, an das Hofleben ganz gewohnt, einen ziemlichen Unwillen gestiftet, wie Madame de Vassé née de Broglie, die mit 8 Pferden und

14 Bedienten hier war und in ihren Gesinnungen etwas heftig war.“ Man sieht, die französische Aristokratie war wirklich in die Schweiz gekommen, nur unter andern Voraussetzungen als unter denjenigen der Damen von Rochefoucauld im Jahre 1770 [115]).

Nachdem Bonstetten noch eine Philippika gegen die Bedienten der Emigrirten schleuderte, „von denen die meisten Franzosen und von den allerabscheulichsten Sitten und aufrührerischen Gesinnungen“ seien, schließt er seine Epistel mit dem Vorschlage: „Da die französischen Exilirten alle trachten, sich beliebt zu machen, sollten die Herren Amtleut (Landvögte) die vernünftigsten unter ihnen bitten, so viel möglich in allen Stadtgesellschaften zu leben. Dieses würde der Eigenliebe der Stadtleute schmeicheln und diese Art Missionärs können einen merklichen Nutzen stiften. Die Wahl davon muß aber wohl getroffen sein.“ Bonstetten legt aber mit diesen Worten nicht nur Zeugniß seiner im Grunde aristokratischen Gesinnung, sondern auch seines humanen Sinnes ab, indem er den seinigen entgegengesetzte politische Ansichten nicht, wie dies bald von Seite der Regierung von Bern geschehen sollte, mit dem brutalen Gebrauche der Gewalt zu erdrücken, sondern mit den friedlichen Mitteln der Ueberzeugung und Belehrung widerlegt zu sehen wünschte. Trotz seines sehr entwickelten Standesbewußtseins befand er sich mit seinen bis auf einen gewissen Grad freisinnigen, durchaus humanen Ansichten und seiner Eigenschaft als bernischer Landvogt in einem Zwiespalte, der um so peinlicher werden mußte, je mehr der

Gegensatz zu Tage trat, in dem das Volk der Waadt zu Bern sich befand und je brutaler die Regierung die plötzlich auftauchenden Kundgebungen eines alten Grolls und neuer politischer Gedanken zu unterdrücken suchte. Dazu kam, daß Bonstetten sowohl mit der waadtländischen Gesellschaft als mit den neuen Behörden der benachbarten französischen Departements in gutem Vernehmen zu stehen wünschte, was in Bern bedeutendes Mißvergnügen erregte[116]).

Zu den erwähnten Ursachen einer gründlichen Abneigung gegen das bernische Regiment, die um so mehr gestachelt wurde, je größere Fortschritte die Revolution in Frankreich mit ihren allgemeinen Menschenrechten und der Niederreißung der in der Schweiz noch so mächtigen Standesunterschiede machte, wurde das Interesse an dem großen politischen Phänomen durch die Betheiligung vieler Waadtländer an den französischen Fonds, besonders an den Leibrenten noch bedeutend gesteigert. Bonstetten behauptet[117]), daß der ganze Werth des sämmtlichen Vermögens aller Partikularen in Genf und der Waadt in den französischen Fonds steckte. Alle diese Rentiers glaubten so wenig an die Lebensfähigkeit des monarchischen Prinzips in Frankreich, daß sie mit der Niederwerfung der Revolution auch den allgemeinen Bankerott hereinbrechen sahen, weßhalb man auch von dieser Seite das vollständige Gelingen der Revolution, von der man die Feststellung einer gesunden Staatsordnung voraussetzte, nicht nur mit Sehnsucht erwartete, sondern jedes günstige Zeichen nach dieser Richtung hin mit Jubel begrüßte.

Alle diese Erscheinungen und Ursachen mögen denn im Sommer 1791, kurze Zeit vor der Annahme der ersten Constitution in Frankreich, dazu beigetragen haben, daß die jährlichen Feste der Bogenschützen in der Waadt einen etwas tumultuarischen Charakter erhielten. Am 14. Juli 1791, dem Jahrestag der Erstürmung der Bastille, fanden diese Feste in Vevay, Lausanne, Rolle, Coppet, Morges, Aubonne, Nyon und andern Orten statt, bei welchen auf die französische Nationalversammlung und auf alle Freunde der Freiheit Toaste ausgebracht wurden. Zugleich steckte man an verschiedenen Orten die französische Freiheitsmütze auf und amüsirte sich an Tanz und Feuerwerk. Mit Recht bemerkt jedoch Cart [118]), daß an keinem dieser Orte weder gegen ein Gesetz gehandelt, noch irgend ein bernischer Beamter mißachtet oder gar ein Aristokrat mißhandelt worden war. Wie wenig diese unschuldigen Demonstrationen einen eigentlich revolutionären Charakter hatten, geht am deutlichsten aus der in Nyon, dem Sitze Bonstetten's, gehaltenen Rede eines Professor Durand hervor, welcher deßhalb später von seiner Stelle entsetzt und zu vier Jahren Einsperrung verurtheilt wurde [119]). In dieser Rede hob nämlich Durand bei aller ausgesprochenen Begeisterung für die Freiheitsideen der französischen Revolution, mit aller Schärfe hervor, „daß die Freiheit, um die Wohlfahrt und das Glück der Völker zu sichern, auf die beiden unerschütterlichen Grundlagen der Unterwerfung unter die Gesetze und der Ordnung gegründet sein müsse [120])." In welcher naiven Weise die Waadtländer diese Feste feierten, geht ferner

aus der Thatsache hervor, daß zu dem von aristokratischer Seite als höchst revolutionär verschrieenen Feste in Rolle auch Bonstetten eingeladen wurde, wobei derselbe sogar zum Admiral ernannt und mit einer Blumenkrone beschenkt ward. Bonstetten nahm wirklich an dem Feste Theil, band jedoch seine Krone auf und vertheilte die Blumen unter die Anwesenden [121]. So wenig dachten Bonstetten wie das leichtlebige Völkchen der Waadt daran, daß diesen Festen eine so finstere Auslegung von Seite des bernischen Regiments gegeben werden könnte, daß Bonstetten am folgenden Tag das fröhliche Volk zu sich einlud und über tausend Personen auf dem Schlosse speisten. Zehn Tage dauerten die Feste fort, um ihm, wie Bonstetten sich selbst ausdrückt, zu zeigen, wie sehr er geliebt wurde [122]. Einmal kamen dreißig junge Mädchen, alle in Weiß und Rosa gekleidet, mit Blumenketten und farbigen Laternen in der Hand. Ihre Führerin las zuerst selbstverfaßte Verse vor, worauf alle ein Lied anstimmten und die Familie Bonstetten mit ihren Blumenketten umschlossen. Die Schönste beschenkte Bonstetten's Frau mit einem Gürtelband, worauf die Laternen an die Bäume gehängt, getanzt und ein von Bonstetten verfaßtes Lied gesungen wurde mit dem Refrain:

„Ah que nous sommes bien ici,
Restons comme nous sommes!"

Auch Matthisson wohnte diesen Spielen bei und Bonstetten schrieb seiner dänischen Freundin mit Entzücken [123]: „Herrlich war der Rundtanz der dreißig schönen, gleichförmig gekleideten Mädchen auf der Terrasse bei der magischen Be-

leuchtung der Laternen.“ Am Stadtthor von Nyon war der Anschlag angeheftet: „Heut wird dieses Quartier des Herrn Landvogts Fest feiern.“ Man aß und trank auf den Spazierplätzen, alles Volk ließ Bonstetten hoch leben und eine ganze Nacht hindurch dauerten die Freudenschüsse so unaufhörlich fort, daß der Rath in Genf sich versammelte, weil man glaubte, es sei eine Revolution im Waadtlande ausgebrochen.

Wohl mochte das leicht erregbare, genußliebende Winzervolk wie sein gutherziger, gemüthvoller Landvogt, der in viel schwereren, gefahrdrohenden Zeiten „mit nassen Augen jedes Veilchen empfand [124]“, sorglos diesen Lebens- und Freiheitsträumen nachhängen. Fand doch selbst der conservative Hottinger die berichteten Vorgänge nichts weniger als gefährlich [125]). Ganz anders wurden dieselben jedoch von den finsterblickenden Regenten in Bern angesehen, die in diesen unschuldigen Demonstrationen, deren Offenheit und vollständige Loyalität ihre Gefahrlosigkeit dem Unbefangenen deutlich enthüllte, ein furchtbares, gegen die bernische Herrschaft gerichtetes Attentat witterten, welches, den Wehrlosen und Vertrauensvollen gegenüber, mit Waffengewalt unterdrückt werden sollte. Die Regierung zog mehrere Tausend ausgewählte deutsche Truppen zusammen und ließ sie in die Waadt marschiren. Um dieselben gehörig zu fanatisiren, wurden offiziell gedichtete Lieder an sie ausgetheilt, die so recht deutlich den Geist beurkunden, der das bernische Patriciat zu diesem höchst wohlfeilen Triumphzuge anfeuerte. So heißt es in einem derselben [126]):

Wie unsre Heldenväter
So halt' Euch tapfer in dem Feld,
Zeigt Euch der ganzen weiten Welt
Als Vaterlands Erretter.

Uns ruft die Hohe Obrigkeit
In's Feld, um noch zu rechter Zeit
Verirrte zu belehren.
Drum deutsche Männer unverzagt,
Für's Vaterland sein Blut gewagt,
Das ist der Weg der Ehren.

Der tapfere von Erlach zieht
Mit uns, sein Muth und Eifer glüht,
Als Feldherr uns zu führen,
Ihm folgen wir — wir sind bereit,
Mit G'horsam, Treu und Tapferkeit
Den braven Offizieren.

Und im gleichen Leierton orakelt ein anderes gleichzeitig gedrucktes Lied[127]):

Doch wer der Ordnung holde Frucht
Mit wilder Faust zerknickt,
Und fremder Völker Götzen sucht,
Und drohend um sich blickt;

Wer des Gesetzes Zügel bricht,
Sein Vaterland mißkennt
Und kühnen Trotz im Angesicht
Nach falscher Freiheit rennt,

Der ist nicht Bruder uns! Er ist
Der ächten Freiheit Feind,
Selbst wenn er mit erborgter List
Es gut zu meinen scheint.

Ihn treffe jedes Schweizers Hohn!
Doch kehret er zurück,
Dann sei er wieder Bruder, Sohn;
Sei Freund, sei unser Glück!

Nach solchen Weh= und Zornrufen mochten die guten Berner Bauern allerdings glauben, die ganze Waadt sei in vollem Aufruhr begriffen und Alles stehe dort in Waffen. Und sicher mochten sie gleichfalls, so wie sie unter das nichts weniger als aufständische, durch diese ebenso unerwartete als unmotivirte Kraftentwicklung aber gewiß vollständig verdutzte Volk der Waadt gelangten, zu dem Glauben kommen, ihre bloße Gegenwart habe hingereicht, um die Aufrührer niederzuschmettern. So pflanzte die Berner Regierung Verachtung auf der einen, bittren Haß auf der andern Seite.

Die Regierung von Bern hatte ihre Soldaten nicht umsonst einberufen: sie beutete die Gelegenheit in der That so weit aus, daß dem Volke der Waadt am Ende nichts übrig blieb, als das Gefühl der bittersten unverdienten Schmach, ein Gefühl, das demjenigen der Rache überaus nahe steht. Die Regierung begnügte sich aber nicht damit, einfachen Prozeß zu machen; mit raffinirter Berechnung sollte dem Volke seine Schmach so recht eindringlich und plastisch vor Augen geführt werden. Die Waadtländer hatten seit Jahrhunderten bald da bald dort die Wiederherstellung der Stände gewünscht. Die Regierung berief nun in diesem kritischen Augenblicke Abgeordnete der ganzen Landschaft ein, die aber bei ihrer Ankunft mit entblößtem

Haupte von bernischen Waibeln (Amtsdienern) angeführt, den Insulten der irregeleiteten Truppen preisgegeben, unter fortgesetztem Kanonendonner durch eine langgestreckte Soldatenreihe auf das Schloß von Lausanne ziehen mußten, wo ihnen ein von Drohungen und Kränkungen überschäumendes Regierungsschreiben vorgelesen und darauf erklärt wurde, man wolle diesmal Gnade für Recht ergehen lassen. Bei der ersten Klage, die gegen sie verlautete, würde man jedoch Garnisonen in ihre Städte legen, die ihnen lehren würden, wie sie sich zu verhalten hätten[128]).

Von den übrigen Vorgängen, den Plünderungen der Zeughäuser von Lausanne, Yverdon und Morges, den Urtheilen eines eigentlichen Inquisitionsgerichtes, welchen 31 Personen durch die Flucht sich entziehen konnten, den Proscriptionen und Confiscationen und von dem ganzen übrigen Apparat eines aristokratischen Terrorismus schweigen wir. Diese Thatsachen gehören dem Geschichtschreiber jener Zeit. Er mag nachweisen, wie durch sie, als durch die trefflichsten Gährungsmittel, die Milch der frommen Denkungsart in gährend Drachengift sich verwandelte.

Bonstetten mag sich diesen Vorgängen gegenüber ziemlich passiv verhalten haben. War er doch seiner Naturanlage wie seiner Bildung nach keineswegs im Fall, das brutale Verfahren der Regierung billigen zu können. Zudem befand er sich nach seiner Haltung, die er bei dem Julifeste in Rolle einnahm, sowie in seiner Eigenschaft als bernischer Landvogt zur Zeit der Gewaltmaßregeln in einer doppelt schiefen Stellung. Während er, wie dies

aus einzelnen Bemerkungen Steinlen's, dem ein reiches handschriftliches Material zu Gebote stand, sich deutlich ergibt, von der starr aristokratischen Partei in der Regierung wegen seiner humanen Haltung bittere Vorwürfe erhielt, wurde er von der radikalen Partei in der Waadt aus dem gleichen Grunde als ein zweideutiger Charakter angesehen. Und beide thaten ihm Unrecht, denn beide übersahen in der leidenschaftlichen Aufregung des Augenblicks die Hauptsache, die einen, daß Bonstetten, wenn auch mit liberalen Neigungen, doch im Grunde ein Aristokrat war, die andern, daß er, obgleich der Aristokratie mit Leib und Seele angehörend, doch zu freisinnig und human war, um ihre Mißbräuche als hohe Staatsweisheit anzuerkennen. Interessant bleibt aber unter allen Umständen die folgende Charakteristik Bonstetten's durch Cäsar Laharpe[129]):

„Herr von Bonstetten, von einer Familie abstammend, die mit den Grafen von Habsburg verwandt war, konnte an einer Revolution, die den Adel abschaffte, keinen Geschmack finden. Da er jedoch eine liberale Erziehung genossen und lange Zeit von Bern entfernt gelebt hatte und zwar mit Menschen aus der Plebejerkaste, so hielt man ihn allgemein für einen Anhänger der modernen, als ketzerisch verschrieenen Philosophie, was auf ihn einen Schein von Ungnade geworfen hatte, für welchen die leichtgläubigen Waadtländer ihn durch verdoppelte Hochachtung zu entschädigen versuchten.

„Als Freund des berühmten Historikers Müller, der, als er nur noch Schriftsteller war, den Haß der schweizeri-

schen Aristokraten durch die Kühnheit sich zugezogen hatte*), welche die ersten Bände seiner Schweizergeschichte charakterisirt, und in Verbindung stehend mit Männern von großen Entwürfen, wurde Bonstetten als ein Freund der Freiheit angesehen, ohne daß man bedachte, daß ein Patricier, ein Mitglied einer reichen und mächtigen Oligarchie und in Folge dieses Titels Inhaber einer sehr einträglichen Landvogtei und zahlreicher Einkünfte, die praktische Anwendung jener Prinzipien, denen er bisher seine Zustimmung nur als bloßer Zuschauer gegeben hatte, nicht nach seinem Geschmacke finden konnte.

„Was man Herrn von Bonstetten mit mehr Grund vorwerfen kann, ist, daß er die Rolle eines leidenschaftlichen Freundes der Freiheit gespielt hat, um die Anhänger derselben im Kanton Waadt um so leichter kennen zu lernen und daß er von seinen Entdeckungen einen Gebrauch gemacht hat, den er unzweifelhaft bereut, sowie er der Grundsätze seiner Philosophie eingedenk wird, deren Verleugnung niemals straflos bleibt. Der liebenswürdige und geistreiche Victor Bonstetten mochte, ohne daß wir ihm einen Vorwurf daraus machen, die beträchtlichen Einkünfte der Landvogtei Nyon, welche er seiner patricischen Eigenschaft verdankte, genießen, ohne zugleich die von Erlach von Lausanne, Diesbach von Carouge, Kirchberger von Rolle, Ryhener von Morges, Wattenwyl von Yverdon und Vevey und Consorten nachzuahmen.“

*) Eine, wie wir gesehen haben, total ungerechte Beschuldigung.

Obwohl diese in leidenschaftlicher Aufregung geschriebenen Worte fast ebenso viel Unrichtigkeiten und Uebertreibungen als Sätze enthalten, geben sie doch ein deutliches Zeugniß, wie Bonstetten's Stellung von der Freiheitspartei in der Waadt angesehen wurde. Diese Lage mag für ihn eine sehr drückende gewesen sein, da er, der sonst seine angenehmen Erlebnisse so gern in der Mittheilung an seine Freunde doppelt genoß, diesen gegenüber sehr schweigsam sich verhielt. So erhielt Friederike Brun bis Ende 1792 keine Nachrichten mehr von ihm.

Die letzten Dienste leistete er in seiner Eigenschaft als Landvogt der Regierung im Herbste 1792, als Genf von einem französischen Corps unter dem Befehle des Generals Montesquiou bedroht wurde. Bonstetten, der in seiner Vogtei den äußersten, zunächst bedrohten Punkt der Waadt bewachte, entwickelte hiebei große Energie. Der Rückzug der Franzosen und die Entlassung der eidgenössischen Truppen, die Genf zu Hülfe gekommen waren, trafen jedoch ziemlich gleichzeitig mit dem Ablauf seiner Amtsdauer zusammen und gerne mochte er sich einer Verantwortlichkeit enthoben sehen, welche eine schiefe Stellung ihm doppelt schwer machen mußte.

VI.

Ein eidgenössisches Unterthanenland.

Nach Bern zurückgekehrt, das Bonstetten jedoch öfters mit Valeyres, dem in der Nähe von Orbe gelegenen Landsitze der Familie vertauschte, gingen die nächsten Jahre in beschaulicher Stille vorüber. Aus jener Zeit, Ende 1792 bis Sommer 1795, stammen weder schriftstellerische Arbeiten, noch befand sich Bonstetten in einer amtlichen Stellung. Die Erziehung seiner Kinder, einzelne Studien und kleine Fußreisen, womit er den größten Theil jener Zeit zubrachte, alle diese idyllischen Beschäftigungen mögen den regsamen Mann nicht hinreichend befriedigt haben, da er 1795 eine Stelle nachsuchte und erhielt, welche allerdings zu jeder Zeit nur wenige Bewerber fand. Es war dies die Syndikatur der sogenannten „ennetbirgischen gemeinen Vogteien": Lugano, Locarno, Mendrisio und Val Maggia [130]), welche in Verbindung mit den drei Vogteien des Liviner- und Blegnothales, die unter der speciellen Herrschaft der drei demokratischen Urkantone standen, den gegenwärtigen Kanton Tessin bilden.

Mit vollstem Rechte bemerkt Bonstetten [131]), daß nicht leicht eine elendere, unbehülflichere Regierung sich denken

ließ, als eine solche, die aus zwölf Republiken zusammengesetzt war. Eine gemeine Wiese, ein gemeiner Acker werden übel besorgt, wie viel mehr ein gemein=unterthäniges Land. Keine nützliche öffentliche Ausgabe konnte in diesen italischen Vogteien ohne die Einwilligung aller zwölf Kantone gemacht werden, die keinen gemeinsamen Schatz besaßen und wo die Einheit des Willens noch schwerer als die gemeinschaftliche Kasse zu finden war. Zudem belief sich das Einkommen, welches jeder der zwölf souveränen Kantone aus diesen Landschaften zog, kaum auf hundert Louisd'ors. Die Verwaltung ward, neben kümmerlichen Resten mittelalterlicher selbständiger Communalverwaltung, wie in den Unterthanenlanden der deutschen Schweiz durch vier Landvögte besorgt, von denen jeder zwei Jahre im Amte war, so daß jede der zwölf herrschenden Republiken alle 24 Jahre einen Landvogt wählte, welcher als Repräsentant der alle Gewalten in sich schließenden Regierung ungefähr die gleichen Vollmachten und den gleichen Geschäftskreis hatte, wie seine übrigen Collegen in der deutschen Schweiz und in der Waadt. Da diese Landvögte kein anderes Einkommen erhielten, als dasjenige, welches ihnen aus den Prozeßsporteln erwuchs, so waren ihre Sitze eigentliche Prozeßfabriken, die auch ohne sie und zuweilen gegen ihren Willen ihren gewohnten Gang fortgingen. Eine Art selbständiger aristokratischer Verfassungen besaßen die beiden Vogteien Lugano und Locarno. In der Stadt Lugano waren 84 regimentsfähige Familien, von denen die meisten in Armuth verfallen waren und wo

die wenigen reichen herrschenden Einfluß ausübten. Zugleich besaß Lugano einen Stadtrath von 36 Mitgliedern, von denen jedoch nur vier auf einmal auf vier Monate regierten. 97 Gemeinden und die Deputirten von acht abgesonderten Dorfschaften bildeten durch ihre Abgeordneten eine Art Deputirtenkammer (Congresso). In diesen Versammlungen wurden die Rechnungen vorgelegt, welche die Landschaft zu bezahlen hatte, wobei es zuweilen vorkam, daß selbst jene Summen, die zur Bestechung der Richter verwendet worden waren, unter diesem Titel zum Vorschein kamen. Die Verordnungen der Abgeordneten der souveränen Kantone wurden da vorgelesen und wenn sie nicht gefielen, richtete die Versammlung Vorstellungen an die zwölf herrschenden Republiken, ein fruchtloses Unternehmen, da, abgesehen von der weitschweifigen Correspondenz mit zwölf Regierungen, dieselben die Gesetze und Rechte der italischen Vogteien nicht einmal kannten. Die meisten dieser Congresse mögen deßhalb ganz unbedeutende Versammlungen gewesen sein, in denen man trotz lebhafter Debatten doch nur höchst selten zu einem Resultate kam und, wie Bonstetten bemerkt [132 a]), zu keinem andern Entschlusse sich einigen konnte, als unverrichteter Dinge wieder nach Hause zu gehen. Jedes Jahr schickte dann jeder der zwölf souveränen Kantone einen Deputirten nach Lugano und Locarno, welche die Verwaltung prüfen, in zweiter Instanz Urtheile erlassen, alle öffentlichen Rechnungen, wie diejenigen der Landvögte und der Spitäler revidiren und die speciellen Aufträge ihrer Stände besorgen mußten. Die

10*

Versammlung dieser Abgeordneten ward das Syndikat genannt. Obgleich diese Deputirten weder Verfassung und Gesetze, noch die Sprache und den Volkscharakter kannten, waren sie es doch, welche die so überaus zahlreichen Prozesse entschieden. Wohl durfte von den Parteien noch an die Kantone appellirt werden, wobei das Urtheil von sieben Kantonen entschied. Wer hätte jedoch in dem armen Lande genug Geld gehabt, um seinen Prozeß gleichzeitig vor zwölf Instanzen führen lassen zu können!

Der Landvogt, welcher alleiniger Richter über Leben und Tod war[132b]), mußte, wie schon angeführt, allein aus den Strafgeldern leben und aus diesen Bußen obendrein sehr oft die Bestechungssummen ersetzen, denen er in den demokratischen Kantonen seine Ernennung verdankte. Zwar wurde immer bei der feierlichen Einführung der Landvögte vom Kanzler eine Eidesformel abgelesen, in welcher wohl gegen 50 Gesetze und Ordnungen gegen „Mieth und Gaben" erwähnt wurden. Unter Anderm mußte der gewählte Landvogt ausdrücklich beschwören, daß er seinen Wählern gar nichts („weder so noch so") weder direct noch indirect gegeben habe. Als Bonstetten dieser Feierlichkeit zum erstenmale beiwohnte, schwatzten die Deputirten während dem Ablesen des Eides laut, wie in einem Café. Bonstetten stand auf und bat den Kanzler, die Ablesung noch einmal von vorne zu beginnen, weil die Herren nichts gehört hätten, worauf Alles mäuschenstille wurde. Als einer der neugewählten Landvögte, ein Urner, seinen Schwur ablegte, daß er der Landsgemeinde nichts gegeben

habe, sagte der Syndikator von Uri zu Bonstetten: „Ja, er mag nun schwören wie er will; alle Leute wissen, daß ihn das Amt 3000 Gulden kostete.“ Bonstetten winkte dem Manne, er möchte doch schweigen. Dieser aber glaubte, Bonstetten habe ihn nicht verstanden und schrie nun laut, wobei er mit der Faust auf den Tisch schlug: „Ja, bei Gott, so viel hat es gekostet [133]).“ Diese Stellen sollen überdies so wenig einträglich gewesen sein, daß ohne die Zusicherung einer von Bern aus entrichteten Besoldung kein Patricier mehr ein Amt in den italischen Vogteien übernehmen wollte. Die Mißbräuche, welche deßhalb aus einem solchen Verhältnisse entspringen mußten, waren nach Bonstetten's Ausdruck „unnennbar.“ Wir werden sie kennen lernen.

Auch die Stadt und Vogtei Locarno hatte eine Art kümmerlicher Repräsentativverfassung. Die Stadt Locarno in Verbindung mit acht Dörfern, den sogenannten äußern Gemeinden, besaßen nämlich wie Lugano einen Rath von 21 Deputirten. Derselbe war aus sechs adligen, vier bürgerlichen und zwei bäurischen Bewohnern des Stadtbezirks, acht Deputirten der äußeren Gemeinden und einem Mitgliede der Familie Nessi zusammengesetzt und besorgte die allgemeinen Angelegenheiten von Stadt und Land. Die übrigen Dorfschaften hatten wieder ihre eigenen Einrichtungen, ihre Podestas, Consuln, Kanzler, Untergerichte, deren Competenz aber eine sehr geringe war. In allen Prozessen konnte an den Landvogt appellirt werden und die

bedeutenderen und einträglicheren derselben gehörten von vornherein einzig vor sein Forum.

Wir haben schon erwähnt, daß die Criminaljustiz allein in den Händen der Landvögte lag. Die meisten Criminalfälle wurden aber durch sogenannte „ajustamenti“ mit dem Angeklagten verglichen, d. h. der Angeklagte, dem man mit der Tortur drohte, wurde gezwungen, durch eine Geldsumme von der Strafe sich loszukaufen. Da die Kantone, den Ertrag einiger Zölle ausgenommen, keine Einkünfte aus den Vogteien zogen, so war in gar vielen Fällen keine Justiz zu erhalten, da bei solchen Fällen die erste Frage immer diejenige war, wer diese Justiz bezahlen sollte. So liefen alle Banditen, Räuber und Mörder ungestraft herum, wenn sie, wie es meistens der Fall war, kein Geld oder keine Güter hatten, um Richter und Henker zu bezahlen [134]). Die natürliche Folge solch entsetzlicher Zustände war denn auch eine schreckenerregende Rechtsunsicherheit, die sich in den überaus zahlreichen Criminalfällen am deutlichsten kundgibt. So kamen 1794 allein im Amt Locarno unter ungefähr 400 Criminalklagen 103 unbewiesene oder vielmehr unbestrafte Fälle von Messerstichen und Diebstählen vor. Auch erzählt Bonstetten, daß in den drei Tagen, welche er 1795 bei Landvogt Schwyzer in Locarno zubrachte, demselben ein Mord, drei mörderische Angriffe und ein Diebstahl mit Einbruch angezeigt wurde. Ein gewisser Lubini ward auf die Anklage eines ehrlosen Mannes, dem ein Ballen Seide gestohlen worden war, 288 Tage

lang im Gefängniß gehalten. Sein Ankläger nannte einen gewissen Trenti als Mitschuldigen, der elf Tage im Gefängniß schmachtete, ohne mit Lubini verhört zu werden. Er entkam, worüber der Landvogt in einen solchen Zorn gerieth, daß er dem Lubini das Bett wegnehmen ließ, so daß derselbe acht Monate lang einen sehr strengen Winter hindurch auf den Steinen liegen mußte, ohne Stroh, mit acht Unzen Brod zu seiner täglichen Nahrung. Nach 80 Tagen erhielt er Suppe, im letzten Monat begann aber wieder die Hungerqual, um ihn dadurch zur Tortur vorzubereiten, die er zweimal erleiden mußte. Bonstetten sah den Mann mehr als ein Jahr nach seiner Entlassung und fand ihn noch so schwach, daß er nicht einmal eine Prise Tabak zwischen den Fingern halten konnte. Als Bonstetten auf dem Syndikat des folgenden Jahres auf Entschädigung des verarmten Lubini drang, kam zuletzt ein Dekret heraus, das eine unschuldige Frau aus dem Amte Locarno, die als vermuthliche Hehlerin der gestohlenen Seide schon einmal ungerechterweise gestraft worden war, zum größten Theil zu dieser Entschädigung verurtheilte [135]. Im Mayenthal hatte der dortige Landvogt zu Bonstetten's Zeit in zwei Jahren 472 Prozesse zu beurtheilen.

Während die Tortur in allen Kantonen der Schweiz abgeschafft war, wurde sie, wie erwähnt, zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den finsteren Höhlen der landvögtlichen sogenannten Palazzi noch ausgeübt. Bonstetten erzählt auch hierüber, daß die vom Volke gewählten sogenannten Blutrichter der Vogtei Mayenthal aus Unverstand

einen Mann folterten, der auch ohne Anwendung der Folter einen kleinen Diebstahl von sechs Zechinen bekannt hätte, „denn, sagten sie, das Geständniß gelte nichts, wenn es nicht auch an der Folter wiederholt würde und dann könne der Dieb auch zwölf Zechinen gestohlen haben,“ wenn schon alle Indicien vorhanden waren, daß er nur sechs gefunden hatte [136].

Dieser elenden Verwaltung entsprach es denn auch vollkommen, daß im Thale Centovalli die Summe von 20 Louisd'ors, welche ein englischer Lord hinterlassen hatte, um den Zugang zu der elenden Straße zu verbessern, für ganz andere nichts weniger als gemeinnützige Zwecke verwendet werden sollte. Bonstetten sprach es als ganz bestimmte Ueberzeugung aus, daß dieses Geld durch Prozesse oder durch irgend eine andere Spitzbüberei weggestohlen wurde.

Solchergestalt waren die öffentlichen Zustände des unglücklichen Landes, welches Bonstetten in seiner Eigenschaft als Mitglied des Syndikats gründlich kennen lernen sollte. Diesen Zuständen entsprach auch derjenige des Volkes nach allen Richtungen. Mit der Schilderung desselben verbinden wir einen doppelten Zweck, Bonstetten in seiner interessantesten Schrift [137]) so viel möglich selbst sprechen zu lassen und zugleich das lebendige Gemälde eines Volkszustandes zu entwerfen, der zu den merkwürdigsten Partien der Geschichte der aristokratischen Zeit gehört. War auch Bonstetten's Wirksamkeit in den italischen Vogteien eine sehr geringe und konnte sie es auch nicht anders sein,

so bietet sich hier die beste Gelegenheit, sein edles, menschenfreundliches Herz und seine scharfe Beobachtungsgabe aus zuverlässigster Quelle kennen zu lernen.

Wer jemals den südlichen Abhang des Gotthard hinabwanderte, erinnert sich mit Seligkeit an jene herrlichen Landschaften mit ihren Baumgruppen und Rebgewinden, prachtvollen Villen und jenen bald terrassenförmig ansteigenden, bald schroff sich aufthürmenden Bergen und Felsenlabyrinthen, die sich in dem klaren Blau jener waldümfriedeten Seen rein spiegeln, oder wo eine warme, italische Sonne aus der fruchtbaren Erde üppiges Wachsthum hervorlockt. „Das Klima dieser Thäler ist paradiesisch, die Luft beinahe immer rein, die Hitze gemäßigt, nach wenigem Schnee ist der Himmel hell und die Sonne warm und freundlich. Schon Mitte März ziehen die Heerden auf die untersten Weiden, am ersten April gehen sie höher bergan, immer die Spur der jungen Pflanzen verfolgend. Im Maimonat ziehen sie auf die hohen, obersten Alpen, wo sie bis zum September verweilen, um tiefer herabsteigend erst im November wieder ins Winterquartier zurückzukehren [138]. Der Boden der Ebene ist durchgängig schwarze, lockere, elastische Erde, deren Gährungskraft so stark ist, daß in vier bis fünf Monaten ein Bündel Holz zu Erde fault.“ An keiner Stelle fand Bonstetten Spuren von schwerer, fester oder gar leimiger Erde, welche den Ackerbau in den meisten Gegenden der deutschen Schweiz so mühsam macht, daß es nur dem angestrengtesten Fleiße gelingt, dem spröden Boden Früchte zu entlocken. „Im Amte Locarno ist der wenigste

Dünger das Werk des Viehes, das sechs Monate lang auf den Bergen verweilt. Die Einwohner legen Blätter, Stroh, Reisig von Bäumen, altes Holz, auch grüne Aeste übereinander und bedecken den Haufen mit einer Lage Dünger. Bald wird der ganze Haufen zu Dünger oder zu vegetabilischer Erde. Diese schnelle Zersetzungskraft ist unter diesem Himmel die Kraft des Lebens, das allenthalben aus dem Tode keimt[139])." Den Mais fand Bonstetten an vielen Stellen über zwölf Fuß hoch; die Reben hatten mehr Trauben als Blätter, die Kastanienbäume hingen voll Früchte und die Wiesen trugen die kräftigsten Kräuter. Die Felder um Locarno gaben jährlich drei Ernten und doch nährten diese Aecker die ärmsten Menschen, während im Kanton Bern auf einem zehnmal schlechteren Boden ein reicher, kräftiger Bauernstand emporwuchs. Polenta und Kastanien bildeten die hauptsächlichste Nahrung dieser Leute, die nur selten Fleisch und Brod und nur im Winter Milch zu sehen bekamen. Eine Weide, die in der deutschen Schweiz wenigstens hunderttausend Lire gekostet hätte, wurde noch 1795 um sechstausend Lire gekauft. So unvollkommen war z. B. die Cultur im Thale von Locarno, daß Bonstetten ein Weib sah, welches mit einer dreizackigen eisernen Gabel den Boden aufkratzte, während in geringer Entfernung Vater und Mutter an einem Pfluge zogen, den ein Kind führte. Wer Brod wollte, mußte dasselbe übermäßig theuer bezahlen und das alles in dem herrlichsten, fruchtbarsten Lande der Welt. Bonstetten sprach es als seine feste Ueberzeugung aus, daß im ganzen Amte Locarno

kein einziger Pflug zu finden war und die Weiber das Land mit dem Spaten bearbeiteten. Ein Stück Rebland, das in der Waadt 1000 Lire eingetragen hätte, ergab in Mendrisio keine 120 Lire. Im Amte Lugano wurde eine große Alpe für 100 Kühe um 330 Lire verpachtet. Auch die Viehzucht befand sich in einem elenden Zustande, da die Wiesen überaus vernachlässigt wurden. Die Bauern hatten weder Scheunen noch wirkliche Ställe, der Privatgrundbesitz war total verstückelt und die Masse des Grundeigenthums, aus Gemeindewiesen und Alpen bestehend, womöglich noch gleichgültiger behandelt. Zudem kannten die wenigsten Landeigenthümer der italischen Schweiz den Landbau. Ihre wirthschaftlichen Kenntnisse gingen nur so weit, von den Pächtern so viel Geld als möglich zu erpressen. Die großen Landbesitzer überließen nämlich ihr Land gewöhnlich einem Oberpächter, der dasselbe wieder auf seine Unterpächter vertheilte. Die ganze Kunst dieser Oberpächter bestand einzig darin, ihre Pachtbriefe so abzufassen, daß dem eigentlichen Landbebauer nur das dürftige Leben blieb. Die Hauptursache dieses trostlosen Zustandes, der auch im Mailändischen herrschte, bezeichnet Bonstetten scharf mit den folgenden schneidenden Worten[140]:

„Die Ursache dieses Uebels liegt in den Sitten der reicheren Italiäner, die das Landleben verachten und ihre paradiesische Natur einem niederträchtigen, Zeit und Genuß mordenden Cicisbeismo opfern. Kein Volk liebt das Landleben weniger als die Italiäner. Das Klima macht sie träge, die Gewohnheit, alltäglich in die Kirche zu gehen,

wo sie ihre Zeit mit Träumereien oder Liebeshändeln zu=bringen, die Leerheit ihrer Seele, die Reizbarkeit ihrer Sinne macht ihnen das Stadtleben unentbehrlich. In ganz Italien lebt kein großer Landeigenthümer auf seiner Villa, als in den Monaten November und December, wo man aber seine Zeit so einrichtet, daß man wie in den Städten nur des Nachts lebt. An vielen Stellen ist die Luft im Sommer ungesund, doch meistens nur aus Mangel an Polizei und weil man nicht Sümpfe austrocknet, die man zu gutem Lande umschaffen könnte."

In vollständiger Uebereinstimmung mit dieser lieder=lichen Wirthschaft stand denn auch der Werth der Güter und mit vollem Recht bemerkt Bonstetten, daß in einem Lande, wo es weder thätige Männer, noch Geld, noch ge=nügende Straßen, dafür aber eine Masse von Prozessen und Mordanfällen gebe, die Güter keinen Werth haben konnten. Der gesammte Werth des großen Onsernonethals belief sich auf keine 500,000 Franken. Die Gemeinde Loco, d. h. die größte Gemeinde dieses Thales, bezahlte als Grund=steuer 540 Pfennige. Auf der Isola bella, jenem paradie=sischen Punkte auf dem Lago Maggiore, stand zu Bon=stetten's Zeit ein großes aber ganz verlassenes Haus und ein kleineres Gebäude. Zu beiden gehörten einige Jucharten Land, ein Eichenwäldchen und Nußbäume, auch hatten sie zudem sehr ergiebige Fischereirechte. Beide bot man Bonstetten für einen Louisd'or Miethe an, ja sogar beide borromäischen Inseln wollte man Bonstetten für 37 Louisd'ors verkaufen. Das schlagendste Beispiel gibt aber die folgende Anekdote:

Bonstetten hatte erfahren, daß die Familie Remondi viele Güter im Onsernonethal besaß. Er begab sich deßhalb nach Comologno, dem Sitze der Familie und richtete an Remondi viele Fragen über den Werth dieser Güter, die er gern gesehen hätte. Remondi antwortete aber so kurz und verlegen auf alle diese Fragen, daß Bonstetten's Neugierde immer höher stieg und er immer dringender ward. Zuletzt mußte Remondi bekennen, „daß er eigentlich nicht wüßte, wo diese Güter lägen.“ Bonstetten frug ihn nun direct, was sie eintrügen, worauf Remondi noch verlegener wurde und eidlich bekannte, daß sie gar nichts, nicht einen Heller einbrächten. Bonstetten konnte nicht daran glauben, als die Pächterin, die beide bediente, plötzlich ins Zimmer trat. „Fragen Sie selbst, wie viel sie mir bezahlt,“ bemerkte Remondi. Bonstetten wendete sich sogleich an die Frau, die aber über diese Frage ungehalten wurde und ihm erwiederte: „Geld haben wir keines; wo wollten wir es auch hernehmen. Aber wir besorgen alles unentgeldlich. Zwar zahlt der Herr Pfarrer die Taglie (die oben erwähnte kleine Grundsteuer), aber wir bringen ihm ja alle Jahr schöne Kastanien nach Ruffo [141].“

Das wenigste Land war übrigens, wie schon bemerkt, Privateigenthum. Nur was in der unmittelbaren Nähe der Dörfer gepflanzt war, gehörte dem ersten Anbauer; das übrige, weitaus meiste Land gehörte der ganzen Gemeinde. Das Privateigenthum war fast überall so sehr zerstückelt, daß es sogar sechs bis sieben gemeinschaftliche Besitzer eines Kastanienbaumes gab. Dazu kam noch in einigen Aemtern,

wie Lugano und Mendrisio, die Bestimmung, daß nach dem 21. September alle Wiesen und Aecker dem Weidgang offen stehen mußten. Sehr wenige Gemeinden waren von diesem mörderischen Weidgesetze verschont, was eine Hauptursache der üblen Verwaltung und Benutzung der Dorfgüter war. Dies Recht des Weidgangs kam übrigens wesentlich nur den reichen Viehbesitzern zu gute, da jeder nach der Zahl seines Viehes einen größeren oder kleineren Nutzen davon hatte. Auch wurde dies Gemeingut niemals zum gemeinen Besten angewendet, sondern gab reichen Anlaß zu Prozessen und zu Ungerechtigkeiten der Reichen gegenüber den Armen.

Der aus so verdorbenen Zuständen mit Nothwendigkeit sich ergebende Mangel an Gemeinsinn trat denn auch in erschreckenden Erscheinungen zu Tage. Nirgends war für die Armen gesorgt; niemand dachte im ganzen Mayenthal daran, dem zerstörenden Toben der Maggia durch Herstellung von Dämmen Einhalt zu thun, so daß das ganze Thal ohne Ausnahme von Steinen und Felsblöcken übersäet war. Aehnlich sah es mit den Straßen, den eigentlichen Pulsadern eines lebendigen Verkehrs aus, deren Zustand ein Hauptkennzeichen des allgemeinen Kulturzustandes ist. Auch hierüber gibt Bonstetten trostlose Berichte. Die Sorglosigkeit der Bewohner des Verzascathales war in dieser Hinsicht so groß, daß an einer der gefährlichsten Stellen, wo der Felsenweg, der in das Thal führt, nur ein paar Fuß breit um eine Ecke an einem tiefen Abgrund vorbeiführt, ein gebrochener Mühlstein mit dem Loch in der

Mitte hingesetzt war. Mit inniger Rührung müssen deßhalb die ernsten Worte Bonstetten's erfüllen, der das ganze Elend in folgende Züge zusammenfaßt:

„In der italischen Schweiz sind freilich keine Monopolien, allein Armuth an Sinn und Geld herrscht doch beinahe überall in diesen Thälern. Eine Nation wird aber gleich dem einzelnen Menschen allein groß und glücklich durch Arbeit, Energie und immerwährenden Kampf gegen Barbarei und Elend. In allen großen italienischen Staaten sind gemeinnützige Anstalten; nur in der italischen Schweiz findet man deren keine. Da nur wüthen alle Waldströme ungedämmt und reißen dem unwissenden Landvolk seine wenige Erde weg. Da darbt der Arme ohne Hülfe und Rath, unversorgt, ohne irgend einen Trost, als von irgend einem Heiligenbild, aber verlassen von jeder irdischen Fürsorge. Nicht die Armen werden von den Klöstern genährt, wohl aber Armuth, Trägheit und Bettelei. Nirgends ist eine Anstalt für die Kranken oder wo solche sich finden, sind sie noch elender als die Armuth selbst. Zu Locarno waren alle Krankenbetten leer, gewiß nicht aus Mangel an Unversorgten [142]."

Bonstetten hat in diesen Worten ein weiteres Uebel angedeutet, welches sicher eine der hauptsächlichsten Quellen des traurigen Zustandes eines von der Natur so reich begünstigten Volkes war, den Mangel an Bildungsanstalten. Am schlimmsten war hier wieder das Landvolk bestellt. In manchen Thälern gab es gar keine Schulen und ihre Einwohner waren vielleicht durch Unwissenheit

und Aberglauben die geistig am tiefsten gestellten Menschen in Europa. Da war es denn der Pfarrer, der ihnen ihre Rechnungen und übrigen Geschäftsschreibereien besorgen mußte. Wo sie etwas lesen und schreiben konnten, waren sie vom Pfarrer unterrichtet worden, von denen selbst wieder die wenigsten über die Anfangsgründe wissenschaftlicher Bildung hinausgekommen waren. Nicht viel besser sah es in den Städten aus. In der kleinen Stadt Locarno, die 1795 nur 1074 Seelen zählte, waren vier Klöster und 37 Wirthshäuser, dagegen keine Spur von einer Buchhandlung. Die Mütter schickten ihre Neugebornen in elende Dörfer, um sie dort stillen zu lassen. Kehrten die Kinder wieder ins elterliche Haus zurück, so ließ man sie auf der Gasse herumlaufen, während irgend ein unwissender Geistlicher ihnen einige der nothdürftigsten Kenntnisse beibrachte. Die wenigen vorhandenen Mittel verwendete man statt für Schulanstalten am liebsten auf den Bau neuer Kirchen und Kapellen, während man die bestehenden zu Ruinen zerfallen ließ. In Ascona, zum Amte Locarno gehörig, befand sich zwar ein sogenanntes Collegium, wo zu Bonstetten's Zeit 70 Knaben, die nicht wußten, wie das Korn wächst, noch ob sich Erde oder Sonne drehe, mit Grammatik, Rhetorik und scholastischer Metaphysik vollgestopft wurden. Aehnlich sah es in Lugano aus, von dem Bonstetten erzählt: „Von Schulen, Lesegesellschaften, Armenanstalten oder andern ähnlichen Einrichtungen zur Beförderung der Humanität kann nicht die Rede sein; auch für die Künste ist so wenig als für die Wissenschaften gesorgt. Dagegen ist auf dem

großen Platz jeden Sonntag großes Ballonspiel. Beim Eintreten der Abendkühle spaziert die gute, das ist die müssige Gesellschaft am schönen Ufer des Sees. Noch später ertönen alle Gassen und Plätze von Liebesgesängen und muntere Schaaren wandeln bis spät nach Mitternacht unter dem blinkenden, schwarzen Sternenhimmel. In Ermangelung eines Theaters sind die Einwohner von Lugano mit Processionen, Brüderschaften, Benedictionen, Wallfahrten nach heiligen Stätten das halbe Jahr hindurch beschäftigt, welche Feste für müssige Menschen wirklich einen großen Reiz haben. So lang aber die reicheren Weiber in Klöstern und die Männer von Geistlichen erzogen werden, die nichts anderes als Rhetorika, Grammatika oder Toilettengeschwätz verstehen, muß die Nation klein und unwissend bleiben[143])."

Die geistige Trägheit und Gleichgültigkeit dieses Volkes spiegelte sich auch in seiner äußern Thätigkeit ab. Nur der kleinste Theil der männlichen Bevölkerung widmete sich dem Landbau, wir haben gesehen, unter welchen drückenden Verhältnissen und mit welchem Erfolge. Wie gleichgültig z. B. der Weinbau betrieben ward, ergibt sich aus der Thatsache, daß die Reben im Frühling geschnitten und dann einfach bis zur Weinlese der warmen Sonne überlassen blieben und im Mayenthal die Oeffnungen der Fässer mit Kuhmist zugeschmiert wurden. Der weitaus größte Theil der männlichen Bewohner verließ jährlich die paradiesische Heimath, um in der Fremde ein besseres Auskommen zu finden. Jedes Thal hatte irgend ein Handwerk, das es

ausschließlich in den Städten Italiens trieb. Im Blegnothale z. B. waren alle Einwohner Chokoladefabrikanten, weil ein Bedienter aus diesem Thale es vor Jahren geworden war und nach und nach seine jungen Landsleute nachgezogen hatte. Im Mayenthale und im Lavizzanathale waren Ofenmacher zu Hause, welche das Rauchen der Kamine auf allen Dächern in ganz Europa hinderten; aus Centovalli stammten alle Facchini (Lastträger) und Kutscher in Rom. Am Comersee machten die Einwohner Barometer und Thermometer, weil ein Comasker bei Torricelli Bedienter gewesen und ihm die Sache abgesehen hatte. Aus den Thälern von Lugano wanderten Legionen von Maurern, aus dem Verzascathal Kaminfeger aus, ebenso aus Centovalli; die meisten Brissager waren Weißtüncher und Gypser. Die meisten dieser Leute kamen immer wieder so arm nach Hause zurück, als sie ausgewandert waren. Was sie noch etwa verdienten, vertranken sie meistens in ihren Hütten, wo sie ihre armen, abgehärmten Weiber mißhandelten und sich von ihnen wie von Sklavinnen bedienen ließen. Viele dieser gereisten Herren aßen für sich allein ausgewählte Speisen und überließen die gemeine Kost ihrem Weibe und den Kindern, die in der Küche auf dem Boden ihre schlechte Polenta genossen. Wenige kamen mit vielem Gelde wieder nach Hause zurück und bauten dann palasthohe Häuser, die aber entweder unvollendet blieben oder schon bei der zweiten Generation wieder in Trümmer zerfielen. Die Kaminfeger aus Centovalli kehrten jedes vierte Jahr in ihre Heimath zurück. Einer von

ihnen sagte zu Bonstetten: „wir wandern aus, um Brod zu haben,“ und antwortete auf dessen Frage, was aus dem armen Weibe und Kindern zu Hause indessen werden sollte: „die können sich helfen, wie sie wollen, uns ist wenig daran gelegen!“ Nur im Onsernonethal blühte Handel durch einige reiche Kaufleute, unter denen besonders die schon erwähnte Familie Remondi sich auszeichnete, die durch das ganze Thal viele gute Straßen bauen ließ, das einzige gemeinnützige Werk, welches Bonstetten in der ganzen italischen Schweiz bekannt war[144]). Das Onsernonethal war überhaupt die einzige Landschaft, in welcher ein Industriezweig, das Strohflechten, in einiger Ausdehnung betrieben wurde. Alle Bewohner dieses Thales, Männer, Weiber und Kinder, waren entweder mit dieser Arbeit oder mit Strohnähen beschäftigt, so daß das schöne, aber kaum um die Berge angebaute Thal einer großen Fabrik von Strohhüten glich. Die Weiber flochten im Gehen, Stehen und Sitzen, sie flochten in der Gerichtsstube, wenn sie vor dem Landvogt erscheinen mußten, sie suchten im Flechten einzuschlafen, ja man versicherte sogar Bonstetten wiederholt, daß sie im Schlafe noch zuweilen fortflochten. Dabei hatten sie ein munteres Flechterliedchen, welches sie bei ihrer Arbeit oft sangen. Die Männer sah Bonstetten zu Dutzenden behaglich im Schatten gelagert, lachend, plaudernd und die viel leichtere Arbeit des Zusammennähens der Strohbänder verrichtend, während die Weiber den größten und schwersten Theil der Arbeit vollbrachten.

Eines der wichtigsten Kennzeichen der Kulturentwicklung

eines Volkes ist entschieden das Verhältniß des Mannes zur Frau, in welcher Beziehung bekanntermaßen die romanischen Völker weit hinter den germanischen zurückstehen. Die verhältnißmäßige Mißachtung, in welcher die Frauen bei den erstgenannten Nationen stehen, hatte sich jedoch in den italischen Vogteien zur Karrikatur verzerrt. Einige wichtige Züge haben wir schon mitgetheilt. Bezeichnend ist auch die Bemerkung Bonstetten's, daß die Physiognomie der Männer einen überaus leidenschaftlichen, rachsüchtigen Ausdruck besaß, wie auch in ihrer geringen Achtung vor Greisen eine große Rohheit sich beurkundete. Von allem Elend und aller Qual, welche dies unglückliche Volk an jeder höhern Entwicklung hinderte, waren jedoch die Frauen am stärksten heimgesucht, so daß sie als eigentliche Märtyrer eines trägen Volkscharakters und einer korrupten Staatsordnung erscheinen. Während die Männer einem verhältnißmäßig leichten Erwerb in der Fremde nachgingen oder zu Hause die bequemste Arbeit verrichteten, lag nach einer gänzlichen Umkehr des natürlichen Verhältnisses alle schwere Last auf den Frauen. Die Frauen wurden zur härtesten Feldarbeit so sehr verwendet, daß Bonstetten und einige seiner Gefährten auf ihren drei Jahre nach einander stattfindenden Reisen in der italischen Schweiz sich nicht erinnern konnten, ein einzig Mal einen Mann auf dem Lande arbeiten gesehen zu haben. Da erblickte Bonstetten die elenden hagern, durch harte Arbeit entstellten Frauen bei brennender Hitze schwere Traubenlasten über steile Felsen tragen, oft mit schwangerem Leibe, Früchte, die sie gepflückt hatten, ehe sie

reif waren, damit sie nicht gestohlen wurden. Auf unwegbare Felsenbänder, wo die kleinen, leichtfüßigen Kühe nicht mehr hinkamen, wagten die Frauen sich hin und mähten das Wildheu ab, um es dann die Felsen hinunter zu werfen oder wegzutragen, um so an den gefährlichsten Stellen, an furchtbaren Abgründen vorbei, wo oben und unten Steinblöcke stürzen, nicht ohne Gefahr, von giftigen Schlangen gebissen zu werden, ein wenig Genist, Holz oder Heu zu sammeln. Oft sah Bonstetten Weiber, die Lasten trugen, welche viel größer waren, als ihre Trägerinnen und als er einst im Onsernonethal in gerechter Entrüstung einen Mann frug, warum die Leute auf diesen beschwerlichen Felsenwegen nicht Esel gebrauchten, antwortete ihm dieser in vollem Ernste: „Die Weiber sind viel wohlfeiler, weil sie zu mancher Arbeit gebraucht werden können und wenig verzehren[145].“

Hält man zu diesem traurigen Schicksale noch die Thatsache, daß die Mädchen überaus früh heiratheten, ja daß es nicht selten vorkam, daß Mädchen schon im 13. Jahre in dies eigentliche Joch des Ehestandes sich begaben, während sie schon in früher Kindheit zu härtester Arbeit angehalten wurden, so überrascht die Bemerkung Bonstetten's, daß die Frauen sehr schnell welkten und auch in ihrer Jugendblüthe blaß und kümmerlich aussahen, nicht im mindesten. Schließen wir diese traurige Partie mit dem folgenden charakteristischen Zuge:

Bonstetten ward auf einer seiner Reisen auf dem mühsamen Pfade von St. Martino, der an tiefen Abgründen

vorbeiführt, von der Dämmerung überrascht und hatte Mühe, über die Felsen und rollenden Steine zu gehen. Da sprang ein junges schwangeres Weib herbei, bot ihm hülfreich die Hand und erzählte ihm ihr mühsames Leben. Sie verließ Bonstetten keinen Augenblick und hielt ihn bei jedem Tritt über die steilen Felsen. Von Bonstetten weiter über ihre Lebensverhältnisse befragt, gab das arme Weib ihm die naiv-erschütternde Antwort: „ho niente nel mondo che la mia povera pena [146].“

Diesen elenden Zuständen entsprechend waren die Wohnungen dieser Leute und sind es heute noch. Die meisten Häuser waren Steinhaufen ohne Anwendung von Kalk, klein, elend und schmutzig und eigentlich halsbrechend gebaut. Die innere Treppe dieser Häuser bestand zumeist in nichts weiterem, als los aufeinander gelegten, roh zugehauenen, bei jedem Tritt wankenden Steinklötzen. Um das obere Stockwerk ging eine schmale Gallerie ohne Lehne und das Dach war gewöhnlich ganz mit Moos bekleidet. Nur um die Fenster war zuweilen ein Schuh ins Gevierte mit Kalk überdeckt. Die Küchen waren eng und klein, kaum sechs Schritte in die Länge und Breite gehend, während vor dem Feuerherde eine glänzend abgeriebene Bank sich befand, auf welcher die Familie im Winter den ganzen Tag hindurch saß, um sich am Feuer zu wärmen. Aus der Küche gelangte man in eine Art Verschlag, in dem sich einige schmutzige Betten mit Strohsäcken befanden, über welchen zerrissene Heiligenbilder angebracht waren. Die sogenannte Wohnstube war ebenfalls ein kleines Gemach,

in dem man statt auf Stühlen auf Kästen saß. Licht erhielten diese Höhlen durch mit Gittern versehene Oeffnungen von zwei Schuhen ins Gevierte, die Nachts mit alten Läden zugeschlossen, im Winter dagegen mit Papier verkleistert wurden. Manche dieser Häuser oder Höhlen waren ohne Scheuern oder Ställe, so daß die wenigen Kühe neben dem bischen Heu hie und da in einen Winkel gestellt wurden, wobei man sich begnügte, den Ingrasso (Dünger) an eine beliebige Mauer zu werfen. Alle diese Wohnungen, sowohl von Menschen als Thieren, waren den Winden preisgegeben, die allenthalben zwischen den übereinander gelegten Steinen durchzogen [147]).

Nicht selten sah Bonstetten in ganz abgelegenen Alpendörfern schöne große Häuser von ganz verschiedener Bauart, nach neapolitanischem, französischem und anderweitigem Styl ausgeführt, die aber oft einen noch viel traurigern Anblick boten, als die elenden Hütten des Volkes, da viele von ihnen, wie schon bemerkt, zu Ruinen wurden, ehe sie noch ganz ausgebaut waren. Der Palast auf der Isola bella war nie ausgebaut worden, wie ein am gleichen See in Luino begonnener Bau, der mehr einem Schutthaufen als einer menschlichen Wohnung ähnlich sah. Gelang es aber auch, den „Palazzo" auszubauen, so reichten die erschöpften Finanzen nicht hin, denselben zu meubliren oder auch nur in gehörigem Stand erhalten zu können. So brachte Bonstetten einige Tage in einem sehr schönen Hause in Lugano zu, das ganz palastähnlich gebaut war. Er wohnte in weiten Zimmern und schlief unter goldverzierten Decken,

aber in einem Bette, das so verdächtig aussah, daß sein Bedienter nie die Hand in den Strohsack desselben stecken durfte, weil er alle Ursache zu der Vermuthung hatte, daß er in ein Skorpionennest gerathen wäre. Die wohladlige Familie hatte in ihrem „Palazzo" eine einzige Magd. Der Herr wie die Dame des Hauses halfen in der Küche mit und zu gewissen Gerichten ward immer der kochkundige Pfarrer herbeigerufen. Sollte die Mahlzeit noch glänzender ausfallen, so ließ man einen emigrirten französischen Husarenoffizier kommen, um an dem Küchenrathe Theil zu nehmen, aus dessen Beschlüssen zuweilen unbeschreibliche Gerichte als merkwürdiges Resultat zu Tage traten [148]).

Ein geordnetes häusliches Leben war auch den reicheren Familien etwas total Unbekanntes. Mann und Frau fanden ihr Leben nur außer der Familie, in einem Gewühl geist- und gemüthlosen Zeitvertreibs, in dem sich Alles ohne irgend einen ernsten Zweck, ohne jede höhere Bestimmung bis an das Ende herumtummelte. Bonstetten bemerkt, daß die Bewohner nördlicher Länder sich keinen Begriff von der Fertigkeit einer Italiänerin machen können, einen ganzen Tag mit allen seinen Stunden ohne die geringste vernünftige Thätigkeit im vollkommensten Müßiggange zuzubringen.

Aber auch auf dem Lande ging es nicht besser zu und Bonstetten bezeichnet es als einen besonderen Zug dieser Leute, daß sie fortwährend spielten, im Winter mit Karten, im Sommer mit Kugeln. Und damit sie zu diesem Zwecke keine Zeit verloren, spielten sie außerdem wie noch heut-

zutage an jedem Ort, im Stehen und Gehen, auf Reisen wie zu Hause das bekannte alla morra[149]).

Daß bei dem vergnügungssüchtigen Volke auch der Tanz eine große Rolle spielen mußte, liegt auf der Hand und vor allem war es der Carneval der Bauern, an dem nur zu oft die Fröhlichkeit in ausgelassene Scherze ausartete, wie z. B. in den Waschtanz, bei welchem der Tänzer die Schürze seiner Tänzerin in die Hand nahm und dieselbe reibend das Waschen nachahmte. Ein anderer beliebter Tanz war der Caccialepri (Hasenfang), ein Contretanz, bei dem die eine Partie die Hasen, die andere Hunde und Jäger vorstellten, wobei sie sich durch die Reihen verfolgten. Die Musik war sehr einförmig und ohne Reiz für ein deutsches Ohr, Dudelsack und Geige die gewöhnlichen Instrumente.

Aber neben dieser privilegirten Tanzzeit huldigten die Tessiner auch sonst bei jeder Gelegenheit diesem Vergnügen. Bonstetten erzählt, daß in einem Dörfchen, wo er einst übernachtete, der Dorfgeiger beim Nachtessen auf der Gasse aufspielte. Bonstetten ließ ihn in das Haus treten und sprach dem Statthalter der Gemeinde seinen Wunsch aus, tanzen zu sehen. Der Wirth der Schenke ließ sofort seine bis dahin unsichtbare Frau und einige Basen davon benachrichtigen. Binnen einer Stunde erschienen sie in ihrer schönsten Tracht, in Seide, Gold und Silber nach Landesart gekleidet. Sie trugen Mützen von Gold- oder Silberstoff, welche der Form des Kopfes sich eng anschmiegten und die Haare fest einschlossen. Den Oberleib deckte ein

seidenes Corset mit engen Aermeln, das den Busen streng zusammenpreßte und unter demselben mit einer goldenen Binde zugeschlossen war. Unter dieser Binde war das Kleid frei und floß in zierlichen Falten um den schlanken Leib. Der Tanz war eine Art Menuet, die Frauen wollten aber so graciös thun, daß ihren Bewegungen jede Freiheit fehlte. Der Tänzer, welcher fortwährend mit den Ellbogen flügelte, nahm beim Ende des Tanzes den Hut mit beiden Händen ab. Viel lebhafter war der sog. Dreschertanz, der immer statt fand, wenn der Hirs trocken war. Da sammelte sich das junge Volk in der Dreschtenne und sprang auf einer starken Schicht Hirs herum, wobei es hauptsächlich darauf abgesehen war, daß Tänzer und Tänzerinnen ausschlipften und zu allgemeinem Jubel in den Hirs fielen [150]).

Erwünschte Anlässe zu mannichfacher Belustigung boten auch die überaus zahlreichen Kirchenfeste, vor allem das große Madonnafest al Sasso. Die ganze Nacht vor Beginn desselben kamen Schaaren von Andächtigen, besonders Weibern an, die den steilen Hügel, auf dem das Madonnakloster steht, singend erstiegen und sich in den Hallen desselben, in und um die Kirche lagerten. Als Bonstetten, der das Fest ebenfalls besuchte, am Morgen einige hübsche, wohl geputzte, muntere Mädchen sah, war er überzeugt, daß die castissima vergine nicht der einzige Grund dieser Wallfahrt gewesen. Das Fest dauerte drei Tage nacheinander fort, wobei die fremden Schaaren Nachts immer wieder nach Hause sich begaben. Bonstetten

knüpft hieran die folgenden Schilderungen und Bemerkungen:

„So eine 72 Stunden dauernde Andacht verrückt den Leuten vollends den Kopf. Könnte man das Hirn eines dieser armen Bauern analysiren, man würde bei ihm mehr Wundermährchen als alle andern Begriffe finden. Diese Menschenklasse kann unmöglich sich über die Thierheit erheben, so lange eine solche Religion existirt. Auf jedem schönen Hügel, auf jedem Berg sind Kirchen gebaut, wo man (wie auf dem Salvador) bis dreimal im Jahre hingeht, Nächte und Tage zu Hunderten, wohl auch zu Tausenden im Schatten hingelagert, singend oder tanzend und besonders à far l'amore die Zeit zubringend. Diese Volksfeste, wo unter einem schönen, beinahe immer heitern Himmel der Jüngling die Geliebte im Arm, das Herz erglühend von Andacht und Liebe, 70 und auch wohl mehr Stunden zubringt, müssen einen unbeschreiblichen Reiz für sie haben. Allein hier welken Jugend, Schönheit und Liebe wie zarte Keime auf dürrem Felsboden schon in der Knospe dahin. Die Musik ist so gut, als man sie in diesem Lande haben kann, die Komposition immer anmuthig. Das ganze Volk erscheint in vollem Putz und lagert sich in der Nacht um große Freudenfeuer; auch werden dabei Feuerwerke abgebrannt. Die Liebenden verlieren sich in duftige Büsche, während das Volk am Tage, wenn es nicht in der Kirche sich befindet, im Schatten hoher Kastanienbäume auf weichem Rasen liegend ißt und trinkt, wobei je nach dem Vermögen die feinsten Speisen und ausgesuchtesten Weine, besonders

Liqueurs aufgestellt werden. Beim letzten Feste waren die Augen der schönen Mädchen so trunken von Schlaf, Liebe, Andacht und Wein, daß sie höchst gefährlich waren. Um vier Uhr stieg ich zu Pferde. Alle Straßen und Büsche waren voll geputzter Mädchen, die ich zum erstenmal in diesem schönen Lande munter sah. Bei Gulino traf ich auf eine Schaar bewaffneter Männer, die mit Trommel und Fahnen um die Kirche zogen und schossen; an den Kirchthüren waren die Weiber knieend hingesunken und horchten der Musik zu, welche aus ihr erklang. In Intragni war das Volk vor der Kirche der Madonna auf Felsen und Mauern in buntem Putz wie in der Luft schwebend. Da wurden die Opfer der Armen, welche sie der Madonna gebracht hatten, versteigert. Käse, Brod, irgend ein Nastuch, Schuhe, Alles, was andächtige Armuth zu geben vermochte, wurde dem Meistbietenden überlassen; der Erlös wurde dann für Zierrathen und den Putz der Madonna verwendet. So geht aller Gemeingeist für den Schmuck einer Puppe auf; so ungefähr würde es zugehen, wenn kleine Mädchen eine Republik stiften wollten [151])."

So zwischen Aberglauben und Sinnengenuß hintaumelnd, der üppigen Erde nur so viel entlockend, als zum ärmlichsten Leben erforderlich, ohne eines jener starken sittlichen Bande, welche das Volk der deutschen Schweiz trotz allem politischen Drucke eng an die Heimath fesselten, eine mit Ruinen überdeckte Wüstenei auf dem herrlichsten Boden Europa's waren das Volk und das Land, zu dessen Besuch Bonstetten Ende Juli 1795 zum erstenmale sich auf den

Weg machte. Die Reise ging durch das Emmenthal und Entlibuch nach Luzern und von dort das Reußthal hinauf über den Gotthard. Ueberall beachtete er die Eigenthümlichkeit von Land und Volk mit scharfem Auge und wenn er für die Haferpreise, Schwellenbauten und das Minorat der Bauern im Emmenthal sich lebhaft interessirte, so entgingen ihm nicht minder die „idyllischen Mädchen, würdiger von Anakreon als vom Sänger der Unschuld besungen zu werden[152].“ Von seinem Scharfsinn und gesunden nationalökonomischen Ansichten zeugen vornehmlich folgende Stellen, in denen er gegen unfruchtbare Aufhäufung oder schlechte Benützung der Gemeindegüter eifert, indem er sagt:

„Eine allgemeine Bemerkung ist, daß überall, wo eine Gemeinde reich ist, die Partikularen arm, träge und bisweilen unsittlich sind. Die vielen Gemeindegüter der kleinen Landstädte sind in Dänemark[153]) wie in der Schweiz ein Hinderniß zur Industrie. So lange der Mensch in Müssiggang leben kann, ist er träg und ohne Seele. Die Gemeindegüter sollen nicht zum Besten der Partikularen, sondern zum Besten der Gemeinde verwendet werden. Ein merkwürdiges Beispiel gab die Stadt Yverdon, die seit der Zeit reich geworden ist, da einige vortreffliche Magistraten ihrer Municipalität die Bürger gezwungen haben, ihre beträchtlichen öffentlichen Einkünfte nicht mehr unter sich zu theilen, sondern zum gemeinen Besten der Stadt anzuwenden. Eine vortreffliche Erziehung, gute Straßen, gute Feueranstalten, eine allgemeine Aufsicht auf

sich selbst, Ermunterung zum Landbau und zur Industrie, Verschönerung der engern Heimat, allgemeine Reinlichkeit xc., alles dieses bildet bald ein Ländchen zu einem glücklichen Staate um[154])."

Im Entlibuch fiel ihm rasch der Unterschied desselben mit dem reformirten Emmenthal auf, vor Allem der Einfluß, den ein freieres religiöses Leben auch auf die äußeren Zustände eines Volkes ausübt, worüber die Schweiz noch manche interessante Contraste und Beispiele aufweisen könnte. Er übersieht nicht, daß je roher die religiösen Anschauungen eines Volkes sind, auch sein Gesammtleben einen um so roheren Charakter trägt, so daß es auch in dieser Hinsicht die italischen Schweizer kennzeichnet, wenn ihre Vorstellungen von Gott in der plumpsten Weise veranschaulicht werden, wie z. B. in Valmaggia, wo die Dreieinigkeit auf einem Kirchenbilde durch einen alten Mann mit drei Nasen und einem dreieckigen Hut vorgestellt wurde. Von den schlichten Zuständen des kleinen Freistaates Gersau berichtet er mit Behagen, daß diese Republik, als sie ihr Bündniß mit den Urkantonen schloß, das Siegel von Luzern leihen mußte, weil sie selbst keines hatte, sowie daß einige lustige Luzerner eine Strohgarbe an den Gersauer Galgen hängten, als neckisches Zeichen, daß die Gersauer niemals in den Fall kamen, ihren Galgen zu benützen, worauf die Gersauer dem Strohbündel, resp. Strohmanne, eine luzernische Uniform anzogen. Mit Andacht betrat er das Rütli, die Urstätte schweizerischer Freiheit und Unabhängigkeit, was ihn jedoch nicht hinderte,

von einem Zeichen des Aberglaubens, der den Sinn dieser schlichten Menschen umdunkelte, Notiz zu nehmen, indem er erzählt, daß beim Hinabsteigen an den See das ihn begleitende Mädchen ihm eine an dem Rütlihaus aufgehängte Kröte zeigte, die alles Unglück an sich ziehen sollte, welches etwa das Haus und seine Bewohner bedrohen möchte. So entging es ihm auf einer spätern Reise in die italischen Vogteien nicht, daß im Kanton Unterwalden Niemand einen Blitzableiter auf sein Haus aufpflanzen durfte, ein Zeichen des Aberglaubens, der Niemand überraschen wird, wenn man bedenkt, daß das kleine Ländchen von nur 20,000 Einwohnern fünf Kapuzinerklöster ernähren mußte. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist ferner die von Bonstetten erzählte Thatsache, daß zwei Affen, welche ein spanischer Offizier auf einer Schweizerreise mit sich führte, der mit Bonstetten gemeinschaftlich den Vierwaldstätter See befuhr, bei Kindern und Frauen zwar allgemeines Lachen erregten, daß einige andächtige Männer aber mit Entsetzen diese „halbteuflischen Mißgeburten" betrachteten. So bemerkte er auch die große Menge von Krücken, welche in der Kirche von Sachseln neben dem Grabe des frommen Nikolaus von der Flüe lagen, sowie daß die seinem Andenken geweihte Kapelle mit Ex voto's und Wundergemälden ganz überdeckt war[155]).

Die Reise durch das Reußthal, dem Gotthard zu, machte Bonstetten nach damals üblicher Sitte in einem Tragsessel, der von zwei Pferden getragen wurde. Einen mächtigen Eindruck übten auf seine empfängliche Seele

die Alpen aus, jene granitnen Denkmäler eines Lebens und einer Zeit, die so unendlich weit über alle menschliche Geschichte hinausgeht und von denen er so wahr und schön aussagt:

„Dieses Gipfelland ist überall mit alternden Pyramiden umthürmt, wo Donner, Schnee und Nebel in Ungewittern wandeln, wo die Natur erstirbt und nichts sich regt, als Stürme, Tod und stürzende Ruinen. An und unter diesen beschneiten Gipfeln dehnen sich hangende Eismeere in großen Labyrinthen bis an die Regionen des Lebens herab. Die Last aller Winter würde da in ihrer Unermeßlichkeit wie die Zahl der Weltjahre angehäuft liegen, wenn nicht das Eismeer von unten aufthauend durch die unberechenbare Kraft aller aufgethürmten Winter hinabgestoßen würde, oder in Lavinen hinabrollte, bis wo Eis und Schnee zu Flüssen erwachen, die Leben und Reichthum über die unten liegende Menschheit ergießen. Aus dem Schutt der untersten Welt des Sandsteins und der Nagelfluh steigen die Kalkgebirge empor und ihre in einandergelegten, oft seltsam gekrümmten Schichten lehnen bis hoch an die Alpen an's Urgebirg an. Nahe bei Amsteg, wo auch die Nußbäume enden, ragt Granit hervor. Links hoch über dem Kalkgebirge gegen Ursern heben sich Gneis und Granit in meist senkrechten immer mehr ansteigenden Schichten mit scharfen Kanten aus ihm empor. Diese alleräl teste Vorwelt bricht da wie aus der Schaale zweier aufeinandergelegten Welten an den Tag und dieses tausend Klaftern hohe Monument der Urzeit setzt den forschenden

Menschen so hoch über Zeit und Raum hinweg, daß alle Gränzen in Unermeßlichkeit sich zu verlieren scheinen[156]."

Vom südlichen Abhange des Gotthard gibt Bonstetten die folgende reizende Schilderung: „Prächtig glänzt wie ein saphirner Fels in tief gespaltenen Schichten am hohen Griesberg der Gletscher, welcher das oberste Wallis von Piemont scheidet. Unten an diesem Gletscher ist ein halbgefrorner Teich, an dessen Ufern der kleinste Baum, eine zwei Zoll hohe Weide, wächst. In dieser Gegend stürzt die Tosa die erste Bergstufe hinab, fließt dann sanft durch ein einsames Alpenthal, schießt in raschem Sturze in den schönsten Naturgarten, in dem Saussure alle Alpenblumen in ihrer höchsten Fülle vereinigt fand, durchschlängelt auf's neue ein stilles Bergthal, bis auf einmal der ganze Strom 700 Fuß tief in eine breite Felsenschaale hinabstürzt. In zwölf Stunden durchwandert der Gletscherstrom das große Thal*) an der Flora Zembla's und Spaniens vorbei, bis er den orangenduftenden Borromäischen Inseln gegenüber im Lago Maggiore sich verliert. Acht oder neun Stunden nordwärts ergießt auch der Ticino (Tessin) die Wasser des Gotthardthales in den obern See. Beide großen Hauptthäler stoßen an jene unerforschlichen Eisländer, die aus nie erschöpfter Fülle einen großen Theil des nördlichen und südlichen Europa beleben und um die Alpen herum jene prächtigen Seen bilden, in denen das ewige Eis oft im hohen Purpur wiederscheint.

*) welches zuerst Formay, dann Antigonio, zuletzt Ossola genannt wird.

„Zwischen beiden Hauptthälern, durch welche die Tosa und der Ticino strömen, durchkreuzen sich in allen Richtungen viele Nebenthäler, von denen der obere Theil sich jenem großen Eisstock anschließt, an dem Wallis, Bern und Uri in kaum bemerkbaren Gränzen zusammenstoßen. Drei von diesen Nebenthälern strahlen bei Locarno malerisch zusammen in einer runden Ebene, durch welche die Maggia nach ihrer Vereinigung mit zwei andern Strömen aus den Thälern Onsernone und Centovalli sich in den Lago Maggiore ergießt. Eine kleine Stunde höher stürzen durch aufgerissenen Felsenschlund die Wasser des Verzascathales bei Tenero in den Anfang des Sees. Diese vier Thäler bilden die Aemter Valmaggia und Locarno, doch gehört zu Locarno außerdem das oberste drei Stunden lange Uferland des Lago Maggiore, der unterste Theil des Gotthardthales und die Sümpfe von Magadino [157]."

Nach Erledigung der Syndikatsgeschäfte, noch im August, durchreiste Bonstetten das Verzascathal mit einem Führer (Condottiere), der dem „Signor Syndicatore" zu Ehren mit dem Hut in der Hand und zwei gebratenen Hühnern unter dem Arm so schnell fortging, daß die Pferde kaum im Schritte folgen konnten. Der Weg führte längs den Ufern des Langensee's hin und über die in tiefen Felsschluchten hinbrausende Verzasca. Der Pfarrer von Vergogna erzählte ihm, wie die Ausübung des Fischergewerbes in Verzasca mit größeren Gefahren verbunden sei, als die Gemsenjagd, und zeigte ihm die Stelle, wo er selbst zum Fischen hinging und an vielen Stellen an Kastanien-

wurzeln sich hinablassen mußte. Ueber die Natur dieses einsamen Bergthales gibt Bonstetten die folgenden reizenden Aufschlüsse:

„In den Thälern Onsernone, Centovalli und Verzasca ziehen die Flüsse im aufgerissenen Felsenbett ganz unschädlich und ungesehen dahin, nur durch unterirdisches Rauschen bemerkbar; in den großen Thälern dagegen fließen die Ströme frei und verheerend über Kies und Sand. Die Hauptthäler bilden in ihren untersten Vertiefungen wirkliche Ebenen, die Nebenthäler enden aber in aufgerissenen Felsschlünden, durch welche der Fluß gewaltsam sich zwängt, so daß man nur an sehr wenigen Orten über hohe Brücken von einer Seite des Thales auf die andere gelangen kann.

„Jenseits der Verzasca-Brücke bei Tenero gerade an der Thür einer Scheune, übersieht man den obern Lago Maggiore, der von hier wie auch von Locarno aus wegen der Krümmung des Sees einen ganz abgesonderten kleinen See bildet. Schön ist diese Gegend von Tenero! Am Abhang des Berges kontrastirt der offene Felsenschlund mit seinen stürmischen oder todtstillen, immer reinen Fluthen prächtig gegen den Reichthum der hohen Reben, welche diese Mais- oder Hirsfelder wie mit großen Laubnetzen überhängen, so daß die reifenden Trauben die großen Aehren in der Luft berührten. An den meisten Stellen heben sich Bohnen an den Kornstengeln empor, mit einer Fülle, wie sie nur in diesen Ländern möglich ist. Diese prächtige fruchtbare Landschaft erstreckt sich weit in die Ebene von Magadino, wo sie sich zuletzt in öde Sümpfe

verliert, die der Tessin in den Flächen von Bellinzona bildet. Das Ufer des Sees selbst wie die ganze Gegend ist von steilen Bergen umthürmt, die derselben einen ernst-melancholischen Ausdruck geben.

„Von Tenero aus stiegen wir wieder zu Pferde und ritten unter dem hohen Laubgewölbe von Kastanien- oder Nußbäumen in das Dorf Gordola, wo wir die Straße von Bellinzona verlassen mußten. Der Führer kehrte die Pferde um und aufwärts ging es auf einem steilen Fußweg. Mit jedem Schritt unter diesem Kastaniengewölbe ward die Aussicht auf den See entzückender. Der Weg, den wir einschlugen, hieß alle Scalate (zu den Treppen) und verdiente diesen Namen vollständig. Noch ehe eine Stunde verging, sahen unsere forschenden Blicke nichts mehr von dem See. Die ganze Gegend war ein aufgerissener Abgrund, überall mit Felsenschutt bedeckt, von hohen Kastanienbäumen malerisch beschattet. Links vom Weg rauschte der Fluß durch das Felsenbett.

„Die zwei, selten vier Schuh breite Felsenbahn stieg, fiel und krümmte sich so schrecklich in ewigem Wechsel am Abgrund herum und heran, daß man selten Muße hatte, die ungeheuren, drohenden Bergmassen anzusehen, die in himmelhohen Pyramiden das Thal einfaßten. Ueberall hörte man das dumpfe Getös des unsichtbaren Waldstroms, der durch sein zackiges Felsenbett schäumte. Oft waren die Felsen gegen den Abgrund zu glatt und abschüssig, so daß ich tausendmal glaubte, daß unsere Pferde weder vorwärts noch rückwärts kommen würden und in

den Abgrund stürzen müßten: doch liefen die an diesen Felsenpfad gewöhnten Thiere mit sicherem, leichtem Tritt darüber weg. War der Felsen ganz glatt, so glitschten die Pferde mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit hinüber. An den gefährlichsten Stellen hielten sie still, schienen die Steine mit der Nase zu betasten und einen förmlichen Operationsplan zu entwerfen.

„Die Bewohner des Verzascathales, die eben von den Alpen kamen, waren alle auf dem Weg nach Locarno, wo gerade Markt war und wohin sie dorfweis zogen. Die Weiber trugen frischen Käse, auch Butter und etwas gewobenes Zeug, die Männer trieben hübsche kleine Schafe, Ziegen, kleine, leichtfüßige Kühe und schwer beladene Esel vor sich hin. Die meisten Männer trugen kleine lederne Mantelsäcke, in welchen ihr Reiseproviant steckte, über die Achsel gebunden. Oft waren wir in der größten Verlegenheit, wie wir nebeneinander vorbeikommen sollten. Einmal sprang ein Weib hinter mir über den Abgrund weg von einer Felsenspitze zur andern. Wenn die Esel jemand antreffen, der auf der abschüssigen Seite steht, so sollen sie ihn oft absichtlich hinunterstoßen. Ich frug, ob nicht öfters Unglücksfälle stattfänden, worauf man mir antwortete: „Sehr selten, doch stürzen alle Jahre Einige die Felsen hinab.“ Ich habe während den zwei Stunden, in denen ich den untern Theil des Thales durchzog, außer der Straße nur höchst selten Stellen bemerkt, die ein Fremder anders als auf Händen und Füßen zu betreten wagte und doch wurde auf solchen Stellen, wo kein

Fremder stehen oder irgendwie sich bewegen könnte, das spärliche Gras weggemäht."

Am Laurenztag 1795 (10. August) war Bonstetten mit den Gesandten der 11 übrigen Kantone unter dem Geläute aller Glocken in Lugano eingeritten, um seine eigentlichen Amtsgeschäfte zu beginnen. Nach einer sehr zuverlässigen Quelle[158]) bestanden diese Syndikatsgeschäfte darin, die neugewählten Landvögte von Lugano und Mendrisio zu bestätigen, sie den Abgeordneten der Landschaft in den Kirchen der Hauptorte beider Aemter vorzustellen und ihre Huldigung zu empfangen, die Rechnungen der Landvögte zu genehmigen, die Prozesse zweiter Instanz zu erledigen und sie allfällig zu letztem Entscheid vor die regierenden Orte zu bringen. Von Lugano begab sich dann das gesammte Syndikat nach Locarno, um dort die Geschäfte der Vogteien Locarno und Valmaggia zu erledigen. Aehnliche Einrichtungen bestanden in den drei den Urkantonen speciell untergebenen italischen Vogteien, sowie in dem der Republik der drei Bünde unterworfenen Veltlin.

Die wichtigsten Geschäfte des Syndikats waren die Prüfung der Verwaltung der Landvögte und die Entscheidung der Prozesse. Nach beiden Seiten hin offenbarte sich noch zu Bonstetten's Zeit die Verdorbenheit jener Zustände in grauenhaften Erscheinungen.

Die italischen Schweizer hatten zwar „verschiedene schöne Freiheiten," wie Leu sich ausdrückt[159]), z. B. Jahrmärkte, die Freiheit, Gesundheitsanstalten zu errichten, den

Preis der Lebensmittel zu bestimmen, und einige Reste einer selbständigen Gemeindeverwaltung, von der jedoch, wie wir wiederholt sahen, ein möglichst schlechter Gebrauch gemacht wurde. Dagegen besorgte der Landvogt die höhere Verwaltung seines Amtsbezirkes und übte in Civil- und Straffällen die hohe und niedere Gerichtsbarkeit ohne Zuziehung irgend eines Richters aus, wobei es ihm frei stand, Vertrauensmänner zu Rathe zu ziehen, ohne daß er jedoch im Geringsten an ihren Spruch sich zu binden hatte. Als Gewaltmittel „zu Verrichtung seiner Gebotten und Verbotten, auch Gefangennehmung der Fehlbaren, sowie zu seiner Abwart" standen ihm zu Gebot „ein Ober- und ein Unter-Weibel, nebst zwei sogenannten Soldaten, welche bei ihm in dem sogenannten Palast wohnten [160]." Nur die Landvögte von Locarno und von Mendrisio waren in der Ausübung ihrer richterlichen Gewalt in so weit beschränkt, daß sie in Straffällen, welche die Todesstrafe nach sich zogen, sieben von der Landschaft gewählte Männer als sogenannte „Blutrichter" zuziehen mußten.

Wir haben in der Einleitung dieses Abschnittes schon nachgewiesen, welch entsetzlichen Mißbrauch die Landvögte mit ihrer so gut als unbeschränkten Gewalt trieben, um von dem armen Volke so viel Geld als nur möglich erpressen zu können. Wir tragen hier aus Monnard [161]) noch nach, daß man von dem Vater eines kleinen Knaben, der von einem fremden Baume Nüsse gepflückt hatte, 12 Kronen (über 40 Fr.) erpreßte, da man dem Kinde mit der Galeere drohte, und daß eine arme Magd, die von einer etwas verdächtigen

Person ein wenig Seide gekauft hatte, dem Landvogte von Mendrisio 400 Livres und außerdem seiner Frau noch zwei Louisd'ors bezahlen mußte.

Allerdings schritt das Syndikat zuweilen gegen derartige schändliche Mißbräuche ein. Vorerst richtete sich, angeregt durch die humaneren Ansichten, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts besonders durch Beccaria's ruhmvolle Wirksamkeit sich Bahn brachen und in den gebildeteren deutschen Kantonen mächtigen Anklang fanden, die Thätigkeit des Syndikats gegen die Anwendung der Folter, von welcher in einem offiziellen Aktenstücke aus dem Jahre 1789 [162]) ausgesagt wurde, „daß dadurch der Unschuld Laster und unverdiente Strafen aufgebürdet werden können." „Was war von der Behutsamkeit der Blutrichter zu erwarten," heißt es ferner in dieser Urkunde, „wo zu diesem Amte Leute von der niedrigsten Herkunft, oft die allerverdorbensten erwählt wurden, die ohne Erziehung, ohne Kenntnisse, ohne schreiben und lesen zu können, bei schwankenden Landesverordnungen willkürlich die Tortur brauchten und mißbrauchten, so daß weder Eigenthum, noch Leben noch Ehre des Einzelnen gesichert war." Wenn aber die Mehrheit der regierenden Stände der Stimme der Humanität Gehör geben wollte, so erhoben Uri, Schwyz und Freiburg hartnäckige Bedenken gegen die Einführung eines neuen Strafverfahrens, weil dadurch, wie heuchlerisch bemerkt ward, die Procedur verlängert und die Kosten vermehrt würden. Die Mehrheit begnügte sich darauf mit einigen sogenannten Vorsichtsmaßregeln.

Und allerdings war das Syndikat seiner ganzen Organisation nach am wenigsten im Fall, energische Verbesserungsmaßregeln zu ergreifen. Krankte es doch selbst an der Demoralisation jener Zeit so sehr, daß die Bestechungen nirgends eine so große, schamlose Anwendung fanden, als bei jener Behörde. Bonstetten berichtet eine Thatsache, die hinreichend beweist, mit welcher Frechheit die Bestechungen als etwas sich von selbst Verstehendes Anwendung fanden. „Eines Tages, so erzählt er, sagte einer meiner Collegen zu mir: Sie nehmen nie Ihren Antheil an dem Gelde, welches uns die Sachwalter geben. Damit thun Sie uns einen großen Gefallen; denn was Sie nicht nehmen, theilen wir unter uns und machen uns über Sie lustig. Ein Sachwalter legt immer eine gewisse Summe zur Erkaufung der Stimmen auf die Seite und was Sie nicht annehmen, fällt somit uns zu. Sie sehen, daß Ihre Tugend nichts hilft[163a]).“ Im Jahre 1797 saß Bonstetten neben Herrn Zur Gilgen, Syndikator von Luzern. Bonstetten's Vorfahr in der bernischen Syndikatur, Stettler, hatte dem Zur Gilgen gedroht, ihm einen Prozeß zu machen, weil er ihm gerichtlich beweisen könne, daß er sich als Richter habe bestechen lassen. Stettler begnügte sich jedoch mit einer schriftlichen Erklärung des luzernischen Syndikators, daß er in verschiedenen Prozessen sich habe bestechen lassen. Dieses Dokument hatte Bonstetten damals in seiner Tasche und als er einst sah, daß sein Nachbar unredlich zu Werke ging, zog er das Papier heraus, legte es neben sich auf den Tisch und sah dabei seinen

Nachbar bedenklich an, worauf dieser sich plötzlich entfernte. Kein Mensch verlor aber ein Wort über seine Flucht, weil beinahe alle sich mehr oder weniger schuldig wußten. Doch trat der Versucher auch an Bonstetten in etwas delicaterer Weise, als üblich war. Bonstetten erinnerte sich, daß ein angesehener, beredter Mann als Deputirter von Bellinzona einst zu ihm kam und ihm viele hübsche Sachen über seine Verdienste und Talente sagte. „Da die Stadt Bellinzona, fügte er hinzu, Ihnen ein Zeichen ihrer Achtung geben möchte und nicht weiß welches, so hat sie mir aufgetragen, Sie zu bitten, Sie möchten sich selbst mit diesem (wobei er 20—30 Louisd'ors auf den Tisch legte) dasjenige verschaffen, was Ihnen beliebig wäre.“ Bonstetten wies das Geschenk rund weg, bemerkt aber dabei Zschokke, daß er sich bisweilen in's innerste Gewissen gesagt habe: Wenn ich noch lange hier bleibe, werde ich doch auch ein Dieb [163 b]). Noch im Jahre 1795 wurden Handelsleute wegen einer Uebertretung bestraft, aber zu keiner Buße verfällt. Der luzernische Gesandte machte ihnen gleichwohl weiß, sie müßten eine bedeutende Summe bezahlen. Die Syndikatoren theilten dieselbe unter sich, ohne sie in Rechnung zu bringen und ohne Vorwissen ihres Präsidenten. Bern verlangte jedoch und erhielt die Erklärung, daß sein Gesandter diesem Betruge fremd gewesen und keinen Theil daran genommen hatte. Zugleich machte Bern wiederholte Vorschläge „zur Aufrechthaltung des Ruhmes und guten Namens der syndikatorischen, unbestechlichen Rechtspflege,“ sah sich aber bald genöthigt, seine Anträge zurückzuziehen.

Auch andere Verbesserungsvorschläge scheiterten gleich im Beginn oder wurden in langen Berathungen und Berichterstattungen erstickt. Die alte Eidgenossenschaft war durch ihre hemmenden Einrichtungen und den ganzen Charakter ihrer auf das Vorrecht einer Kaste gegründeten Verfassungen unfähig, ernstliche Reformen in's Werk zu setzen.

Allerdings blieben die Prozesse nicht nur eine reiche Geldquelle, sondern das demoralisirte Volk war durch dies schändliche System in eine vollständige Prozeßwuth gerathen, ein Zustand, der unter ähnlichen Verhältnissen auch in der deutschen Schweiz, vor allem in dem ebenfalls gemeineidgenössischen Unterthanenlande Thurgau wiederkehrt, wo die nachtheiligen Folgen des geschilderten Verfahrens noch heutzutage, troz der höchst anerkennenswerthen Bestrebungen besonders seit 1830, die Rechtszustände und damit das Rechtsbewußtsein des Volkes auf eine höhere Stufe zu erheben, in traurigen Erscheinungen, besonders in einer noch immer starken Prozeßsucht zu Tage treten. Es ist begreiflich, daß dies von Oben herab nicht nur protegirte, sondern eigentlich aufgenöthigte Verfahren bei dem heißblütigen, rachsüchtigen und ganz rohen Volke der italischen Vogteien noch viel größere Verwüstungen anrichten mußte, als bei dem kaltblütigeren, alemannischen Thurgauer. Mit schneidender Schärfe bemerkt hierüber Bonstetten[164]): „Diese italischen Länder haben für nützliche Dinge nie Geld, sie haben weder Aerzte, noch Schulen, noch Anstalten für Arme, weder Straßen noch Brücken, ohne welche das Land unzugänglich und unbenützt

bleibt. Nur für Prozesse sind sie alle reich und unerschöpflich, weil nur in dieser Richtung die Nationalleidenschaften seit Jahrhunderten rege gemacht worden sind. So hat Locarno, ein Städtchen von 1074 Seelen, 33 Advokaten und Prokuratoren, die eine ordentliche, wohlorganisirte Zerstörungsfabrik ausmachen, wo alles Leben aufgerieben und methodisch zerstört wird." Durchschnittlich fanden allein im Amte Locarno, das etwa 18,000 Einwohner zählte, tausend Civilprozesse statt und ein Landvogt besiegelte gegen 2000 Citationen. In Ascona, einem schönen Dorfe des Maggiathales, verursachte ein krystallheller, die ganze Gegend befruchtender Bach einen Prozeß, der Jahre lang geführt wurde, über hunderttausend Lire kostete und die ganze Gemeinde ruinirte. Ein anderes schlagendes Beispiel bietet die aus Tausenden herausgenommene Thatsache, daß eine angesehene Familie zehn Jahre lang nicht zusammentrat, um eine Erbschaft zu theilen, weil die Verwandten aus gegenseitigem Haß, der sicher von den gewissenlosen „avvocati" fortwährend geschürt wurde, nicht persönlich mit einander verkehren wollten. Daraus entstand ein Prozeß, welchem jedoch das Syndikat auf seine Weise dadurch ein Ende machte, indem es ein Dekret erließ, nach welchem die Erbschaft, welche einige hundert Louisd'ors betraf, dem Syndikat zufallen sollte, wenn die Theilung in 14 Tagen nicht fertig wäre. Der Geiz war noch stärker als die gegenseitige Abneigung und die Theilung ward vollzogen [165]).

Das kolossalste Beispiel dieser Prozeßwuth, welche

das Volk in tumultuarische Faktionen spaltete und ganze Dorfschaften ruinirte, mit dessen Erzählung wir, als mit einem höchst charakteristischen Zug des Volkscharakters dieser Provinzen, diese Darstellung zum Schlusse führen, war der Riesenprozeß in Loco. Da Bonstetten dies interessante Faktum in pikanter Weise selbst erzählt und uns dabei eine neue Seite seines Charakters, seinen guten Humor in liebenswürdigster Weise enthüllt, folgen wir hier ganz seinem Berichte[166]).

„Das Dorf Loco (im Onsernonethal, mit einer Bevölkerung von 684 Seelen) war wie die ganze umliegende Gegend in zwei Faktionen zerrissen, was schon zu mancher Mordthat Anlaß gegeben hatte. Alle Einwohner gingen bewaffnet umher und es war zu besorgen, daß ein Bürgerkrieg ausbrechen würde. Das Syndikat hatte mir den Auftrag gegeben, die Ruhe in diesem Lande wo möglich wieder herzustellen und den erbitterten Parteien gewisse Friedensvorschläge zu machen. . . . Wir langten beim Pfarrer Brogini an. Er zeigte mir die Stube, in welcher man in der Nacht auf ihn geschossen hatte. Seine Leute waren bewaffnet; das Thal, das Dorf, jede Familie war in Parteien zertheilt. Man hätte aus der Physiognomie der Bewohner des Pfarrhauses lesen können, welcher Partei die Menschen angehörten, die auf dem nahen Fußweg vorübergingen.

„Brogini und einige Männer begleiteten mich in das Pfarrhaus, aus welchem die aufrührerische Rotte den

Pfarrer in ein ihm zugehörendes Privathaus vertrieben hatte. Alle Fenster und einige Thüren waren zertrümmert und das Haus stand offen, unbewohnt, wie in Ruinen. Als ich diese Früchte der Parteiwuth besichtigt hatte und schon vor der Thüre war, rief man mich wieder in's Haus zurück, um die größten Spinnen zu betrachten, die wir alle je gesehen hatten. Das Weibchen brütete in einem großen Sack im Winkel eines Fensters, das Männchen spazierte auf dem Gesimse gleichsam drohend auf und ab, so wie die Zuschauer sich hin und her bewegten. Es hatte die Größe einer Aprikose, seine Farbe war dunkles Aprikosengelb und das Thier war mit seltsamen Haaren bewachsen. Diese Spinnen waren jetzt die einzigen Bewohner des Hauses.

„Ich ließ die Gemeinde versammeln. Die Ursache der Zwietracht, welche die 2387 Thalbewohner zu erbitterten Feinden machte und dieses paradiesische Land zur Hölle umschuf, war eine Mahlzeit, die der Pfarrer auf Kosten der Gemeinde dem Bischofe gegeben hatte. Brogini, der das größte Haus besitzt, hatte die Mahlzeit für einen Thaler auf die Person übernommen und nun entstand die Frage, ob für einen seiner Verwandten, der an der Mahlzeit theilgenommen hatte, auch ein Thaler angerechnet werden könnte. Aus diesem Thaler entstand ein Prozeß, der in seinen ersten Vorfragen (denn die Hauptsache war bald in den Hintergrund gedrängt worden) nach gestellter Rechnung schon 40,000 Lire gekostet hatte. Ein Paar wohlabgerichtete Menschen hatten sich zur Betreibung

des Prozesses eine unbegränzte Vollmacht ertheilen lassen, die ihnen ein Recht auf das sämmtliche Vermögen des ganzen Thales gab, wovon sie jahrelang mit ihren Spießgesellen zu Locarno schmausten, was sie vermuthlich jetzt noch thun*). Bei den Gemeindeversammlungen erschienen sie bewaffnet und drohend, alles nach den Grundsätzen und der Taktik der Jakobiner, die einer von ihnen in Frankreich gelernt hatte. Die meisten Einwohner waren in keiner ihrer Versammlungen erschienen, weßhalb sie auch „Protestanti" genannt wurden. Die Erbitterung war auf's Höchste gestiegen und die wenigen Vernünftigen sahen den gänzlichen Ruin des Thales voraus.

„Als das Volk versammelt war, ging ich auf das Rathhaus. Jeder war, so wie er ankam, zu seiner Partei getreten, so daß die Einen zu meiner Rechten, die Andern zu meiner Linken standen, wie zwei feindliche Heere. Ich saß in der Mitte, aber alle Ermahnungen, alle Vorschläge zum Frieden blieben fruchtlos. Nur Gewalt hätte da gegen Gewalt helfen können; ich war aber ohne alle Mittel dazu und meine Vollmachten beschränkten sich auf Ermahnungen und Friedensvorschläge. Bald wurden diese Leute hitzig und ich fühlte mich wie von wüthenden Wilden umringt, von Jugend auf gewohnt, auf das erste beleidigende Wort zum Messer zu greifen. Ein Thersites mit rother Nase trat wüthend hervor und klagte laut

*) Bonstetten's angeführte Schriften erschienen, wie erwähnt, 1800.

aufschreiend, daß er auf Befehl des Landvogts (nach den geschehenen Mordthaten) bei großer Kälte Schildwach stehen mußte. Ich erwiederte ihm kurz, daß die Kälte seiner heißen rothen Nase gewiß sehr wohl gethan hätte. Auf diesen Bescheid sah der Mann so possirlich betroffen aus, daß die gleichen Menschen, welche bereit waren, sich gegenseitig mörderisch anzufallen, alle laut auflachten, worauf ich mich von meinem Sitze erhob und die Versammlung schloß. So zerstieben momentan die Gewitterwolken bei diesem Völkchen, das in seiner Rohheit für jede sinnliche Empfindung, nur nicht für die Vernunft empfänglich ist."

Nahe bei Loco traf Bonstetten auf seiner Rückreise eine Schaar mähender Männer an, die im Schatten saßen. Landvogt Schwyzer von Locarno wollte sie zum Frieden ermahnen; die Männer schwiegen aber und Bonstetten sah sie erblassen und vor innerer Wuth zittern. Erst die Revolution machte wie der ganzen unsaubern Wirthschaft so auch diesem Prozesse ein Ende.

Solchergestalt waren die Zustände eines schweizerischen Unterthanenlandes noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts, das heißt zu einer Zeit, wo die europäische Bildung der sogenannten Aufklärungsperiode auch in der Schweiz schon tiefe Wurzeln gefaßt hatte. Wohl mochte der edelsinnige, wahrheitsliebende Bonstetten in heiligen Zorn ausbrechen, als ihm zu jener Zeit die schmeichlerisch beschönigende Schilderung dieser Provinzen in die Hand kam, welche Pfarrer J. R. Schinz in Zürich

über die italischen Vogteien herausgab, in welcher er die „allerschändlichste Verwaltung“ eine gütige Regierung nannte. Mit vollstem Rechte bemerkt er hiezu: „Solche Bücher kriechen in der Welt in allen Ländern herum, wo keine Preßfreiheit ist!“ Und mit gleich gutem Rechte führt er dabei folgendes Wort des edeln Firmian, damals Gouverneur von Mailand, an, der einst zu ihm sagte[167]: „Vous meriterièz, que l'empereur s'emparât par charité de ce malheureux pays!“

VII.

Bern's Untergang.

Nach der Schilderung des vorigen Abschnittes wird es Niemand befremden, wenn wir voraussetzen, daß die amtliche Wirksamkeit Bonstetten's in den italischen Vogteien eine höchst beschränkte war und sein mußte, so daß seine geistreichen, farbigen Schilderungen dieses Landes und seiner Volkszustände wohl als das wichtigste Resultat jenes Aufenthaltes betrachtet werden muß. Bemerkenswerth ist noch, daß er im Amte Locarno den Kartoffelbau einführte, wogegen sich die Bewohner anfänglich so sehr sträubten, daß sie diese wohlthätige Frucht Schweinekost nannten, später jedoch empfing er von einem Bürger jenes Bezirks die lebhaftesten Danksagungen dafür. Seine übrige politische Wirksamkeit in den drei Jahren 1795 bis 1797 beschränkte sich auf zeitweilige Theilnahme an den Sitzungen des Großen Rathes. Anfang December 1797, am Vorabende des Zusammensturzes der alten Eidgenossenschaft, wurde eine Stelle im Kleinen Rathe ledig, um welche Bonstetten sich zu bewerben geneigt war, als im entscheidenden Augenblicke Müller erschien und ihm davon abrieth. Er sagte Bonstetten nach dessen eigener Aus-

sage[168]) so viel Einleuchtendes über die mißliche Lage der Schweiz und über die Unmöglichkeit, ihr zu helfen, daß Bonstetten an keine Stelle mehr dachte. Das rasch eintretende Verhängniß sollte Müller nur zu sehr Recht geben.

Um so reicher gestaltete sich in diesen Jahren das Privatleben Bonstettens, besonders durch die schon berichtete Bekanntschaft mit der geistreichen Friederike Brun. Auf eine Einladung Bonstetten's hin war diese Frau im Herbste 1795 in die italische Schweiz gekommen und bis in den Oktober blieben die Freunde in diesem „Zauberlande," wie die Brun sich ausdrückt, in Gesellschaft der Fürstin Luise von Dessau, einer der geistvollsten Frauen Deutschlands, die, ähnlich wie die beiden Herzoginnen von Weimar, an der großen literarischen Bewegung jener Zeit den lebendigsten Antheil nahm. Alle waren in einem „geschwisterlichen Bunde unzertrennbar vereint[169])," als Bonstetten nach Bern zurückkehrte, während die Uebrigen nach Rom reisten.

Die ersten Wintermonate verlebte Bonstetten mit seiner Familie in seinem geliebten Valeyres. Seine Zeit war zwischen schriftstellerischen Arbeiten, der Erziehung seiner Kinder und gesellschaftlichen Genüssen getheilt, unter welchen Bonstetten besonders die Aufführung kleiner Schauspiele und Lustspiele erwähnt, die er zum Theil selbst verfaßte. Mit besonderem Behagen betont Bonstetten, daß er mit seinen Nachbarn in den angenehmsten Beziehungen stand und daß alle seine Bauern ihn „sehr lieb hatten[170])." Von Bedeutung für uns ist nur der aus jener Zeit stam-

mende Anfang seiner Schilderung der Zustände in der italienischen Schweiz, sowie die Ausarbeitung einer Rede, welche er am 26. November bei Einführung eines neuen Landvogts in Yverdon hielt. Diese Rede, welche später unter dem Titel: Die Grundsätze der Schweizerrevolution (von 1308) in der zweiten Auflage seiner „Schriften" erschien, ist deßwegen von Interesse, weil Bonstetten in ihr beabsichtigte, zu zeigen, „daß das Schicksal einer Nation immer von ihren Charakter entschieden werde und daß man diesen großen Charakter, der Helvetien schon fünf Jahrhunderte lang Ruhm und Glück erwarb, in dem Geiste seiner ersten Revolution suchen müsse [171])." Die antirevolutionäre Gesinnung Bonstettens spricht sich in den Worten aus, daß „in diesen Tagen der Zerrüttung und Zerstörung, wo alle Grundsätze sich wieder in's Chaos zu versenken scheinen, es angenehm und nützlich ist, auf die Vorältern zu blicken." Besonders charakteristisch, sowohl in Beziehung auf Bonstetten's conservativen politischen Standpunkt als auf seinen edlen, reinen Charakter sind folgende Stellen:

„Ihr sehet in dieser Revolution (von 1308) alle jene großen Grundsätze, welche die Staaten und die wahre Freiheit erhalten. Ihr sehet hier Gerechtigkeit, Achtung vor dem Eigenthum, Ordnungsliebe — diesen ewigen Feind der Anarchie, Muth das Ungemach geduldig zu ertragen und männlich zu leiden; ferner jene hohe Freudigkeit, welche dem gerechten Manne, der an Gott glaubt, an Tugend und an die Wunder der Freiheit, jedesmal den Sieg zusichert...

Was aber die Schweizer-Revolution ganz besonders auszeichnet ist, daß sie nicht darauf abzielte, irgend eine Neuerung mit ihrer Constitution vorzunehmen, sondern im Gegentheile sie zu erhalten, wie sie war. In einer solchen Revolution (?) weiß man bestimmt, wohin man gelangen wird, während jede Revolution, die einen idealen Zustand sucht, den noch keine Erfahrung sanktionirte, gerade deßwegen ohne Steuerruder und Compaß dahintaumelt, allen Zufällen ausgesetzt und eine Beute aller Stürme. In einer solchen Revolution mußte immer Alles unerwartet sein und den Grundsätzen verständiger Männer (unter denen Bonstetten bei dieser direkten Anspielung auf die französische Revolution wohl seine Freunde Necker und die liberal-aristokratische Partei der Feuillans im Auge haben mochte) zuwiderlaufen, die daran gewöhnt sind, ihre Ideen auf Realitäten zu bauen und mit dem Lande des Chaos und der Chimären nichts zu schaffen haben . . . Die wahre Freiheit sucht wie das ächte Glück sich in sich selbst zu concentriren, ihre Organisation fest zu gründen, das Schwankende ihrer Verhältnisse zu fixiren, den Tugenden Zeit zur Entwickelung zu geben, um jenen großen Charakter hervorzubringen, der, wie ein im dunkeln Schachte erzeugter Diamant, das Werk der Zeit ist und der concentrirten Vernunft, niemals aber die Frucht einer flüchtigen Einbildungskraft, die, von allen Leidenschaften berauscht, den Stürmen der Ehrsucht preisgegeben wird, fern von aller Ruhe, fern von jeder friedlichen Tugend."

Auf Neujahr 1796 siedelte Bonstetten mit seiner Fa-

milie nach Bern über, wo er bis zum Mai 1797 blieb, um dann auf kurze Zeit nach Rom zu reisen, wo er Tischbein kennen lernte und mancherlei Ausflüge in's römische Gebirge machte. Ende Juni traf er aber schon wieder in Valeyres ein, wo sein Leben wieder zwischen Studien, dem Unterrichte seiner Söhne und Spaziergängen sich theilte. Auch Friederike Brun erhielt manche Epistel, in deren einer Bonstetten den Besuch Wielands in der Schweiz erwähnt, dabei aber bemerkt: „Ich bin gar nicht munter genug, diesem Faunenpater mein Opfer zu bringen. St. schreibt mir, Wieland's veraltete Beautés seien über ihn hergefallen, was ihn entsetzlich plagt. Er möchte lieber, daß nun die jüngern Grazietten ihm Rosen streuten — allein so weit geht sein Zauberstab nicht[172])!"

Daß es aber mit seinem Mangel an Munterkeit nicht so schlimm aussah, beweist folgende Stelle aus einem Briefe, den er Ende Juli an die Brun schrieb und der zugleich von dem fröhlichen Volksleben jener Zeit anmuthiges Zeugniß gibt[173]): „Die Einwohner dieser ganzen Gegend singen den ganzen Tag und ihre Gesänge gehen von Hügel zu Hügel, von einem Weinberge zum andern, tief in den Wald und über Feld und Wiese — alles ein Lied. Bald klingt der Refrain auf diesem Hügel, bald auf einem andern; z. B.

Ah! que l'amour a des charmes,
Qu'il soit toujours parmi nous!

ward gestern überall den ganzen Tag hindurch gesungen. Hatten die Einen diese Verse wiederholt, so war der Kehr

an den Andern und die Dritten sangen ein neues Couplet; so erscholl Berg und Thal. An den Sonntagen tanzen sie in meinem Hofe, immer singend und in den schönen Nächten tanzen sie vermummt wie Bacchanten. Die Hirten schleppen Glocken und Kuhschellen von allen Bergen herbei. Diese Nacht war ganz Valeyres beim schönen Mondschein wach. Mehr als sechzig vermummte Tänzer mit himmlischer und höllischer Musik sprangen wie unsinnig mit Weib und Kindern umher und so zogen sie von Haus zu Haus. Bald spielte eine harmonische Musik Walzer und den Malborough oder Lieder, die bei unserm letzten Feldzug (in die Waadt) gesungen wurden; bald hornten alle Hörner, lärmten hundert Glocken und Kessel und es entstand eine Gnomenmusik, in welche alle Umstehenden mit schallendem Gelächter einfielen."

Die Monate August und September brachte Bonstetten wieder in den italischen Vogteien zu, ein Aufenthalt, der wohl um so resultatloser sein mochte, als der Krieg in Oberitalien ohnedies alle Aufmerksamkeit absorbirte. Im November reiste er auf kurze Zeit nach Deutschland, um bald wieder nach Bern und Valeyres zurückzukehren. Das alte Valeyres-Leben fing denn auch im Spätjahre 1797 wieder an mit seinen Soupés, Bällen, Sprichwörtern, Conzerten und kleinen Schauspielen, unter welchen sich auch ein Stück befand, in dem die Zurückweisung Bonstettens aus Frankreich, wegen Mangel eines Passes vorgestellt wurde, welches kleine Abenteuer im Herbste 1797 stattgefunden haben mag. Bonstetten fühlte jedoch gar wohl,

daß man über einem Abgrund tanzte. Das fröhliche Leben früherer Jahre wollte nicht mehr recht aufkommen und Bonstetten selbst war traurig und stumm. Ihn beherrschte eine richtige Ahnung, deren Erfüllung mit Riesenschritten nahte. Um jedoch die eintretenden Ereignisse, an denen Bonstetten lebhaften Antheil nahm, zu verstehen, sei es uns vergönnt, einen historischen Rückblick auf die Umgestaltung der politischen Zustände zu werfen, wobei wir uns wesentlich auf die bernischen Ereignisse beschränken, da Bonstetten nur in sie verflochten war, Bern in seinem Kampfe mit Frankreich so gut als allein stand und die alte Schweiz mit dem Untergange Berns widerstandlos zusammenfiel.

Das brutale Verfahren der bernischen Regierung im Jahre 1791 hatte in der Waadt tiefe Eindrücke zurückgelassen, welche von den nach Paris geflüchteten Schweizern, vor allen von Laharpe, in jeder Weise frisch erhalten wurden. Eine praktische Bedeutung gewannen diese Versuche aber erst, als durch den Staatsstreich des 18. Fructidor des Jahres V (5. September 1797) die royalistische Partei des Direktoriums gestürzt wurde und die revolutionäre Kriegspartei mit Barras an der Spitze und im vollständigen Einverständnisse mit Bonaparte zur ausschließlichen Herrschaft gelangte. Ein Mitglied des Direktoriums, Reubel, war zudem persönlich der bernischen Aristokratie feindlich gesinnt.

Mit diesem Direktorium traten nun die schweizerischen Demokraten in Paris, vor Allen Laharpe, in die engste Verbindung, um mit dessen Hilfe die aristokratischen Re-

gierungen der Schweiz zu stürzen. Aber auch das Direktorium kam den Revolutionären auf die bereitwilligste Weise entgegen. Ein Blick auf die finanziellen Zustände des durch die ungeheuern Opfer der Revolution fürchterlich geschwächten französischen Staatskörpers mag hierüber die nöthigen Aufschlüsse geben. Als die fünf Mitglieder des ersten Direktoriums am 4. November 1795 ihre erste Sitzung hielten, mußten sie das Holz zum Kaminfeuer von dem Schließer des Luxembourg entlehnen und erhielten nur mit der größten Mühe einige Dienstboten, trotz den drei Milliarden Assignaten, die der Convent dekretirt hatte. Handel, Gewerbe, Ackerbau, alles stockte. Baares Geld war so wenig vorhanden und die hauptsächlichen Finanzmittel der Revolution, die Assignaten, waren so tief gesunken, daß ein Frank Münze dem Werthe von 145 Franken Assignaten gleichkam. Der Preis des Brodes stieg auf 25 Livres das Pfund und ein Scheffel Kartoffeln kostete über 80 Franken. Vor wenigen Jahren wurde in Paris ein Dokument gefunden, aus welchem sich ergab, daß die Stadt Paris zu Ende 1794 nicht im Stande war, eine Schuld von 72 Franken für die Lieferung des nöthigen Wassers zu bezahlen, das zur Reinigung der Guillotinen bestimmt war. Noch im Juli 1797, kurze Zeit vor dem Staatsstreiche vom 18. Fructidor, entlehnte das Direktorium 1000 Louisd'or von General Hoche, um die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen zu können. Zugleich in äußere Kriege verflochten, die von Frankreich selbst herbeigeführt wurden, um die Revolutionsarmeen von

den Ländern ernähren zu lassen, in denen der Krieg geführt wurde, muß es klar werden, daß Plünderung der Hauptzweck der unter dem pomphaften Namen von Völkerbefreiung ausgesandten französischen Heere war. Zu einem Kriege gegen die Schweiz lockten noch die wahrhaft phantastischen Vorstellungen, welche man in Frankreich von den Reichthümern des bernischen Staatsschatzes hegte, nach welchem auch Bonaparte für die Ausführung des ägyptischen Feldzuges Verlangen trug. Daß das vorgeschobene politische Motiv, die Sicherheit Frankreichs dadurch zu erhöhen, daß man es mit einem Gürtel von Republiken umgab, ein durchaus trügerischer Vorwand war, ergibt sich daraus mit vollster Klarheit, daß das Direktorium die schlechtesten Mittel zur Durchführung des Krieges anwendete und den bewaffneten Angriff gegen Bern zu einer Zeit begann, als die Verfassungen sämmtlicher schweizerischen Kantone schon in demokratischem Sinne geändert worden waren und keine einzige aristokratische Regierung mehr bestand.

Wir haben schon bemerkt, daß Laharpe's Hoffnungen, die Waadt von der bernischen Herrschaft befreit zu sehen mit dem Gelingen des Staatsstreiches vom 18. Fructidor einen neuen Aufschwung nahmen. Laharpe traf in diesen Wünschen vollständig mit dem von Bonaparte gewonnenen Zunftmeister Ochs von Basel zusammen und der übereinstimmende Plan Beider ging dahin, die aristokratischen Regierungen der Schweiz durch französische Waffen zu stürzen. Um jedoch die Revolution, deren allseitiges Auflodern sie mit bestem Grunde erwarten konnten, nicht in

vereinzelte Bewegungen sich zersplittern zu lassen und überhaupt ihre politischen Ideen überall zur Geltung bringen zu können, geriethen sie, angeregt durch Bonaparte, auf den Gedanken, die sämmtlichen Kantone durch eine für alle gültige gemeinschaftliche Verfassung zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen, das ihnen die Gewähr einer die ganze Schweiz beherrschenden Centralgewalt bot. Frankreich wünschte ebenfalls die Einheit, um die Fäden seines voraussichtlich dominirenden Einflusses ebenfalls straff zusammenhalten zu können, was ihm bei einer über der ganzen Schweiz stehenden, aber durch seine Truppen gehaltenen und von ihm deßhalb abhängigen Centralregierung viel leichter werden mußte, als bei einem im alten Föderativverhältnisse geeinigten Staatenbunde. Aus diesen Motiven entsprang die im Einverständnisse mit dem Direktorium von Ochs entworfene, der französischen Verfassung vom 5. Fructidor des Jahres III (22. August 1795) nachgeahmte Einheitsverfassung.

Laharpe hatte schon zu Ende 1796 seine Schrift über die waadtländischen Stände und kurz vor dem 18. Fructidor die Schrift: Von der Neutralität der schweizerischen Regierungen seit 1789, sowie eine Menge von Zeitungsartikeln erscheinen lassen, die Bern bewogen, vom Direktorium nicht nur die Ausweisung, sondern die Auslieferung der proscribirten Schweizer zu verlangen. Darauf ging das Direktorium freilich nicht ein, aber Laharpe befand sich doch in einer mißlichen, nicht gefahrlosen Lage, aus der er erst durch den Staatsstreich vom 4. September erlöst

wurde. Rasch benützte er die günstigen Umstände, um seine folgenschwere Denkschrift [174]): „Ueber das Interesse der französischen Republik in Bezug auf die schweizerischen Oligarchien," an das Direktorium zu erlassen, in der er, wie schon der Titel anzeigt, vorzüglich das Direktorium zu überzeugen, oder ihm wenigstens öffentlich von scheinbar fremder Seite aus den Gedanken in die Hand zu legen suchte, daß es im Interesse Frankreichs liege, zur Befreiung der Waadt bewaffnete Hülfe zu leisten.

Nicht nur war die Regierung von Bern von diesen Umtrieben Laharpe's genau unterrichtet, auch von vielen andern Seiten kamen ihr vielfache Warnungen hinsichtlich der schlimmen Absichten zu, welche man in Paris hegte. So von Johannes Müller und Ebel [175]), der schon im März 1797 auf die „schielenden Blicke" aufmerksam machte, welche einige Mitglieder des Direktoriums auf Bern warfen. Dringender ward seine Correspondenz, die sogar eine tägliche wurde, nach dem 18. Fructidor. Auch Haller, ein Berner, der die höchste Verwaltungsstelle in der italischen Armee bekleidete, berichtete über die ungünstigen Gesinnungen Bonaparte's, der von ihm Aufschlüsse über den bernischen Schatz verlangte und sogar Bacher, damaliger französischer Gesandter, deutete an, daß man auf wichtige Aenderungen gefaßt sein müsse.

Um die drohenden Gefahren zu beschwören, verstand sich die Regierung von Bern nicht nur zu einigen schwachen Concessionen, wie zu der plötzlichen Ausweisung des bekannten Publicisten und Historikers Mallet du Pan, sowie

aller französischen Emigrirten und Priester [176]), sondern sie sandte eine Deputation nach Paris. Die beiden Abgeordneten wurden durch Vermittlung der Frau von Stael und Benjamin Constant's bald nach ihrer Ankunft von Barras sehr freundlich empfangen, ließen sich aber dadurch verleiten, Laharpe's Auslieferung zu verlangen, worauf die Unterhandlungen sich total zerschlugen. Wenige Tage darauf eröffnete ihnen Talleyrand, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, heuchlerischerweise, das Direktorium habe nicht ohne Mißvergnügen bemerkt, daß in Paris Uebelgesinnte und Intriguanten verschiedener Art ihnen sich zu nähern suchten und daß sie mit solchen Leuten im Verkehr ständen, welche das gute Einverständniß zwischen beiden Völkern zu untergraben trachteten. Er rieth ihnen an, sich wieder nach Haus zu begeben und den Verkehr schriftlich fortsetzen zu lassen. Als die Gesandten sich zu rechtfertigen suchten, nahm er eine ernstere Miene an und da sie dennoch zögerten, den Weisungen des Ministers Folge zu leisten, schloß er mit der Drohung, sie für alles Unglück verantwortlich zu machen, welches für ihr Vaterland aus dieser Weigerung entstehen könne. Eine beabsichtigte Unterredung mit Laharpe war schon früher, nach eigener Aussage Laharpe's ohne dessen Schuld gescheitert. Auf die unzweideutigen Bemerkungen Talleyrands verlangten nun die Abgeordneten ihre Pässe und kehrten nach Bern zurück [177]).

Am Tage der Abreise der bernischen Deputirten wurde dem Direktorium eine mit 22 Unterschriften versehene

Petition vorgelegt, in welcher von flüchtigen Waadtländern die Hülfe des Direktoriums angerufen wurde, um den Bewohnern der Waadt Gelegenheit zu geben, ihre Reformwünsche frei aussprechen zu können [178]). Diese Petition der flüchtigen Waadtländer hatte aber in ihrer Heimath eine mächtige Unterstützung gefunden, die für das Schicksal der Waadt von entscheidender Bedeutung war. In der letzten Novemberwoche reiste nämlich Bonaparte nach dem Friedensschluß von Campo Formio über Genf durch die Waadt, Bern und Basel nach Rastatt.

Es ist eine durch vielfache, höchst zuverlässige Quellen festgestellte Thatsache, daß Bonaparte in die Verschwörung gegen die schweizerischen Aristokratien vollkommen eingeweiht war [179a]). Schon hatte er im Herbste 1797 bei einer Zusammenkunft mit Bonstetten in Mailand demselben gesagt: Wir wollen von der Schweiz nichts als den Durchpaß, darum ist eine Revolution nothwendig [179b]). Auch steht es außer allem Zweifel, daß er seinen Weg durch die Waadt ꝛc. aus keiner andern Ursache nahm, als um die Stimmung des Volkes besonders in der Waadt kennen zu lernen und zugleich auch das Terrain etwas zu besichtigen [180]), welche letztere Behauptung durch eigene Aeußerungen Bonaparte's bestätigt wird [181]).

Der Empfang, den Bonaparte in Genf und in der Waadt erhielt, war nun allerdings im höchsten Maße geeignet, ihn von der Freiheitsliebe des Volkes gründlich zu überzeugen. Obwohl es 1 Uhr Nachts war, als er in Lausanne ankam, waren die Straße des Montbenon, die

Promenade, der Zugang zur Stadt und die Straße, durch welche er einziehen sollte, von einer solchen Volksmasse angefüllt, daß sein Wagen nur schrittweise vorwärts kommen konnte. Dabei erdröhnte die Luft von dem allgemeinen Jubelgeschrei: Es lebe Bonaparte, es lebe der Freiheitsheld! Es lebe der Erlöser Italiens! es lebe der Befreier Veltlins [182])! Beim Aussteigen aus dem Wagen wurde er von drei in die französischen Farben gekleideten Mädchen begrüßt, deren eine ihm ein Gedicht überreichte, das unter Anderm die folgende ziemlich deutlich sprechende Apostrophe enthielt:

> Poursuis ta brillante carrière,
> Vainqueur humain, chéri des cieux!
> Prépare un chemin de lumière,
> Ou vont s'élancer nos neveux.
> L'ombre de César s'humilie;
> Ta gloire abaisse sa fierté.
> César asservit l'Italie
> Et tu lui rends la liberté [183]).

Das war freilich ein anderer Empfang als derjenige der bernischen Bauern von Jegistorf, welche seinem Wagen begegneten und demselben nicht nur nicht aus dem Wege gehen wollten, so daß die Postillone Mühe hatten, sich Bahn zu brechen, sondern dicht an das Wagenfenster, hinter dem sie Bonaparte vermutheten, hinschrien: „Du donners Schelm! E jedere Schelm blib i sym Land [184])!" Genug, Bonaparte setzte seine Reise über Bern, wo er nur ganz kurze Zeit sich aufhielt, Liestal und Basel, wo er mit gränzenlosem Enthusiasmus aufgenommen wurde, fort. Es ist bezeichnend, daß die Gränzkantone Basel, wie Genf

und Waadt, in denen Bonaparte mit so großer Begeisterung aufgenommen wurde, zugleich diejenigen waren, welche wenige Wochen darauf fast gleichzeitig von französischen Truppen besetzt wurden.

Während Bonaparte so die westliche Schweiz sondirte, arbeitete Laharpe in Paris unermüdlich vorwärts und ward von Ochs, der indessen ebenfalls in Paris angekommen war, mächtig unterstützt. Wie Laharpe seine Schrift: „Ueber das Interesse der französischen Republik ꝛc." an das Direktorium, so richtete Ochs zwei Sendschreiben an Bonaparte, in welchen der Plan einer vollständigen Emancipation der schweizerischen Unterthanen vorgeschlagen und Frankreich dabei unter Anderm aufgefordert wurde, seine unbestreitbaren Rechte auf die mit der Schweiz verbündeten Landschaften des damaligen Bisthum Basel, sowie seine Gewährleistung der Freiheit des Waadtlandes, geltend zu machen und alle Diejenigen in Schutz zu nehmen, die an der Umwälzung ihres Vaterlandes arbeiteten [185]. Das Direktorium beschloß hierauf Mitte Dezember, das basel'sche Gebiet zu reklamiren und faßte am 28. gleichen Monats den noch weiter gehenden Beschluß, die Regierungen von Bern und Freiburg für alle Maßregeln verantwortlich zu erklären, welche sie gegen einen Befreiungsversuch der Waadt allfällig treffen würden. So ward im Wesentlichen Bern und der gesammten schweizerischen Aristokratie der Krieg erklärt.

Im Waadtland wie in der ganzen Schweiz, deren Bevölkerung schon seit geraumer Zeit durch vier französische

Agenten bearbeitet wurde[186]), regte dieser Beschluß die Revolutionärs zu erhöhter Energie an. Ein wichtiger Umstand kam dabei der Entwickelung der Revolution in der Waadt zu Gute. Es war dies die verhältnißmäßig große Zahl der gebildeteren Städtebewohner, die in den 26 Städten und größeren Ortschaften den vierten Theil der Gesammtbevölkerung bildeten, während in der übrigen Schweiz die Städtebewohner kaum den 14. Theil der Bevölkerung ausmachten. In diesen Städten, besonders am See, fand die oppositionelle Literatur, mit der die Bevölkerung von Paris aus in Broschüren, Flugblättern, Adressen eigentlich überschwemmt wurde, den lebendigsten Anklang und von ihnen ging auch wesentlich die nun mit aller Macht eintretende Bewegung aus, während das ungebildete Landvolk der Waadt sich mehr indifferent verhielt. Es entstand ein eigentlicher Petitionssturm, in welchem die alten Rechte der Waadt energisch reklamirt wurden, deren Formulare die Petitionärs von Paris aus erhielten. Eine zur Beruhigung des Volkes nach Lausanne abgeschickte „hohe Commission" ging Anfangs Januar wieder unverrichteter Dinge nach Bern zurück, wogegen in Nyon, Rolle, Morges, Vevay, Cossonay, Payerne, Milden, Aigle, Orbe ꝛc. kurz in allen Städten Comite's sich bildeten, um die Petitionen unterzeichnen zu lassen und Emissäre ausgeschickt wurden, um das Landvolk aufzuwiegeln. An einzelnen Orten wurden sogar schon Nationalgarden gebildet. Bern hatte die Waadt verloren, ehe noch ein einziger französischer Soldat an der Gränze sich zeigte.

Allen diesen drohenden Erscheinungen gegenüber verhielt sich Bern lange Zeit in einer Unthätigkeit, die unbegreiflich wäre, wenn die innern Zustände dieser Aristokratie das Räthsel nicht erklären würden, dessen Lösung darin besteht, daß in den Räthen Berns eine vollständige Spaltung der Ansichten vorhanden war. Eine diplomatisch vermitteln wollende, selbst theilweis von den sogenannten „neuen Ideen" ergriffene und dadurch an rücksichtslosem Auftreten gehinderte Partei setzte in allen wichtigen Fragen ihre Ansichten durch, während die andere für energische Maßregeln entschiedene Richtung gerade stark genug war, um ein Eingehen in die revolutionären Forderungen zu verhindern, wodurch Frankreich wenigstens der Vorwand zu seinem gewaltthätigen Verfahren genommen worden wäre. Es fehlte jede Erkenntniß der Nothwendigkeit ausgedehnter Concessionen, welche der mächtig gewordene Geist einer neuen Zeit gebieterisch verlangte, während doch mannichfachen unbegründeten Forderungen in schlaffer Zahmheit entsprochen und dadurch der Appetit nach weiteren Zugeständnissen immer mehr gesteigert wurde. Die nachgiebige Haltung der bernischen Aristokratie zeigte sich schon bei der Absendung sogenannter „Franzosenfreunde" nach Paris, in dem willfährigen Entsprechen der meistens ganz unbegründeten Ausweisungsbegehren französischer Emigrirter von Seite Frankreichs, später in dem ängstlichen Ergreifen jeder auch noch so zweideutigen Gelegenheit zu Unterhandlungen, in der matten Haltung gegenüber den unverschämten 'Noten Mengaud's und, als die Noth

schon hoch gestiegen war, in der Annahme jener Entscheidungen, die in der mildesten Form abgefaßt waren. In Bern gab man sich, mit wenigen Ausnahmen, zu denen auch unser Bonstetten gehört, über den eigentlichen Zustand in der Waadt in der ersten Hälfte des Monats Januar 1798 noch solchen Täuschungen hin, daß die Regierung den sehr verspäteten Beschluß faßte, den waadtländischen Truppen durch eigens bestellte Commissäre den Eid der Treue abverlangen zu lassen. Das geschah zu einer Zeit, als die Revolution in der Waadt schon in helle Flammen ausgebrochen war, ein französisches Corps von 15,000 Mann (der italienischen Armee angehörend und vorläufig von General Menard commandirt) im Pays de Gex an der Gränze der Waadt Fuß faßte und ein anderes Armeecorps (erst unter Augereau, später unter Schauenburg stehend) Basel sich näherte. Bonstetten freilich schrieb um diese Zeit an Friederike Brun: „Die Stunde schlägt, der Tod ist unvermeidlich. Bären und Wölfe werden wieder ihre alten Wohnungen beziehen .... Dann nehme ich meine Frau und wandle zu Matthisson, wenn die Schweiz zur Hölle brennt. Doch begraben muß ich erst mein Vaterland. Eine Zeit wird kommen, wo von allem nichts bleiben wird, als schwarze Trümmerruinen des Feuers; da wird vielleicht wieder eine neue Republik aufkommen und das Andenken unserer Stämme wird in Verehrung bleiben." Bonstetten bemerkt noch hinzu: „Wir können keinen Offensivkrieg führen, sonst sollte man augenblicklich in Frankreich einrücken. Die Ruhe tödtet den, der gegen Revolutionstaktik zu streiten hat [187])."

Die ganze Waadt war in sieben Regimenter eingetheilt, die mit zwei doppelten Bataillonen eine militärische Macht von 30,000 Mann bildeten. Die Eidabnahme fand am 10. Januar statt. Auch Bonstetten wurde als Regierungscommissär nach Romainmotier geschickt und er erzählt: „Mittwoch um elf Uhr waren zwei Bataillons, circa 2000 Mann, auf dem Sammelplatze en bataillon quarré. Drei Seiten wurden von Soldaten gebildet, die vierte schlossen alle Alten, alle Magistraten, der Landvogt und die Geistlichen. Da hielt ich eine Rede im Angesicht der Berge und Hügel, die mit Weibern, Kindern und Schnee überdeckt waren. Man hörte mich auf allen Seiten, selbst auf den Hügeln. Als es zur Ablegung des Treueides kam, herrschte die feierlichste Stille. Hernach wurden die Hüte in die Höhe geworfen, die Alten weinten, die Jungen jauchzten und riefen: vive les Bernois! vive notre représentant [188])!"

Aber nicht überall lief die Sache so gut ab, da von den 30 Bataillons nur 24 den Eid leisteten und auch die treuen Bataillons bei weitem nicht vollzählig erschienen. Selbst Bonstetten gesteht: „Das ganze Regiment von Vevay hat den Eid ausgeschlagen; zu Aubonne haben zwei Bataillons des Regiments von Nyon, zu Nyon hat ihn der Rath, zu Moudon die Geistlichkeit, zu Cossonay eine Compagnie Grenadiere, hie und da einzelne ihn ausgeschlagen [189])." Und schon am Tage nach der Ablegung des Treuschwurs, am 11. Januar, wurde die invalide Wache des Schlosses Chillon, die Bastille der Waadt ge=

nannt, von einem Trupp Aufständischer überrumpelt und in den nächstfolgenden Tagen in den Seestädten revolutionäre Ausschüsse gebildet. Wie es überhaupt mit den Zuständen der Waadt in jenen Tagen aussah, darüber gibt uns Bonstetten, der in der zweiten Hälfte des Monats kurze Zeit in Nyon sich aufhielt, folgende pikante Aufschlüsse [190]):

„Keine Lage ist wunderbarer als die meine. Die französische Armee ist zwei Stunden entfernt; keine Gewalt herrscht mehr in diesen Gegenden, als die der Revolutionärs und die meine. Des Landvogts (von Nyon) Effekten sind schon fortgeschickt; er hat immer Pferde zur Flucht bereit. Kein einziger Mensch wagt in's Schloß zu gehen. Die B. R. (Berner Regenten? Bürger-Repräsentanten?) haben mir keine Vollmacht gegeben, aber das ganze Volk ohne Ausnahme, ja selbst die revolutionäre Regierung, haben mich anerkannt. Weiber und Männer folgen mir weinend auf der Gasse nach, bittend, ich solle sie nicht verlassen. Ich darf nicht ausfahren ohne zu sagen wohin ich gehe, damit die Furchtsamsten nicht fliehen... Niemand kauft, verkauft und zahlt mehr, als das Allernothwendigste.... Alle Gewalt ist hier in dem Comité de surveillance vereinigt. Es ist dies der ehemalige Rath von Nyon, nun als demokratischer Rath anerkannt. Er steht an der Spitze des Tag und Nacht bewaffneten Volkes. Das Comité hält seine Sitzungen in einem Zimmer, dessen Fenster der Thüre des Clubsaales gegenüber liegen. Der Club ist immer angefüllt und was nicht hinein kann gafft auf der Gasse und

erwartet den Wink des neuen Despoten. Niemand schläft mehr und die Leute sind alle in einem fieberhaften Zustande, weil sie Nachts trinken anstatt zu schlafen. Sie sind mit allen Clubs und allen Verzweigungen derselben auf dem Lande verbrüdert, haben über zwanzig Couriere und die besten Pferde, die Tag und Nacht im schnellsten Galopp über Berg und Straße gehen. Auch erhalten sie stündlich Couriere von der französischen Armee. Diese Leute, welche alle toll sind und von falschen Gerüchten platzen, haben vom Direktorium die Vollmacht, die französische Armee herbeizurufen, welche in 48 Stunden Bern nehmen und vernichten kann. Das (Land-) Volk im Waadtland ist hin und her getrieben, wie die Wogen im Sturme und weiß nicht, ob es gegen die Berner oder gegen die Franzosen sich kehren soll."

Diese anarchischen Zustände bewogen endlich, als es schon viel zu spät war, die souveräne Behörde von Bern zu einer Kraftentwickelung, die aber schon deßhalb scheitern mußte, weil sie durchaus ungeschickten Händen anvertraut ward. Man beschloß ein Truppencorps aufzustellen, erwählte aber zu dessen Commandanten einen gewissen Oberst v. Weiß, einen vielseitig gebildeten, muthigen aber confusen Mann, in dem, wie Oberst Roverea in seinen Memoiren [191]) sich treffend aussprach, „die Eitelkeit und Selbstüberschätzung die Zügel des Staatswagens ergriff, der schon aus dem Geleise gekommen und mit rasch zunehmender Eile einen jähen Abhang hinabfuhr, einen kalten aber kühnen Führer verlangte, der sich selbst vor allem ver-

gessen und es vorziehen mußte, sich mit muthiger Entschlossenheit in den Abgrund zu stürzen, anstatt vor dem gegebenen Impulse sich zu beugen oder gar zu weichen." Statt sogleich einen bestimmten Plan zu entwerfen und ihn rasch auszuführen, schrieb Weiß ein elf Bogen starkes Buch, mittelst welchem er die der Regierung von Bern entfremdeten Gemüther zur alten Fahne zurückzuführen hoffte. Und doch war seine Stellung immer noch so günstig, daß er, nach Roverea, in der Waadt allein 20,000 Mann tüchtige Truppen an sich hätte ziehen können. Am 18. Januar langte er endlich, nach Bonstetten's eigener Aussage von einem einzigen Adjutanten begleitet, in Nyon an, wo aber kein Mensch ihm mehr folgen wollte. Am 20. erhielt er eine Begleitung von 12 Dragonern, weil er seines Lebens sich nicht mehr sicher glaubte [192]).

Plötzlich traf am 23. Januar ein von Laharpe gesendetes Dekret des Direktoriums ein, welches die von Bern unabhängige „lemanische Republik" anerkannte. Diese Nachricht war das Signal zur vollständigen Entfesselung der Revolution, welche in den Seestädten sofort ausbrach. Ueberall wurden die bernischen Beamten als abgesetzt erklärt, Freiheitsbäume aufgepflanzt, die neuen Behörden bestellt und zur Sicherung des neuen Zustandes das französische Truppencorps in die Waadt gerufen, das auch mit perfider Benützung eines ganz zufälligen Ereignisses am 27. Januar unter dem Commando des General Menard einrückte, der dann am 4. Februar sein Commando dem inzwischen angelangten General Brüne übergab, welcher

den Oberbefehl über beide Invasionscorps in der Waadt und an der baselschen Gränze übernahm, um Einheit und Uebereinstimmung in die ganze Bewegung zu bringen. Die doppelte Mission, welche Brüne vom Direktorium und Bonaparte erhalten hatte, bestand darin, zuerst diejenigen Regierungen der Schweiz, welche nicht gutwillig sich demokratisiren lassen wollten, über den Haufen zu werfen: dann aus dem Staatencomplexe der alten Eidgenossenschaft eine Centralrepublik nach französischem Zuschnitte zuzurichten. Seine Erlasse[193]) sind insgesammt Ausflüsse dieser Thätigkeit im einen oder andern Sinne, somit bald militärischer, bald rein politischer, bisweilen auch gemischter Natur. Auch verfügte er deßhalb über die Dienste der schon erwähnten französischen Agenten in der Schweiz und verordnete in jeder ihm beliebigen Form, was er den Absichten der französischen Machthaber entsprechend hielt. Laharpe schickte den von Ochs in Paris bearbeiteten Verfassungsentwurf sogleich nach Lausanne, wo er mit Jubel angenommen wurde. Von der Waadt erhielt Menard sofort schon vor Brüne's Ankunft ferner eine Verstärkung von 4000 Mann. Brüne rückte nun mit seinem Corps langsam vorwärts, die Revolution überall begünstigend, die wie ein allgemeiner Brand seinen Schritten folgte und binnen kürzester Zeit im ganzen Waadtlande mit Ausnahme von Yverdon und den Berggegenden von Chateau d'Oeux als vollendet betrachtet werden konnte. v. Weiß gab seine Entlassung ein und kehrte von allen Parteien verhöhnt nach Bern zurück. Wir bemerken hier noch, daß

die Besetzung des Bisthums Basel schon Anfang Januar stattgefunden hatte.

Es bleibt uns noch übrig, die Haltung zu bezeichnen, welche die übrige Schweiz dem bedrohten Bern wie der französischen Politik gegenüber einnahm. Es ist dies ein Gemälde, dessen Trostlosigkeit nur durch wenige ehrenvolle Züge gemildert wird.

Die beiden Hauptkantone, Zürich und Bern, befolgten in den verhängnißvollen Jahren seit dem Ausbruche der französischen Revolution so ziemlich die gleiche Politik. In den Räthen beider waren in Folge der neuen politischen Ansichten, deren Durchbruch die helvetische Gesellschaft so mächtig gefördert hatte, Spaltungen eingetreten, die jedes energische Verfahren im Keime erstickten. In Zürich wurde eine entschiedene Haltung Frankreich gegenüber noch besonders durch die vielfachen Handelsbeziehungen erschwert, davon abgesehen, daß zwischen beiden Städten schon seit langer Zeit eine geheime Rivalität sich kundgab, da Zürich allerdings den ersten Rang unter den eidgenössischen Kantonen einnahm, an Kraft und Einfluß aber weit hinter dem mächtigen Bern zurückstand, dessen Staatsmänner überhaupt einen viel weitsichtigeren Blick und größere Entschiedenheit besaßen, als die ängstlichen Vermittlerseelen in Zürich. Im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts war jedoch an beiden Orten diejenige Partei, welche eine Scheu vor kräftigen Maßregeln hatte und der zahmen Politik des Gehenlassens huldigte, die herrschende geworden.

Wie nun im Dezember 1797 die Haltung Frankreichs drohender zu werden begann, beschloß Zürich als Vorort, gedrängt durch die übrigen aristokratischen Stände, besonders Bern, die Tagsatzung einzuberufen, um ihr die französischen Beschwerden und Forderungen vorzulegen. Am 27. Dezember wurde diese Tagsatzung, die letzte der alten Schweiz, an der alle Kantone und Stände noch einmal vollzählig vertreten waren, in Aarau eröffnet.

Nicht leicht ist es möglich, ein anschaulicheres Bild von der damaligen inneren Zerklüftung der Schweiz zu erhalten, als durch die Verhandlungen dieser Versammlung. Eines der hauptsächlichsten Traktanten war der Vorschlag von Bern, die alten eidgenössischen Bünde durch einen feierlichen Eidschwur zu erneuern. Wie wenig inneres Vertrauen an die Wirksamkeit dieses Rettungsmittels aber schon Anfangs bei den Abgeordneten der Kantone vorhanden war, ergibt sich daraus, daß die Worte der bei dieser Gelegenheit zu erlassenden Proklamation ängstlich „wie auf der Goldwaage“ [194]) abgewogen wurden, um ja von allen Kantonen die Zustimmung zu erhalten, wobei die bernischen Gesandten sich dennoch der süßen Täuschung hingaben, die Beschwörung der Bünde „als eine der kräftigsten Maßregeln anzusehen, um die Aufrechterhaltung der Eidgenossenschaft, derselben Independenz und Integrität zu erzielen.“ Die Gleichgültigkeit der meisten Kantone und der offene Widerstand, den die beiden reformirten Demokratien, Glarus und Appenzell-Außerrhoden, schon Anfangs dem Projekt entgegengesetzten, ließen wenig Gutes

erwarten. Zogen sich doch die Verhandlungen in einer Sache, welche bei den drohenden äußeren Verhältnissen um so mehr ein rasches einiges Zusammenwirken verlangten, wochenlang hinaus. In Glarus war der Widerstand so groß, daß die Tagsatzung die Glarner Abgeordneten nach Hause sandte, um dort für Annahme des Bundesschwurs auf das Volk zu wirken und daß außerdem sowohl Bern als die Tagsatzung eindringliche Schreiben an diesen Kanton erließen. Glarus verharrte jedoch geraume Zeit auf seinem Widerstand und erließ am 9. Januar ein Schreiben an die Tagsatzung, das ein vollständiges Mißtrauensvotum gegen Bern und die von ihm beeinflußten Kantone enthielt. Es wurde darin rund heraus gesagt, daß man den Schwur für total überflüssig halte. „Von Außen kennen wir keine bösen Absichten gegen unsere liebe Eidgenossenschaft, im Gegentheil von der Republik Frankreich selbst die unaufhörlich freudigsten Versicherungen und Beweise zu wechselseitiger Unterhaltung besten Wohlverständnisses und Freundschaft." Es wird bemerkt, daß Bern, Solothurn und Biel ihre Besorgnisse dem Stande Glarus mitgetheilt haben, allein, fährt das Schreiben fort, „nichts als Besorgnisse und seither da wir geglaubt haben, der l. Congreß in Aarau werde eben deßwegen beschäftigt sein, hören wir weder über die äußere noch innere Lage und Beschaffenheit der Dinge von unseren Herren Abgeordneten noch anderwärts kein Wort, was eigentlich vorgehe. Folglich schließen wir, es müsse Gott sei Dank wirklich gut und ruhig und unsere Herren Ehrengesandten ohne viele Geschäfte sein.

Denn nur in der bloßen Wortbeschreibung von Gefahr, ohne die wirkliche Gefahr mit genugsamen Umständen zu beweisen, ist ja eben nicht gefährlich[195])."

In diesen Worten liegen zwei wichtige Thatsachen enthüllt, einerseits, daß der Maulwurf Mengaud tüchtig gewühlt hatte, anderseits das offiziell verkündete Mißtrauen gegen die Politik der aristokratischen Stände. Es muß hiebei wohl in's Auge gefaßt werden, daß in Glarus und Appenzell-Außerrhoden die vorhandene Mißstimmung gegen die Aristokratien schon anderwärts sich kund gegeben hatte, indem Glarus der flüchtigen Zürcher nach der gewaltsam niedergeschlagenen Oppositionsbewegung der Seebauern von 1795 sich auf's Lebhafteste angenommen hatte und daß von Appenzell-Außerrhoden die Bauern der alten Landschaft zu ihrem Widerstande gegen den Abt von St. Gallen mächtig gestachelt wurden. Der Bundesschwur ward in den Augen Vieler nur als eine Besiegelung der Einheit der Aristokratien zur gemeinschaftlichen Niederhaltung der Volksrechte angesehen und nicht als eine Handlung der Nothwehr gegenüber einer die Existenz der ganzen Schweiz bedrohenden äußeren Gefahr.

Den vielfachen Bemühungen gelang es am Ende, das Mißtrauen der Glarner zu beseitigen, so daß endlich am 25. Januar die Bundesbeschwörung „auf's feierlichste, rührendste und in bester Ordnung" vor sich ging, obgleich Basel, das schon vollständig revolutionirt war, seine Abgeordneten schon vorher von Aarau abberufen hatte. Wenige Tage vorher hatte die Tagsatzung auch eine Denk-

schrift an das Direktorium erlassen, in der sie sich bemühte, nachzuweisen, daß eine Umgestaltung der schweizerischen Verfassungen höchst unpraktisch wäre.

Zeigte sich in dem Akte des Bundesschwurs ein blasser Schimmer von Widerstandsfähigkeit, so wurde diese Demonstration durch die ganze Haltung der Tagsatzung Frankreich gegenüber vollständig wirkungslos gemacht. Die ganze Tapferkeit des „Congresses" richtete sich gegen die französischen Emigranten, deren allgemeine Fortweisung aus den schweizerischen Immediat- und Mediatlanden am 8. Januar beschlossen ward, mit dem verschärfenden Zusatze, „daß den l. Orten und Ständen die Vollziehung ihrer meistens schon selbst getroffenen Verfügungen auf's dringendste anempfohlen" wurde, „damit sie (die Emigranten) zu keiner unangenehmen Reklamation mehr Anlaß geben [196]."

Aber auch das Mittel persönlicher Gunst zu gewinnen, entblödete sich die Tagsatzung nicht und wandte sich deßhalb in merkwürdiger Selbsttäuschung direct an Bonaparte, an den sie unter Andern folgende schmeichlerische Worte [197]) richtete:

„Nahe und entlegene Völker bewundern in Ihnen einen Helden, der, mit vorzüglichen Talenten ausgerüstet, sich durch Thaten ausgezeichnet hat, zu denen die Geschichte kein ähnliches Gegenstück liefert. Solche Geistesgaben können nicht anders als mit den edelsten Gesinnungen und mit einer wohlwollenden Denkungsart gegen eine Nation vereinigt sein, welche Frankreichs benachbarte und älteste Verbündete ist und keine

weitergehenden Wünsche hat (!), als bei ihrem dermaligen Besitzthum und bei den schon seit Jahrhunderten genießenden wesentlichen Früchten der Freiheit ruhig zu verbleiben und mit allen sie umgebenden Staaten im besten Vernehmen zu leben ꝛc." Dieser Höflingsstyl war jedoch von eben so geringer Wirkung, als ein kurze Zeit nachher an Talleyrand erlassenes Schreiben, in welchem die Ergreifung einiger Vorsichtsmaßregeln hinsichtlich der Besetzung des Bisthums Basels durch die Franzosen offiziell angezeigt wurde, welche Maßregeln aber „weit davon entfernt seien, aus einer der guten Nachbarschaft nachtheiligen Absicht hervorzugehen [198])." Die Tagsatzung war dabei so naiv, den Minister, resp. das Direktorium, um Zurückziehung der französischen Truppen „zur Beruhigung der Eidgenossenschaft" zu ersuchen und benützte diesen Anlaß, „um Ihnen, Citoyen Minister, die Begierde unserer allseitigen hohen Constituenten an den Tag zu legen, mit der französischen Republik in den besten Verhältnissen zu bleiben."

So weit ging die Selbsttäuschung dieser furchtsamen Optimisten, daß sie sogar zu einer Zeit, als die französischen Truppen schon im Pays de Gex standen, den Plan faßten, auch das Bündniß mit Frankreich zu erneuern und zu diesem Behuf eine Deputation von 5 Mitgliedern nach Paris zu schicken, zu welcher auch Ochs gehören sollte, derselbe Ochs, welcher gerade in jenen Tagen in Paris seinen Entwurf einer einheitlichen, auf demokratischen Grundlagen ruhenden Verfassung für die ganze Schweiz vollendet hatte und nun mit Laharpe alles aufbot, um jene Aristokraten

zu stürzen, welche ihn in der letzten Stunde zu ihrem Repräsentanten ernennen wollten. Man war dabei so schlau, die Berathung über diesen Gegenstand auf einige Tage, nachdem er in der Tagsatzung angeregt worden war, hinauszuschieben, um den inzwischen in Aarau angekommenen Mengaud „unvermerkt auszuspüren, ob eine solche Gesandtschaft wohl aufgenommen würde[199]),“ worauf Mengaud, dessen Hauptaufgabe in Aarau war, die Repräsentanten der Tagsatzung in trügerische Sicherheit einzulullen und dadurch Zeit zu gewinnen, ohne dabei die geringsten Zugeständnisse zu machen, ihnen erwiederte, daß er nichts anderes glaube, als daß die Gesandtschaft dem Direktorium ganz angenehm sein würde und daß er darüber nach Paris geschrieben habe. Wohl mochten in diesem und jenem Kopfe Bedenken über den Erfolg dieses Strohhalmversuches auftauchen. Wenigstens schrieb der zweite Gesandte von Zürich, Rathsherr Hirzel, an seinen Sohn: „Das Direktorium läßt uns rathen, schreiben, antragen, ohne uns eine Antwort oder Gelegenheit zu weitern Erklärungen zu geben. Es gehet unterzwischen seinen verworrenen Gang fort und führt seine verderblichen Pläne aus. Daher sehe ich auch die Abordnung nach Paris als ein Hirngespinnst an. Die französische Regierung will sie nicht und wenn sie es auch wollte, so würde man für die Hauptsache nichts ausrichten. Denn allem Anschein nach ist es ein festgesetztes System, die Schweiz in eine Republik umzubilden. Dies hat Ochs dem Direktorium als thunlich und nützlich vorgestellt, mit Basel den ersten Versuch gemacht,

wo man jedoch einstweilen nicht weiter vorschreitet, sondern, bevor eine wirkliche Verfassung festgesetzt wird, noch abwarten will, bis ein Stand der Schweiz nach dem andern sich revolutionirt und fähig und empfänglich gemacht hat, einen Theil der einzigen Schweizer-Regierung auszumachen. Wie weit dies unselige Projekt bei aristokratischen Kantonen werde erzielt werden, steht dahin. Es wird mir aber je länger je wahrscheinlicher, daß, ehe die Demokratien dazu Hand bieten, sie sich viel lieber werden zertrümmern lassen. In dem Fall, daß also die ganze Schweiz in Eins kann umgeschaffen werden, würden wir vorliegende Stände in eine Art Lisiere der innern Schweiz gestaltet, welche wegen ihrem wenigen Betracht und der Erschöpfung ihrer Kräfte — denn wir müßten immer Frankreich den Preis der Umgestaltung theuer genug bezahlen — keinen Selbstbestand haben könnte, sondern sich ganz in Frankreichs Arme werfen müßte[200])." Diese vor der Besetzung der Waadt geschriebenen Worte, welche der heroische Widerstand der Urkantone gegen die französischen Raubhorden, sowie die ganze spätere Geschichte der Schweiz bis 1814 zu eigentlich prophetischen Worten machte, schließt Hirzel mit den eben so trostlosen als charakteristischen Reflexionen:

„Ich weiß wirklich nicht, welches das Bessere ist, ob sich wie Lämmer geduldig hinzugeben, oder einen kraftvollen Schwertschwung, erst nur zur Behauptung der Waadt, zu wagen. So etwas würde wenigstens uns Gründe an die Hand geben, jeden bewaffneten Eingriff von Oesterreich in die Schweiz abzulenken. Allein hiezu

müßte dieses Volk willig sein. Und das scheint mir so bearbeitet und wird es immerfort, daß ich wenig Hoffnung zu einem kräftigen Beistand habe. So wankt man von einer besorglichen Vorstellung zur andern über und glaubt ein Rettungsmittel in einem Phantome zu finden, das allsogleich der tappenden Hand wieder entwischt."

Der bekannte schwerfällige Gang der Verhandlungen in jener Zeit hatte wenigstens in diesem Falle das Gute, daß die Zusammensetzung der Gesandtschaft nicht zu Stande kam, bis die Tagsatzung selbst, auseinandergestäubt durch den Ausbruch des Krieges, sich auflöste und das Schifflein widerstandlos den stürmischen Wellen überließ. Wie es jedoch dieser Gesandtschaft ergangen wäre, ergibt sich aus dem Schicksal einer in jenen Tagen nach Paris geschickten Deputation der bedrohten Stadt Biel, der befohlen wurde, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden Paris zu verlassen, nachdem sie sogar einige Tage verhaftet worden war [201]).

Wenn übrigens die Tagsatzung gar wohl gethan hatte, mit der Absendung ihrer Gesandtschaft nach Paris sich nicht sehr zu beeilen, so war diese Lahmheit der von Frankreich her drohenden Gefahr gegenüber nur ein Zeichen mehr, wie alles kräftige Selbstvertrauen und jeder Gemeinsinn aus den Herzen gewichen war, um selbstsüchtiger Furchtsamkeit Platz zu machen. Schon das Verhalten der Tagsatzung Mengaud gegenüber, der seine Mission als Geschäftsreisender „in Revolution" mit großer Schlauheit in verschiedenen Kantonen durchgeführt hatte und der am

9. Januar in Aarau angekommen war, legte hierüber ein unzweideutiges Zeugniß ab. Mengaud, dessen Mission vorzüglich auch darin bestand, überall unter dem Volke Widerstand gegen die Regierungen vorzubereiten, im Fall die Tagsatzung einen bewaffneten Widerstand gegen Frankreich versuchen wollte, indem er die Freiheitswünsche und Hoffnungen der Unterthanen mit der Einmischung Frankreichs zu verbinden wußte, führte auch in Aarau seine Wühlerrolle mit solcher Schlauheit durch, daß die Abgeordneten ihm keine andere Absicht zuschrieben, als den Bundesschwur hintertreiben zu wollen [202]). Selbst der scharfsichtige Hirzel wußte Mengauds Sendung günstig zu deuten, indem er seinem Sohne schrieb: „Wenn Herr Mengaud nur anhören und nicht ganz diktatorisiren will, ist es vielleicht gut, daß man mündlich sich erklären kann. Hauptsächlich wird man von ihm vernehmen, was eigentlich das Direktorium will (!?). Denn bis dahin kann man aus seinem Benehmen gegen uns gar nicht klug werden." Am „allersonderbarsten" kommt es freilich Hirzel vor, „daß jetzt neuerdings wieder Anzeigen eingehen, Frankreich suche ein Bündniß mit der Schweiz, was wohl ein seltsames Mittel ergreifen heißt, um zu seinem Zweck zu gelangen und ordentlich den Balg der Katze hinterfür streichen, um sie zu gewinnen." Eine Ahnung des Richtigen blitzt dabei aus den Worten: „Aber wenn je etwas an der Absicht ist, so ist der Tuck dahinter verborgen, daß man diese Neigung zu Tag legen wird als einen Köder, womit die Popularstände [203]) desto eher dahin gebracht werden sollen, sich

nicht zu regen, wenn dann Frankreich hinzusetzt: Die Verbindung könne nicht Statt haben, bevor alle aristokratischen Formen in der Schweiz umgeändert seien." Wie wenig Vertrauen Hirzel übrigens auf die Person Mengaud's setzte, geht aus folgenden Worten hervor: „Der Gedanke wälzt mir das Herz im Leibe um, daß ein Geschöpf von der Art, dessen Ideengang sich kaum über das crapulose Leben und Weben eines garde du corps erhebt, der Friedensbote zwischen zwei Nationen sein soll. Man sieht aus dieser Wahl, wie man uns erniedrigen will; denn dieser Mensch kann und wird auch jetzt nicht mehr als einen porteurs d'ordres vorstellen, als wozu ihn Reubel anfänglich gebraucht und zu welcher Rolle ihn die Natur einzig fähig gemacht hat [204])." Und wenige Tage nach Mengauds Ankunft schreibt der gleiche Hirzel: „Davon ist nun gar keine Rede, daß Mengauds Gegenwart unsere Besorgnisse stille. Der Mensch kann über nichts eintreten, hängt lediglich an seinen Ordres und will keine Forderungen annehmen, welche denselben etwas entgegenstehen. Auch heißt es, er werde bald wieder abreisen."

Aber Mengaud reiste nicht ab, sondern unterminirte den Boden in Aarau unter den Augen der Tagsatzung, chikanirte dieselbe durch eine unbeliebige Forderung nach der andern, denen die Tagsatzung gewöhnlich schnellstens entsprach, viel rascher, als ihre eigenen wichtigsten Angelegenheiten gingen. So sehr steigerte sich die Frechheit des Mannes wie die unmännliche Furcht der Tagsatzung vor dem hinter Mengaud stehenden Direktorium, daß am Tage

des Bundesschwurs seine Agenten unter dem zuschauenden Volke sich bewegten und die allerdings ganz inhaltlose Feierlichkeit als ein reines Possenspiel bezeichneten und verhöhnten.

Die innere Hohlheit dieser patriotischen Phrasenkomödie sollte auch bald genug zu Tage treten, sowie die traurige Feigheit, welche den faulen Kern dieser Vertrauenspolitik bildete. Schon am Tage nach Ablegung des Bundesschwurs, am Vorabend des Einmarsches der Franzosen in die Waadt, da Bern auf's Harteste bedroht war und wiederholt die Tagsatzung um ihren Beistand angerufen hatte, kam dieselbe endlich zu dem Bewußtsein, „daß die französische Regierung sich durch einen ihrer Generale auf der Gränze und durch ihren Residenten in Genf die Einmischung in die schweizerischen Angelegenheiten und Schützung aller Insurgenten erlaube.“ Aber auch jetzt noch, da der bedrohte Mitstand Bern, die Hauptstütze und der rechte Arm des damaligen politischen Systems, in so großer Gefahr sich befand, bewirkte die Erkenntniß derselben nichts weiter, als die Erlassung eines Schreibens, welches nicht einmal an das Direktorium, sondern nur an Mengaud gerichtet war, in welchem dem willfährigen und untergeordneten Agenten bemerkt wurde, daß die Tagsatzung „mit Befremden jene Einmischung durch die Briefe des Generals Menard ersehe, ihm (Mengaud) die daherigen Folgen vorstelle und ihn ersuche zu bewirken, daß, falls das Direktorium zu solchen Schritten wirklich Vollmacht ertheilt hätte, es damit

einhalten möchte." Die gleiche schwächliche Vorstellung wurde auch an Talleyrand abgesandt und gleichzeitig General Menard angegangen, „daß er in Erwartung neuer Verhaltungsbefehle von Paris mit allen fernern Schritten einhalten möchte." Bern dagegen war so gut als abgewiesen mit einer unter diesen Umständen doppelt zweideutigen „Belobung seiner Klugheit, daß bis jetzt die deutschen Truppen nicht weiter vorgerückt seien [205])."

Schlag auf Schlag folgten nun die Berichte von dem Einmarsche der Franzosen in die Waadt, der Revolution in Basel und den politischen Stürmen, die in Zürich, Schaffhausen, Appenzell-Außerrhoden, Luzern und anderswo ausbrachen. Ueber die Wirkung, welche diese Ereignisse auf die in Aarau versammelten Väter des Vaterlandes im ersten Augenblicke ausübte, berichten die bernischen Abgeordneten dem Geheimen Rathe: „Einmüthig mußte man finden, daß unser h. Stand wirklich im Fall sei, die eidgenössische Hülfe aufzumahnen und erkannten von der Tagsatzung aus ein Circular an alle l. Stände und Orte, um ihnen die schleunige Gewährung dieses Zuzugs bestens zu empfehlen." Doch wird schon am Schlusse dieses Schreibens berichtet, „daß einige l. Gesandtschaften bedauerten, daß ihre l. Stände selbst in einer Lage wären, wo sie nicht so viel thun könnten, als sie wohl wünschten."

Schon vor Leistung des Bundesschwures waren die Abgeordneten von Basel nach Hause gerufen worden, welchem Beispiele nun mehrere andere Stände folgten. Die

Tagsatzung, höchst bezeichnend für ihre absolute Unfähigkeit, den Ernst der Lage und die Forderungen der Zeit zu erkennen und kräftige einheitliche Maßregeln gegen die immer drohender heranrückende Gefahr zu treffen, berieth noch in diesen letzten Tagen, da die Flamme der Revolution überall aufzulodern begann, eine Anleitung für die Landvögte in den in voller Gährung begriffenen gemeineidgenössischen Unterthanenländern, wobei sie die Unterthanen durch matte Aussichten auf einzelne geringe Veränderungen wieder zu gewinnen hoffte. Vollständig ließ sie aber die Maske der Tapferkeit und des eidgenössischen Brudersinnes fallen in dem folgenden höchst charakteristischen Schreiben an Bern vom 30. Januar[206]):

„Wir nähren zu Eurer tiefen Einsicht und vaterländischen Sorgfalt das begründete Vertrauen, daß ihr vereint mit den Eidgenössischen Repräsentanten (einzelner Kantone, die sich damals gleichzeitig mit der Aarauer Tagsatzung in Bern befanden) und in gemeinschaftlicher Berathung mit denselben alles anwenden werdet, um durch angemessene schriftliche Vorstellungen an die französischen Militärpersonen oder durch persönliche Abordnungen noch größere Gefahr von dem Vaterlande abzuwenden, zumal bei denselben solche gegenseitige Erklärungen anzubahnen, welche über die Absichten des französischen Direktoriums und seiner in Folge dessen aufgestellten Befehle eine zuverlässige Auskunft geben können: welche Einleitung in Absicht auf Vorstellungen bei den Militärstellen um so nöthiger ist, weil

man bei der hiesigen diplomatischen Behörde (Mengaud) zu keiner erwünschten Erklärung gelangen kann, indem Herr Mengaud weder von dem Minister noch von dem Herrn General erforderlich benachrichtigt ist (??). Sowohl diese Rücksicht, daß hier nicht wohl etwas Fruchtbarliches durch weitere Unterhandlungen erzielt werden kann, als andere Beobachtungen haben uns auf den Entschluß gebracht, die hiesige Tagsatzung abzubrechen und auf Donnerstag für einmal (und für allemal) auseinanderzugehen."

Mit diesem traurigen Beschlusse, Bern auf sich selbst anzuweisen und zudem mit der zaghaften Empfehlung, sich doch nur der friedlichsten Mittel zu bedienen, da ein energisches Auftreten ja leicht „eine noch größere Gefahr" heraufbeschwören müßte, zogen die Repräsentanten der ihrem Untergange mit Riesenschritten entgegengehenden schweizerischen Aristokratie mit ihren Weibeln, Reitern, Köchen und Perruquiers nach Hause. Bern war gefallen, noch ehe ein französischer Soldat sein Gebiet betreten hatte.

Doch eine Erfahrung sollte die Tagsatzung am letzten Tage ihres Beisammenseins noch machen, die vollkommen geeignet war, ihr über das Verhältniß, in welchem Frankreich sich zur Schweiz stellte, die letzten Zweifel zu nehmen. Mengaud übergab ihr nämlich in einer am 1. Februar eingereichten Note, somit nach der Besetzung der Waadt durch die Franzosen eine Abschrift der Schutzbriefe, welche er im Auftrag seiner Regierung an diejenigen Schweizer

austzutheilen bevollmächtigt war, die sich weigerten, die Waffen gegen Frankreich zu ergreifen. Die superklugen Perrücken schienen aber den Hohn, der in dieser Zumuthung lag, nicht zu merken oder waren feig genug, ihre Entrüstung nicht merken zu lassen, sondern sprachen sich am Schluß des Abschiedes auf die zahmste Weise dahin aus: „daß der Inhalt dieser Zuschrift die l. Session sehr befremden mußte, indem kein Zweifel darüber walten könne, daß die Eidgenossenschaft, weit entfernt eine feindselige Absicht gegen die französische Republik zu hegen, das beste Verhältniß mit derselben zu unterhalten wünschte." Die Feigheit, welche in dieser Haltung gegenüber einer so übermüthigen Herausforderung liegt, bedarf keines weitern Commentars.

So wie die Tagsatzung geschlossen und die Abgeordneten, vielleicht noch nicht einmal alle, zu den Thoren hinaus waren, wurde noch am gleichen Tage ein schon vorher bereit gehaltener Freiheitsbaum in Aarau aufgepflanzt und ein Mittagsmahl zu Ehren der Revolution gehalten, an welchem Mengaud noch rasch Theil nahm, um am folgenden Tage nach Basel abzureisen [207]).

Wir haben an früherer Stelle bemerkt, daß die gleiche Unentschlossenheit, welche die Tagsatzung beherrschte, auch in Bern in reichem Maße vorhanden war. Als Führer der Friedenspartei, welche noch immer durch Concessionen und Unterhandlungen die Gefahr abwenden zu können hoffte, stand Seckelmeister v. Frisching, Mitglied der obersten Verwaltungsbehörde, des sogenannten täglichen Rathes

und dessen diplomatischen Ausschusses, des Geheimen Rathes, während Schultheiß von Steiger und General von Erlach zu energischen Maßregeln drängten. Roverea bezeichnet das Verfahren der ersteren, den Gang der Dinge bestimmenden Partei mit den Worten: „Man begnügte sich mit demüthigen Protestationen nach Außen und unfruchtbaren Proklamationen im Innern“. . . . Roverea verlegt den Sieg der Partei Frischings schon in den Anfang von 1793 und sagt, daß schon von jener Zeit an die muthigen Magistraten mit Schultheiß Steiger weniger gehört wurden. „Ihre als übertrieben bezeichneten Ansichten wurden fortwährend bekämpft und gewöhnlich verworfen. Man hat selbst behauptet, daß das Geheimniß der Abstimmung verletzt und verkauft wurde, eine zu abscheuliche Vermuthung, als daß ich sie bestätigen möchte. Von jener Zeit an wurden alle jene Männer, die sich am Entschiedensten gegen das neue Regiment in Frankreich ausgesprochen hatten, aus den öffentlichen Stellen entfernt; es schien, als ob man die Köpfe und Arme, welche im Augenblick des Schiffbruchs die Trümmer des bernischen Staates hätten retten können, von vornherein zu paralysiren beabsichtigte [208]).“

Ende Januar, als die Revolution der Waadt vollendet, im Aargau eröffnet war und auch im deutschen Kantonstheil schon einzelne Anzeichen von Unruhen sich kundgaben, ward endlich im Großen Rathe von Bern die Nothwendigkeit constitutioneller Aenderungen empfunden. Rathsherr von Mutach stellte den von Steiger selbst halb und halb unterstützten Antrag, Ausgeschlossene von Stadt und Land

in den Großen Rath aufzunehmen, um die Landschaften dadurch an Bern zu fesseln. In Folge dieses zum Beschluß erhobenen Antrages, in welchem jedoch das Patriciat und dann die Bürgerschaft von Bern unverhältnißmäßig bevorzugt blieben, wurden in den in seiner vollen Zahl rein aus patricischen und bernburgerlichen Geschlechtern bestellten Großen Rath 52 sogenannte Deputirte aufgenommen, unter denen der spätere Minister Rengger und die Mitglieder der helvetischen gesetzgebenden Räthe, Bay und Lüthard, sich befanden. Die meisten dieser „Ausgeschossenen" waren jedoch Beamte, somit mehr eine Art von sogenannten Vertrauensmännern als selbständige Deputirte. Am 2. Februar trafen sie in Bern ein und schon am folgenden Tage wurde der Beschluß gefaßt, eine Commission zu ernennen, um „den Plan zu einer verbesserten Staatsverfassung zu entwerfen [209]." Was der liberale Bonstetten von dieser Aenderung hielt, geht aus einem kurze Zeit vorher an Fr. Brun abgesandten Schreiben hervor, in dem er unter Anderm sagt: „Eine Regierung in Zeit der Gefahr ändern, ist ein elendes Mittel [210]."

Während in Bern die Regierung durch diese schwache Concession einen volksthümlichen Anstrich sich zu geben bemüht war und das etwas veränderte Institut rasch dazu benützte, um ein, „die Regierung und das durch seine Repräsentanten mit derselben vereinigte Volk" unterzeichnetes Schreiben an das Direktorium zu erlassen, in welchem die wärmsten Freundschaftsversicherungen für das französische Volk ausgesprochen und die Zurückziehung der fran-

zösischen Truppen verlangt wurde, marschirten die Franzosen von beiden Seiten vorwärts. Unterdessen war in Bern ein von Mengaud aus Basel abgesandtes Ultimatum angelangt, in dem eine vollständige Beseitigung der bestehenden Regierungsform und die sofortige Einführung einer demokratischen Verfassung verlangt wurde, welches Begehren eine von Basel an Bern abgesandte Deputation lebhaft unterstützte. Gleichzeitig eröffnete Mengaud den bernischen Deputirten in Basel, er habe Befehl zum Angriff erhalten und denselben der Regierung von Bern nur darum nicht notificirt, um ihr Zeit zu lassen, das einzig mögliche freundliche Mittel noch anzuwenden [211]. Zugleich richtete aber Mengaud ein Schreiben an sämmtliche eidgenössische Stände, in dem er versuchte, die französischen Rüstungen als einzig gegen die „lasterhafte und verderbte" Regierung Berns gerichtet und keineswegs zur Ausführung von Eroberungsplänen bestimmt zu bezeichnen, um dadurch Bern die Hülfe der Eidgenossenschaft zu entziehen. Luzern, in dem ebenfalls eine vollständige Staatsumwälzung in demokratischem Sinne stattgefunden hatte, erklärte auch sofort, daß seine Truppen nicht dazu vorhanden seien, um die bernische Aristokratie zu schützen.

Um von dem eigentlich chaotischen Zustande, der damals in der ganzen Schweiz herrschte, ein anschauliches Bild zu erhalten, flechten wir hier als an passender Stelle die Mittheilungen ein, welche Bonstetten seiner dänischen Freundin Mitte Februar machte [212]. Bonstetten reiste damals auf einige Tage nach Rastatt und erzählt:

„Schon zu Fraubrunnen waren die guten, reichen Wirthsleute fast wahnsinnig vor Schrecken. Ueberall war Landsturm. In Dorf und Wald, auf Straße und Berg hörte man Aechzen und Seufzen, aber überall erscholl das Geschrei: „Alle Schweizer bis auf den letzten Mann mit Weib und Kind müssen sterben, ehe man sich dem Franken ergebe.“ In dem Walde nahe bei Solothurn stießen wir auf vierzig bis funfzig Mann, die in der Finsterniß von nichts als Mord und Zerreißen schrieen. In der Stadt Solothurn hätte man die erste verdächtige Person in Stücke gehauen. Die Regierung hatte ihre Gewalt niedergelegt, um sich nach dem französischen Willen zu demokratisiren; sobald aber das Volk versammelt ward, schrie alles: „die Regierung soll bleiben!“ und die ganze Pöbelwuth brach über die Urheber der Demokratisation los. Kinder liefen wie Bacchanten herum, jedes mit einem Scheit in der Hand, hinterher die bewaffneten Bauern. Die vornehmsten Senatoren (Regierungsmitglieder) wurden von den Kindern geschlagen und hätte einer nur die geringste Bewegung gemacht, so wäre er augenblicklich getödtet worden, weßhalb der Magistrat alle Patrioten zu ihrer Rettung einstecken lassen mußte. In der ganzen Nacht, die ich in Solothurn zubrachte, wurden alle Häuser und Winkel durchsucht und oft bestürmte man meine Thüre. Den folgenden Tag begrüßten mich einige Weiber mit den Worten: „Gott bring Rettung in's Land!“ Der Paß über den Weißenstein führt aus dem Kanton Solothurn und links in das Bisthum Basel, in dem die französische Armee steht, so daß alle mit

Angst das drohende Gebirge anblickten. Steigt man bergab, so ist der Fanatismus umgekehrt, denn die Basler sind fanatische Revolutionäre. An der Gränze stehen auf dem Gipfel eines Hügels die Ruinen des jüngst abgebrannten Schlosses Wallenburg. In jedem Dorfe stehen ein Dutzend Freiheitsbäume. Die Einwohner singen und arbeiten wie im tiefsten Frieden; es ist aber eine trotzige Munterkeit, denn aus allen Zügen schaut Zorn und Trotz. Jedes Wort, das irgend zweideutig scheint, reizt sie zur Wuth und ich hatte alle meine Gewandtheit und meine Physiognomie nöthig, um mit ihnen nur sprechen zu können. Auch ist, besonders auf den Gränzen, alles unter den Waffen. Der Hauptsitz des Fanatismus soll aber Liestal sein, ein Städtchen, in dem ich übernachten mußte. Ein Soldat führte mich in den Palatio, den Sitz der provisorischen Regierung, die aus sechs Bürgern oder Bauern bestand, mit einer Schildwache vor der Thüre. Da hatte Jeder das Haupt bedeckt. Der Eine instruirte einen Criminalproceß, der Andere sah meinen Paß durch; jeder arbeitete an seinem Geschäfte und so lief Alles bunt durcheinander. Seit drei oder vier Wochen waren diese Leute in Permanenz, ohne an einem andern Orte zu schlafen, als in jenem Zimmer, so daß von Nyon bis Basel alle Revolutionäre wirklich das Fieber haben. Derjenige, welcher meinen Paß visirte, sagte mir mit Nachdruck: „Sie werden zu Basel am Thore Ihren Namen angeben." — Ja, wenn man mich frägt! „Gefragt oder ungefragt," war die Antwort. Ich sprach Vieles mit dem Soldaten, der mich nach Hause

führte, mich sehr cordial behandelte und mir Alles erklären wollte, aber keinen andern Begriff hatte, als daß wir Alle Brüder in Adam wären."

In ähnlichen Zuständen befand sich die ganze übrige Schweiz, in der kaum ein Kanton aufzuzählen war, in welchem nicht demokratische Bewegungen ausgebrochen oder schon zum Siege gelangt waren. Bonstetten hatte seine Kinder schon Mitte Februar nach Trub, einem der hintersten Dörfer des Emmenthals, geschickt und bereitete sich zur Flucht nach Kopenhagen vor, wohin er von den Gatten Brun eingeladen worden war.

Mengaud, im Einverständnisse mit Brüne, der sein Hauptquartier schon in Payerne hatte und mit dem, Brüne ebenfalls untergeordneten, General Schauenburg, der das im Bisthum Basel aufgestellte Armeecorps befehligte, behielt nur deßhalb noch den Weg diplomatischer Unterhandlungen offen, weil Brüne seine Streitkräfte noch nicht völlig gesammelt hatte, da Schauenburg's Truppen von den seinigen noch zu weit entfernt waren, um ein rasches Zusammenwirken möglich zu machen. Diese Zwischenzeit wollte von Erlach, der ehemalige Zuhörer J. Müllers, der zum Oberbefehlshaber der bernischen Armee ernannt worden war und die immer mehr um sich greifende Unzufriedenheit der Truppen mit Schrecken bemerkte, zu einem raschen Angriffskriege benützen, in der Absicht, die noch getrennten französischen Corps vereinzelt zu schlagen. Er erschien deßhalb unvermuthet am 26. Februar von vielen Offizieren begleitet vor dem Großen Rathe und stellte demselben in

begeisterter Rede vor, daß der Waffenstillstand zu Ende gehe, daß eine längere passive Haltung den guten Willen und die feste Entschlossenheit der Truppen lähmen, den Staat zu Grunde richten müsse und daß der Augenblick gekommen sei, sich zu entschließen, ob man mit Schimpf und Schande bedeckt das Vaterland den schändlichsten Räubereien preisgeben, oder es mit dem Bewußtsein der guten Sache und im Vertrauen auf Gott versuchen wolle, die Ehre und alles, was man auf Erden Heiliges und Theures habe, zu retten. In diesem Falle bat er sich die Vollmacht aus, nach fruchtlos ausgelaufenem Waffenstillstand zu thun, was er für rathsam halte, um zu diesem Zwecke zu gelangen.

Der Eindruck dieser männlichen, energischen Worte muß ein gewaltiger gewesen sein. Unser Berichterstatter[213]), der selbst Mitglied des Großen Rathes war und dieser Sitzung beiwohnte, erzählt: „Nach einer vierstündigen Berathschlagung, die mir ewig unvergeßlich sein wird, wo in der ganzen Versammlung kein einziges Auge trocken blieb, wurde einmüthig (mit einziger Ausnahme von zwei Stimmen, die wahrscheinlich auf Abgeordnete aargauischer Städte fielen) beschlossen, dem General die gewünschten Vollmachten zu ertheilen. Doch schon eine Stunde nach der Fassung dieses Beschlusses erschien ein Adjutant Brüne's in Bern mit einem Schreiben an die beiden Abgeordneten, die beauftragt waren, mit ihm zu unterhandeln und worin er sie einlud, am 27. mit Vollmachten versehen in Payerne einzutreffen. Die Abgeordneten reisten auch wirklich ab,

jedoch mit der Instruktion versehen, den Waffenstillstand um keine Stunde zu verlängern. Da jedoch Brüne die Verhandlungen unter verschiedenen Lockungen fortzuführen wußte, gewann die Furcht wieder die Ueberhand, so daß der Große Rath am 1. März mit 145 gegen 3 Stimmen beschloß, eine demokratische Verfassung einzuführen, d. h. Brüne's Ultimatum, welches außerdem die Auflösung der bestehenden und die Einsetzung einer provisorischen Regierung, sowie die sofortige Entlassung der bernischen Truppen verlangte, theilweis anzunehmen. Ueber diese neue Concession stieg die Erbitterung der Truppen auf's Höchste, so daß schon Manche erklärten, nicht mehr zum Angriffe sich brauchen zu lassen und Divisionscommandant von Graffenried seine Entlassung verlangte. Auch Bonstetten, der mit dem jungen Carl Ludwig Haller, dem spätern Restaurator, Professor Tscharner und Andern die neue Constitution entwerfen sollte, bemerkte hierüber: „Die Franzosen sind mit der Execution ihres Werkes fertig, ehe die Herren Professoren die Dinte an der Feder haben [214].“

Wir erinnern uns, daß die Tagsatzung das Bittschreiben Berns um bewaffnete Hülfe den Ständen mittheilte und ganz blieb diese Hülfe trotz der allgemeinen Anarchie nicht aus. Luzern schickte zwar statt Truppen den Rath, Bern solle eine auf den Grundsätzen des Naturrechts beruhende Verfassung annehmen und „alle persönlichen, aristokratischen und übrigen ausschließenden Standesvorzüge“ aufheben. Schaffhausen versprach Hülfe in jener zukünftigen Zeit, sobald der Friede zwischen Stadt und

Landschaft hergestellt und auf einen dauerhaften Fuß gegründet sei; sobald es von dieser Seite beruhigt sei, werde es „auch einen Blick auf auswärtige Verhältnisse werfen und niemals vergessen" daß sie Schweizer und Eidgenossen seien. Am naivsten äußerte sich jedoch Wallis, das seine Ablehnung wie seine Nachgiebigkeit gegenüber den Unterwalliser Unterthanen in folgender Weise motivirte: „Es scheinet Unser in St. Morizen residirender französischer Resident Mangourit, der (wie er sich selbsten schmeichelt) das Waadtland organisirt, habe auch diesen Aufstand bei uns unterstützt oder gar bewürket. Bei so gestalten Sachen und bedenklichen Umständen waren wir so zu sagen gezwungen, Unseren ehemaligen Unterthanen freundliche Vorschläge zu machen, ja mit ihnen in eine aufrichtige Unterhandlung zu treten, welche sich vermittelst unterschiedlichen Bedingnissen auf ihre Freilassung oder gar ihre Verbrüderung beziehet, von welcher wir in Gefolge der Zeit den guten oder üblen Erfolg mitzutheilen nicht ermanglen werden. Nur die Gefahr des Eindringens der Franzosen in unsre Lande haben uns auf diesen Gedanken gebracht[215])." Nur sechs Stände, Zürich, Uri, Schwyz, Glarus, Appenzell-Außerrhoden und die Stadt St. Gallen schickten dem bedrängten Bern eine schwache Hülfe zu, im Ganzen 3260 Mann, die unter den Oberbefehl des Generalquartiermeisters von Graffenried gestellt wurden, während nach dem Defensionale von 1629 die schweizerische Wehrkraft auf mehr als 40,000 Mann festgesetzt ward[216]).

Unter all den Unterhandlungen rückte Schauenburg mit

15,000 Mann über Dornach mit solchem Erfolge vorwärts, daß Anfangs März dem Kampfe auf der ganzen Linie kein Hinderniß mehr entgegenstand. Am 2. März kapitulirte Solothurn, ohne einen Schuß zu thun, während vom Süden her General Pigeon, der das in der Waadt befindliche Corps commandirte, über Chatel St. Denys und Romont nach Freiburg vorrückte, das ebenfalls kapitulirte, indessen Schauenburg und Brüne von Nordwesten heranzogen. Das Schicksal Berns erfüllte sich unter diesen Umständen rasch. Panischer Schrecken ergriff die souveräne Behörde und unter dem Drucke dieser Stimmung beschloß sie am 3. März mit 81 von 128 Stimmen, die Forderungen Brüne's vollständig anzunehmen. Von diesem Beschlusse wurde Brüne sofort Kenntniß gegeben, der jedoch keine Notiz mehr davon nahm, da die Vereinigung beider Corps zu gemeinsamer Operation möglich geworden und der Waffenstillstand schon am 2. März abgelaufen war.

Der dritte März verlief ohne wichtigere kriegerische Ereignisse, nur daß bei den einander fortwährend widersprechenden Beschlüssen und Befehlen Verwirrung und Ungehorsam im bernischen Heere furchtbar um sich griffen. Schon im Verlaufe dieses Tages berichtete v. Erlach, daß eine ganze Dragonercompagnie nach Hause marschirt sei, ohne Abschied zu nehmen und einer seiner Divisionscommandanten, L. v. Wattenwyl, meldete, daß er sich nach Bern zurückziehe, weil er von seinen Truppen vollständig verlassen sei[217]). Nach Mitternacht schrieb v. Erlach folgenden Verzweiflungsruf: „Alles was ich Euer Gn.

gestern vorhergesagt, erfüllt sich stündlich. Von 8 Bataillons, die ich geglaubt hatte hier (in Wylhof, womit wohl das zwei Stunden von Bern entfernte Hofwyl gemeint ist) zu concentriren, sind bis jetzt nur zwei angelangt. Von dem einen dieser Bataillons sind drei Compagnien ungeachtet aller möglichen Mühe nach Hause gezogen, gleichwie eine Jägercompagnie und eine Compagnie Scharfschützen, so daß ich mit einer Compagnie dem Feinde widerstehen soll. Von den zwei Füsilirbataillons hat eines gar nicht marschiren wollen, und von dem andern hat mir Major Manuel schon dreimal sagen lassen, daß sie vor Verfluß einer Stunde nach Hause ziehen werden.

„Seit gestern Morgen habe ich alles angewandt, um zu beweisen, daß ich meinen Posten nicht verlassen wolle, werde denselben aber mit meiner einzigen Person bekleiden müssen. Alles Volk schreit Zeter über die Offiziere und ist überzeugt, daß sie es verrathen und verkauft haben. Da stehe ich mit meinen 8 Kanonen vom gröbsten Geschütz, einer Compagnie Infanterie und dem eidgenössischen Contingent von Schwyz. Nicht klagen will ich — nur meinen schuldigen Bericht abstatten. Alle Befehle, die ich gestern ertheilt habe, sind widersprochen worden, oder sind unausgeführt geblieben. Wenn ich angegriffen werden sollte, können E. Gn. erwägen, wie viel ich Ihnen nützen könnte [218])."

Sonntag den 4. März hielt der Große Rath von Bern seine letzte Sitzung, in welcher die ungesäumte Auflösung der alten und Niedersetzung einer neuen provisorischen Re-

gierung beschlossen wurde, welche, sofort gewählt, aus einem natürlichen Schamgefühle zu der letzten Forderung Brüne's, der sofortigen Entlassung der Truppen, sich jedoch nicht entschließen konnte. Schultheiß Steiger stieg mit ruhiger Würde von seinem erhöhten Sitze herab und sein letztes Wort, als Jemand den Gedanken einer Kapitulation anregte, war, daß er für seine Person unter keinen Umständen in eine solche eingeschlossen sein wolle. Als der Stadtmajor v. Muralt ihm zur Begleitung eine Wache anbot, entgegnete er mit würdigem Stolze: „Was bedarf es dessen? Im Bewußtsein erfüllter Pflichten kenne ich keine Furcht!“ Der edle Greis verließ nach wenigen Stunden seine Vaterstadt, um sich zu Erlach auf das Schlachtfeld zu begeben, betrauert selbst von seinen politischen Gegnern. Bonstetten, welcher wie es scheint dieser letzten Sitzung des Großen Rathes beiwohnte, bemerkt in dem diesfälligen Berichte an F. Brun: „Diesem Schultheißen kann ich nichts vorwerfen, als daß seine Seele zu groß für einen kleinen Staat war [219]).“ Der Eindruck, den Steigers würdevoller Rücktritt sowie die mannhafte Haltung Erlachs zurückließ, war so groß, daß der Gedanke des Widerstandes in dieser letzten äußersten Stunde alle andern zurückdrängte und noch am 4. März erließ die Militärcommission der Regierung folgenden Aufruf [220]):

„Jedem braven Schweizer, der sein Vaterland vertheidigen will, wird anmit empfohlen, sich alsogleich, er mag sich befinden wo er will, an seine Compagnie und Bataillon anzuschließen. Es geht vorwärts den Gränzen zu,

um den gemeinsamen Feinde abzutreiben. Schon fällt der Bericht, daß er bei Aarberg geschlagen. (!) Auf, auf! brave Leute! Muth, Gehorsam und Zutrauen in Eure Offiziers! Sie werden Freud und Leid mit Euch theilen."

Dieser Aufruf zeigt aber nicht nur das zu späte Aufflammen des alten Bernermuthes, sondern ist zugleich ein trauriges, offizielles Bekenntniß der überall eingerissenen Demoralisation.

Unter diesen trüben Aussichten brach der Morgen des Schicksalstages, der 5. März, an. Die bernische Armee war im Ganzen noch immer gegen 17,000 Mann stark, aber zerstreut, indem an den Stellen, wo die entscheidenden Streiche geführt wurden, bei Neueneck und im Grauholz, nur etwas über 10,000 Mann standen. Roverea befehligte 3500 Mann, während gegen 3000 Mann der eidgenössischen Zuzüger als Besatzung in Bern und dessen nächster Umgebung sich aufhielten, ohne an dem Kampfe Theil zu nehmen. Den obenerwähnten 10,000 Bernern rückten nun von Solothurn und von Freiburg her 25,000 kriegsgeübte Franzosen entgegen. Erlach, der nur 3500 Mann direct unter sich hatte, wünschte zwar, seine sämmtlichen Truppen näher bei der Stadt zu vereinigen, um den Feind an einem günstigen Punkte mit seiner ganzen Macht zu überfallen. Die neue Kriegscommission befahl ihm jedoch ausdrücklich, die ganze ausgedehnte Stellung zu behaupten.

Als der Zusammenstoß schon stattgefunden hatte, beschloß endlich die provisorische Regierung die Sturmglocke,

zugleich die Sterbeglocke des alten Bern, anziehen zu lassen, worauf das Volk in der Umgegend in Masse sich erhob und Männer, Frauen, Jungfrauen und Greise in den Kampf zogen, wo sie Wunder der Tapferkeit verrichteten. Schon waren in früher Morgenstunde die Franzosen über die Sense gerückt und hatten den bei Neueneck stehenden Obersten von Graffenried durch ihre unverhältnißmäßige Uebermacht nach tapferm Widerstande gezwungen, sich nach Bern zurückzuziehen, während ein kleines Corps, das Bataillon Wurstemberger, welches bei Laupen ein anderes französisches Corps über die Sense zurückgeschlagen hatte, den unerwarteten Befehl zum Rückzuge erhielt. Als nun die Sturmglocke ertönte, traten unrühmlicher Weise die eidgenössischen Zuzüger den Rückweg in die Heimath an. Dagegen brachen zwei Bataillone des bernischen Regiments „Thun" gegen Neueneck auf, die sich auf der Straße nach Neueneck mit einem dritten Bataillon des gleichen Regiments vereinigten, an welchen Kern noch einige kleinere Abtheilungen sich anschlossen, so daß die ganze Schaar mit Einschluß einer bereits weiter vorgerückten Scharfschützencompagnie etwa 2300 Mann stark sein mochte. Mit diesem tapfern Haufen zog nun Oberst v. Graffenried nach 9 Uhr Morgens den Franzosen entgegen, welche nach einem furchtbaren Kampfe zum zweiten Mal über die Sense zurückgeschlagen wurden. Mit dem Bajonnet und Flintenkolben, mit allen Waffen, die Muth und Verzweiflung den angeschlossenen Freiwilligen in die Hände gegeben hatten, von den begeisterten Bataillonen, von dem Landsturm, Greisen

und Weibern zurückgetrieben und hitzig verfolgt, wichen die Sieger von Italien in wilder Flucht durch die Sense zurück und erlitten noch von der letzten Anstrengung des sterbenden Bern eine beinahe schimpfliche Niederlage. Achtzehn Kanonen, zum Theil diejenigen, welche man bei dem nächtlichen Rückzuge hatte stehen lassen, waren die Früchte dieses Sieges. Weit und breit war das Kampffeld von erschlagenen Feinden bedeckt und nach Freiburg allein wurden nicht weniger als 400 verwundete Franzosen gebracht, während der Bericht des Obersten von Graffenried den bernischen Verlust auf 150 Todte, die alle in Neueneck begraben wurden und deren Namen noch heute in einer Marmortafel eingegraben stehen, und 50 Verwundete angab. Um so schmerzlicher wirkte auf die heldenmüthige Schaar die Nachmittags 3 Uhr bei ihr anlangende Nachricht von der Kapitulation Berns[221]).

Während dieser Ereignisse im Süden der Stadt zog Erlach, nachdem seine Vorposten von Fraubrunnen (an der Straße nach Solothurn) an durch die Truppen Schauenburgs theils zersprengt, theils zurückgedrängt worden waren, seine kleine Macht im Grauholz, einem keine zwei Stunden von Bern entfernten Wäldchen zusammen. Dort entspann sich noch ein wüthender Kampf, der besonders in Erlach's und Schultheiß Steiger's Nähe am Heftigsten tobte. Steiger, auf dem Stamme einer gefällten Eiche stehend, sprach den Treugebliebenen fortwährend Muth zu, während die feindlichen Kugeln ihn von allen Seiten umsausten. Die tapfere Schaar mußte sich aber vor der mehr

als vierfachen Uebermacht zurückziehen. Ganz nahe bei Bern angelangt suchte jedoch Erlach, unterstützt von einigen Unteroffizieren und unter dem Sturmgeläute der nahen Hauptstadt, die fliehenden Schaaren wieder zu sammeln und dem Feinde nochmals entgegenzuführen. Noch feuerte eine berner Batterie über das Feld, welches bereits von den Kugeln der leichten französischen Artillerie bestrichen wurde, als mitten in diesem Gewirre ein Parlamentär aus der Stadt herbeieilte und unter dem sich kreuzenden Kanonenfeuer einen im Namen Frisching's aber ohne dessen Vorwissen erlassenen, doch nachträglich von ihm anerkannten Kapitulationsvorschlag den Franzosen überbrachte, laut welchem Bern übergeben und die Truppen entlassen werden sollten, wogegen man Sicherheit der Personen und des Eigenthums verlangte. Schauenburg nahm die Kapitulation an und im Laufe des Nachmittags war das stolze Bern, die Grundveste der schweizerischen Aristokratie, von den französischen Truppen besetzt. Die Hauptstadt selbst, wo Schauenburg strenge Kriegszucht hielt, wurde mit Plünderung verschont und nur einzelne Soldaten verübten vereinzelte Excesse. In der Umgegend waren hingegen Raub und Frauenschändung an der Tagesordnung. Wenige Tage nach dem Einzug der Franzosen gab Bonstetten folgende um ihrer stoßweisen zerrissenen Sprache doppelt interessante Schilderung des Zustandes von Bern [222]):

„Ach, in Bern! Da wimmelt alles von Husaren, Soldaten und Freiheitsbäumen. Auf allen Straßen abscheulicher Koth. Ganze Detachements Husaren sprengen durch

die Arkaden. Pferde in den Hausgängen; Verzweiflung von allen Seiten. Die berauschten berner Soldaten, in Verzweiflung über die Anführer und sogenannten Generale, hieben sie in ihrer Wuth in Stücke*). Drei schossen auf Varicourt[223]). Ach, er hat eine Kugel in der Brust und kann nicht sterben. Wohin soll er fliehen? Bauern, Franzosen, Elend, kein Fuß breit Erde, wo er ruhen kann. Ein Rathsherr, den der Pöbel mißhandelte, hat sich plötzlich erschossen (?). Der Schatz ist geplündert[224]), eine Kirche wird als Stall und Kaserne gebraucht, viele Wohnhäuser vor der Stadt sind halb zerstört, Weinfässer in Stücken, Betten zerhauen. Ich hatte 29 Soldaten im Hause. Niedergeschlagenheit, Thränen neben dem Gepfiff und Gesang der Husaren; verlassene Kanonen auf den Straßen und Wiesen, auch Todte. Die Straßen unsicher, so daß man ohne Bewilligung sich nicht regen kann."

Und doch war, trotz dieses trostlosen Zustandes, in Bern unter den siegreichen und plündernden Franzosen größere Sicherheit zu finden, als unter den tobenden, von dem Wahne, verrathen worden zu sein, geblendeten Haufen berner Milizen und Landstürmler. Schultheiß von Steiger wurde in der allgemeinen Flucht mitgerissen. „Wir sahen, erzählten später französische Husaren, am Saume des Waldes einen Greisen in kriegerischer Kleidung. Sein ehr-

---

*) Schon am 3. März waren die Obersten Ryhener und Stettler von den über Verrath schreienden Soldaten ermordet worden. Am 5. traf das gleiche Schicksal die Obersten v. Crousaz und v. Goumoens. Das traurigste Beispiel folgt unten.

würdiges Ansehen hielt uns ab, ihn gefangen zu nehmen." Von zwei treuen Unteroffizieren, Dübi und Dinkel, gestützt, zog er unter fortwährender Todesgefahr durch die erbitterten Schaaren. In Muri bei Bern gelang es den beiden Treuen, einen kleinen Wagen zu erhalten, auf welchem Steiger das Dorf Münsingen (in der Mitte zwischen Bern und Thun liegend) erreichte. In einem Augenblick wurde der Greis von wüthenden Bauern umringt. Hundert Bajonnette kehrten sich von allen Seiten gegen ihn, während Andere ihn mit ihren Fäusten ergriffen. Gelassen wendete sich der ehrwürdige Mann gegen die Wüthenden und sprach zu ihnen: „Soll ich, den die Kugeln des Feindes nicht trafen, nun durch die Hände der Meinigen sterben? Ich fürchte auch diesen Tod nicht mehr. Aber ihr müßt doch auch wissen, wen ihr tödtet!" Indem er bei diesen Worten sein Gewand öffnete, erkannten die Bauern an seinem Ordensbande den ehemals angebeteten Landesvater. Die Bajonnette senkten sich, entwaffnet und schweigend starrten die Männer auf den würdigen Greisen hin. Langsam fuhr nun der Wagen durch ihre Reihen und Keiner wagte es, ihn anzuhalten [225]). Nach einer abenteuerlichen Flucht und verschiedenen Irrfahrten starb Niklaus Friedrich v. Steiger wenige Jahre später in Augsburg im Exil.

Noch tragischer war das Schicksal Erlachs. In früher Dämmerungsstunde, nachdem er die ganze Nacht vom 4. auf den 5. März mit Steiger unter freiem Himmel bei den Truppen zugebracht hatte, fand ein gegen ihn gerichteter Mordversuch statt, dessen Gelingen durch einen seiner Ad-

jutanten verhütet ward, ihm aber doch den von einer bittern Ahnung getragenen Ausruf entlockte: „Ich werde die Sonne nicht mehr untergehen sehen.“ Auf der Flucht stieß er mit seinen Begleitern auf ein Landsturmbataillon aus Oberhasli, welches der Hauptstadt zu Hülfe eilte. Kaum hatte man ihm die traurigen Ereignisse des Tages mitgetheilt, so warfen sich die Landstürmer, ungeachtet der rührendsten Zusprüche, wie Rasende auf die unglücklichen Flüchtlinge, rissen sie von den Pferden, schleppten sie als Gefangene mit sich zurück und gestatteten nur mit Mühe dem körperlich leidenden Feldherrn, den Wagen eines Adjutanten zu besteigen. Kaum waren jedoch eine Compagnie betrunkener Landstürmer aus der Umgegend von Thun und eine Schaar Flüchtlinge aus dem Grauholz unter lautem Geschrei von Verrath dazu gestoßen, so steigerte sich die Wuth der noch durch Bauern von Münsingen und Wichtrach aufgehetzten Menge in einem solchen Grade, daß sie den General in der Nähe von Wichtrach auf gräßliche Weise ermordeten [226]. Den ganzen Rest des Tages hindurch blieb der scheußlich verstümmelte Leichnam auf dem Boden liegen, bis er in der Nacht vom Pfarrer von Wichtrach aufgenommen, in einen Schnitztrog gelegt und in diesem von ihm auf dem dortigen Kirchhof beerdigt wurde, wo seine Gebeine heute noch liegen [227].

So fiel das alte Bern, das, innerlich schon gebrochen, weder für die alte Zeit entschieden einzustehen, noch die neue rechtzeitig zu begreifen vermochte — und mit ihm die übrige alte Schweiz. Begleitet ist dies Ereigniß durch

einen jener in der Weltgeschichte nicht seltenen Zufälle, daß bei einem großen historischen Prozeß das Schicksal eines Staates in demjenigen eines seiner hervorragenden Mitglieder wir möchten sagen persönlich sich vollzieht. Die hervorragendsten Opfer dieses Kampfes waren Erlach und Steiger, der eine Repräsentant des alten historischen Adels, der andere dem neueren Patriciate angehörend. Beide hatten wenigstens durch heldenmüthigen Widerstand die Ehre des alten Bern gerettet. Ungebrochen war noch die Kraft des Volkes und seine Liebe für die Heimath. Das hatten die Kämpfe bei Neueneck und im Grauholz, die später folgenden an der Schindellegi und in Nidwalden hinreichend bewiesen. Und doch sank die alte Schweiz im Allgemeinen wie ein Kartenhaus mit seinen gemalten Königen zusammen, an dem neuen Geiste, der zuerst in den Gebildeten und auch im Volke erwacht war. Wohl hat der neue Geist dies nur mittelbar vollbracht und die Ausführung übernahmen die französischen Bajonnette. Niemals bricht der Geist direct einen seinem Wesen fremden Zustand, aber er unterhöhlt den Boden und überläßt es dem ersten äußern Anstoß, sein Urtheil zu vollziehen.

Die Schattengewalt der neuen provisorischen Regierung, die vollständig unter der Vormundschaft Brüne's stand, dauerte übrigens auch nur kurze Zeit, nicht ganz drei Wochen, um sich auf Befehl des französischen Feldherrn in den von ihm proklamirten helvetischen Einheitsstaat aufzulösen. Am 22. März erschien das Dekret Brüne's, in welchem die von Bern zu ernennenden Depu-

tirten aufgefordert wurden, „sich alsobald nach ihrer Erwählung nach Aarau zu begeben, um mit den Deputirten der Kantone das gesetzgebende Corps der Einen und unzertrennlichen Helvetischen Republik bilden zu helfen [228]). Am 31. März waren denn auch die Wahlen in die helvetischen gesetzgebenden Behörden (die einzigen, die von jetzt an bis 1802 in der Schweiz existirten), sowie die Mitglieder der neuen obersten Verwaltungsbehörde gewählt. Das offizielle Blatt der ehemals aristokratischen und später der provisorischen Regierung begrüßte diese künstliche Einzwängung in eine dem schweizerischen Charakter vollständig fremdartige Verfassung mit den bombastischen Worten:

„Hier ist schaffende Kraft, bildende Weisheit, Größe der Empfindung, geistiges Leben, wahre Umbildung, neue Geburt, edle Vereinigung unglaublicher Dinge. So, so Bürger! sehet es an, wenn man neue Staatseinrichtungen macht; wenn die alten, rostigen, morschen, von Spinnweben angefüllten Staatsgebäude einsinken und abgerissen werden. Muth, Muth, Hoffnung, Hoffnung! und es wird Alles gut gehen [229])." Man sieht, die französische Gewaltherrschaft hatte schon so gut ihre Schmeichler gefunden, wie früher die aristokratische. Wie viel aber an der „edlen Vereinigung unglaublicher Dinge" in der Constitution von 1798 Richtiges und Dauerndes war, das zeigte die allgemeine Volkserhebung von 1802 gegen das künstliche Machwerk.

Wir haben gesehen, wie schwer auch Bonstetten durch die Krisis getroffen wurde, welche in den blutigen März-

tagen über seine Heimat hereinbrach. Seinen Sohn Karl schickte er Anfang März nach Tübingen, wo Robert, der Lehrer seiner Söhne, sich aufhielt; sein zweiter Sohn Eduard ward in einer Erziehungsanstalt in Thun untergebracht, wo er ebenfalls vor den Landstürmern auf einige Tage fliehen mußte, und Bonstetten's Schwiegermutter, Frau von Wattenwil, eine liebevolle, tüchtige Schweizerfrau, die immer bei Bonstetten sich aufhielt, rang mit dem Tode. In seinem lieben Valeyres hausten zwanzig französische Dragoner. So mochte er in diesen trüben Tagen recht bitter gestimmt sein und sich recht vereinsamt fühlen. Am Vorabende des Schicksalstages verließ Bonstetten mit seiner Frau auf ernste Warnungen hin sein Haus in Bern und schlug den Weg nach dem Oberlande ein. Da man ihm aber auf der Straße sagte, daß die Bauern alle Stadt-Berner todtschlügen, so wanderte er dem Emmenthal zu. In einem Dorfe auf dem Wege wollten die Wirthsleute kaum mit den Beiden reden. Die fast Geächteten brachten die Nacht in der ärmlichen Stube einer Scheune zu, ließen jedoch die Thüre, welche auf die Straße führte, fortwährend offen.

Am Morgen des 5. März — es soll ein herrlicher Frühlingsmorgen gewesen sein — wurden die Beiden durch das Geheul der Sturmglocken geweckt. Alles klagte oder drohte und die beiden Flüchtlinge befanden sich in fortwährender Lebensgefahr. Bald erreichte sie ein junger, artiger Reiter, der sich an Bonstetten mit der Frage wandte: „Sind Sie Herr von Bonstetten?“ Auf dessen

bejahende Antwort erwiederte ihm der Jüngling: „Sie sind in Lebensgefahr; flüchten Sie sich zu meinem Vater in's Pfarrhaus zu Höchstetten.“ Bonstetten nahm die Einladung freudig an und wurde mit seiner Frau im Pfarrhaus von drei hübschen Mädchen auf's Herzlichste als „Vetter“ und „Base“ empfangen, damit sie nicht erkannt würden. Bald stürzte der Bruder mit dem Rufe herein: „Wir müssen alle in die Berge fliehen! Die Franzosen kommen!“ Plötzlich erscholl der Aufruf zum Landsturm. Die Mägde wurden mit Heugabeln und Knitteln bewaffnet und überall herrschte Todtenstille. Alles war dem Landsturm zugelaufen, kein Mensch mehr ringsum zu sehen und als einziges Lebenszeichen erscholl der dumpfe Klang der Sturmglocke. Bald aber kehrten die ungeordneten Schaaren, vom Sturmwind aufgejagte zerrissene Wetterwolken, wieder zurück und Bonstetten mußte sich von Neuem verstecken, um nicht der Wuth des irrgeleiteten Landvolkes als Opfer zu fallen. Da rasselt plötzlich Trommelwirbel durch das abgelegene Dorf. Es waren die abziehenden, eidgenössischen Truppen, denen Bonstetten sich anschloß. Einige Offiziere führten die zitternde Frau. In Langnau erhielt Bonstetten ein Wägelchen und kam so, von dem Nachtrabe der Zuzüger geleitet, nach Trub, wo Beide unter fortwährender Lebensgefahr drei Tage im Pfarrhause sich aufhielten. So wie die Aufregung sich etwas gelegt hatte, brachte Bonstetten seine Frau wieder nach Bern zurück, wogegen er selbst sich entschloß in die Waadt zu reisen, um wenigstens sein Gut

Valeyres zu retten. So sehr dieser Entschluß, vor der Regierung in Lausanne sich zu stellen und von ihr sein Schicksal zu erwarten, für seinen Muth zeugte, so war auch die Aufnahme, welche er in dem fieberhaft aufgeregten Lande fand, ein großes, unzweideutiges Zeichen der Achtung, die er in der Waadt durch sein humanes Wesen erworben hatte. Zu Fuß, in zerrissenen Kleidern zog der ehemalige Landvogt in Lausanne ein, obwohl er vor der Stadt gewarnt wurde, dieselbe zu betreten, wobei er klugerweise seinen Wagen vor den Stadtthoren ließ. In den Straßen von Lausanne hörte er Vorübergehende sagen: „Da ist der Landvogt von Nyon;" doch sah er nur freundliche Gesichter. Bonstetten wurde angewiesen, am Tage nach seiner Ankunft vor der „Versammlung der Repräsentanten des Volkes der Waadt" zu erscheinen, die im landvogtlichen Schlosse stattfand, wo auch er zur bestimmten Stunde erschien, mit ungekämmten Haaren und in seinen zerrissenen Kleidern, doch seinen Tacitus in der Tasche. Vor die Versammlung gerufen, hielt Bonstetten eine lange Rede, die, wie nach seiner eigenen Erzählung [230]) verlautet, eine eigentliche Rührscene mit obligatem Thränenerguß hervorrief und auch sonst von günstigem Erfolge war, da auch die neue Regierung Valeyres nicht sequestrirte, sondern Bonstetten im Besitze desselben ließ, anstatt ihn wie andere Berner als Emigranten zu behandeln. Sowie dieses Geschäft erledigt war, dachte Bonstetten an nichts anderes mehr, als die Schweiz mit ihren Stürmen zu verlassen und das von den beiden Brun

auf's Herzlichste ihm angebotene Asyl zu betreten. Seine Frau brachte er vorläufig in Yverdon in Pension, doch schon im Mai konnte sie wieder in Valeyres einziehen, wohin auch der Sohn Eduard sich begab, während der ältere Sohn Karl den Vater begleitete. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rastatt, wo er mit den Schuhen des Pfarrers von Trub, mit einer Kokarde seiner hübschen Töchter, in beschmutzten Lederhosen und die Haare in's Gesicht hängend, schon im April eintraf und wo die einfach ernste Haltung der Franzosen im Gegensatz zu der diplomatischen „Puppenwelt" einen tiefen Eindruck auf ihn machte, reiste er mit seinem Sohne Karl nach Copenhagen, wo das gastliche Dach Brun's den Flüchtling empfing.

Mit dem 4. März, dem Tage der Auflösung des patricischen Großen Rathes, war auch Bonstetten's politische Rolle ausgespielt. Er war 55 Jahre alt geworden und sehnte sich nach Ruhe. Die neue Zeit mit ihren strengen Forderungen, erbitterten Kämpfen und demokratischen Ideen lag ihm, der nie seine aristokratische Natur verleugnet hatte, damals noch zu fremdartig und unlieblich vor den Augen. Hatte er doch schon im Februar in jenen Zeichen, welche den Untergang der patricischen Zeit ankündigten, im Grunde nur „das große Schauspiel einer untergehenden seligen Welt und das Entstehen einer weiten Hölle[231])" erblickt, „deren Geschichte nur Tacitus und deren Bild nur Milton zu schildern

würdig wären.“ Die Keime neuer großer Entwicklungen, die in dem so tief gefurchten Boden des Vaterlandes feste Wurzeln schlugen, vermochte sein aristokratisch umflortes Auge nicht zu erkennen. Eine neue Zeit war angebrochen, die ein neues, energisches Geschlecht verlangte — und fand.

---

lebendig werden." Die Keime eines großen Nationalun-
glücks, die in dem so tief gefurchten Boden des Vater-
landes schon damals schlummern, vermochte sein öffentlich-
liches umflortes Auge nicht zu erkennen. Eine neue Zeit
war angebrochen; Er, ein milder, energischer Vorkämpfer
verkündigte — und starb.

VIII.

Zeit der Fremdherrschaft.

Im Hause des dänischen Kaufmanns Brun, dessen Gattin Friederike nicht durch ihre eigenen Schriften, dagegen durch ihre liebenswürdigen, geselligen Eigenschaften, wie durch rege Theilnahme an deutschem Geistesleben nicht geringen Einfluß auf jene begeisterte Aufnahme der deutschen Literatur in Dänemark ausübte, deren Wirkungen in Dichtern wie Oelenschläger, Baggesen, Steffens u. A., die besonders zu den deutschen Romantikern in nahen Beziehungen standen, zu Tage trat, fand Bonstetten ein Asyl. Er hatte Fr. Brun schon 1791 kennen gelernt, als sie, begeistert von dem Gange der französischen Revolution, als warme Anhängerin der neuen Ordnung in die französischen Farben gekleidet von Paris kam und den damaligen Landvogt in Nyon besuchte. Wir haben gesehen, daß Friederike Brun auch später noch mit Bonstetten in der Schweiz und in Italien zusammentraf und in welch intimem Freundschaftsverhältnisse die Beiden zu einander standen, davon gibt der unaufhörliche Briefwechsel, in welchem das formelle „Sie" bald von dem traulichen „Du" abgelöst wurde, die reichsten Belege. Nennt doch Bonstetten seine Freundin in einem

Briefe die Einzige, mit der er zu denken vermöge, was freilich für seine Frau kein großes Compliment war. In ihrem gastlichen Hause vom Mai 1798 bis Juni 1801 mit seinem ältesten Sohne lebend, ließ Bonstetten die ersten Jahre der sogenannten helvetischen Republik in behaglicher Muße an sich vorübergehen. Nicht häufig mochte eine Kunde von ihren Stürmen in sein fernes Asyl gelangen und sein empfindliches Ohr berühren. Diese seine Flucht aus dem Vaterlande, zu einer Zeit wo es galt, aus den Trümmern einer zusammengebrochenen Vergangenheit die zur Neugestaltung brauchbaren Elemente zu retten, zeigt hinreichend, wie wenig Bonstetten ein politischer Charakter war und wie weit er in dieser Hinsicht hinter seinen Genossen der helvetischen Gesellschaft, dem zürcherischen Patricier Escher, dem männlich ausharrenden Rengger stand. So Manches er an der alten aristokratischen Ordnung zu tadeln fand, war er doch selber noch zu sehr Aristokrat und Mann der allmäligen friedlichen Entwicklung, um in dem gewaltsam aufgerüttelten, wilden Chaos der damaligen schweizerischen Zustände sich zurecht zu finden. Dagegen verdankt man dieser eigentlichen Mußezeit einige seiner bessern Schriften, die durch Vermittlung von F. Brun in Deutschland, der Schweiz und in Dänemark erschienen. Unter ihnen befinden sich die an feinen Beobachtungen reiche „Reise in Skandinavien und Seeland," die „Briefe über die italischen Vogteien" und die 1820 in Zürich wieder herausgegebene Abhandlung „Ueber Nationalbildung" [232]).

Unter diesen Beschäftigungen nahte der Sommer 1801

und mit ihm der immer mächtiger werdende Drang, die Heimath und die zurückgelassenen Lieben wieder zu sehen. Nach einer Reise durch Deutschland, wo besonders der Aufenthalt in Göttingen durch die Bekanntschaft mit Schlözer und Eichhorn ihm theuer wurde und nach einem kurzen Besuche Matthisson's in Wörlitz kam Bonstetten im Oktober nach mehr als dreijähriger Abwesenheit wieder in Bern, der damaligen Hauptstadt der helvetischen Republik an.

In der Schweiz waren indessen wichtige Veränderungen vorgegangen. Das total Fremdartige der Verfassung von 1798, welche die Selbständigkeit der Kantone vollständig aufhob und sie zu Bezirken eines Einheitsstaates herabsetzte, bewirkte, daß schon sehr bald eine mächtige Opposition sich erhob. Während die Partei der „Patrioten" in den gesetzgebenden Räthen vorzüglich das revolutionäre Element repräsentirten, das im Direktorium besonders von Laharpe und Ochs vertreten war, entwickelte sich neben ihnen rasch die Partei der „Republikaner". Indem die ersteren dem centralistischen Systeme huldigten und zur Durchführung desselben die Behauptung der revolutionären Diktatur anstrebten, suchten die „Republikaner" die Verfassung mit den geschichtlichen Grundlagen und den Ansichten und Gewohnheiten des Volkes in Uebereinstimmung zu bringen. Sie repräsentirten deßhalb vorwiegend das föderalistische Element, das binnen wenigen Jahren, unterstützt durch die immer stärker anwachsende Widerstandsbewegung des Volkes, so sehr zunahm, daß es schon im

Sommer 1802 den letzten constitutionellen Rettungsversuch überfluthete.

Schon im Oktober 1800 wurde der Waadtländer Glayre, welcher der republikanischen Partei angehörte, vom Vollziehungsrathe nach Paris abgesandt, um dem französischen Direktorium einen ihm mitgegebenen Verfassungsentwurf genehm zu machen. Sowohl die helvetische Regierung als der gesetzgebende Rath entschieden sich für die von Frankreich vorgeschlagenen föderalistischen Grundlagen, den sogenannten Entwurf von Malmaison und publicirten ihn als Entwurf vom 29. Mai 1801, welcher einer im September des gleichen Jahres zusammentretenden „Tagsatzung" zur Annahme vorgelegt wurde. Dieser Entwurf näherte sich bedeutend einer föderalistischen Staatseinrichtung, indem die Kantone dadurch eine neue Organisation erhielten, welche ihnen eine ziemlich selbständige Verwaltung erlaubte und zugleich die Einführung einer Tagsatzung vorschlug, in welcher die Kantone nach dem Verhältnisse ihrer Bevölkerung vertreten sein sollten. Da der Entwurf durch die Berathungen und Beschlüsse der Tagsatzung schließlich einen entschieden centralistischen Charakter erhielt, was die Deputirten der Urkantone und noch 13 gleichgesinnte Mitglieder zum Austritt aus der Behörde bewog, und da auch Frankreich sein entschiedenes Mißfallen gegen dieses neue Verfassungsprojekt und gegen den Beschluß der Tagsatzung hinsichtlich der Integrität des schweizerischen Gebiets mit spezieller Beziehung auf Wallis an den Tag legte, sollte auch diese Verfassung nicht in's

Leben treten. Unter Mitwirkung französischer Truppen ward am 24. October durch einen Staatsstreich, den dritten seit 1798, die Tagsatzung von 13 Mitgliedern der Minderheit für aufgelöst erklärt, der unveränderte Entwurf vom 29. Mai als Grundgesetz proklamirt und eine Neuwahl der Regierung vollzogen, in deren Folge Reding von Schwyz zum ersten und Frisching von Bern zum zweiten Landammann der Schweiz ernannt wurde [233]). Nach einer Mittheilung Bonstetten's soll das Bataillon, mit dessen Hülfe der Staatsstreich vollbracht wurde, 25,000 Livres empfangen und diese Operation überhaupt den Bernern 300,000 Livres gekostet haben [234]).

In diesen bewegten Tagen traf Bonstetten in Bern ein. Obgleich die allgemeine Lage sowohl als seine persönlichen Verhältnisse in Bonstetten das bittere Gefühl erwecken mußten, der alten Heimath halb fremd geworden zu sein — war ja das väterliche Haus in Bern und der herrliche Rosengarten zur Zeit des Dranges der französischen Invasion 1798 schon verkauft worden, — so bewahrte ihn doch sein unbefangener Sinn vor der Gefahr schwarzsichtiger Verbitterung. Obgleich es schwer auf sein Herz drückte zu sehen, in welche traurige Abhängigkeit von Frankreich sein Vaterland gefallen war und er die perfide Politik der französischen Regierung vollkommen durchschaute, blieb er doch besonnen genug, einzusehen, daß bei der Verschiedenartigkeit der Interessen und Bestrebungen, bei dem allgemeinen Unbehagen und der vollständigen Zerrissenheit die französischen Waffen allein die Schweiz vor

der gräßlichsten Anarchie schützen konnten. Sagt er doch in einem Briefe aus jenen Tagen: „Alle Bauern und Städte wollen sich zu kleinen Demokratien organisiren; Bünden will die alte abscheuliche Verfassung; die regierenden Städte wollen ihre Privilegien; die italische Schweiz will das Alte, nur nicht die Landvögte; sie wissen selbst nicht recht, was sie wollen, außer bei der Schweiz zu bleiben. Alle Demokratien wollen das Alte. Nichts kann da retten, als die Einheit. Welche scheußliche Demokratie würde da entstehen; alle Städte, mit ihnen aller Wohlstand gingen zu Grunde und was hätte die Nation retten können, als ihre Mörder, die Franzosen[235])!" Von dem neuen ersten Landammann bemerkt er treffend: „Reding hat keine weiten Einsichten, er kennt nur seine Urkantone. Von der allgemeinen Politik und von Bonaparte's Moral aber hat der ehrliche Mann keinen Begriff." Ueber die Haltung der Franzosen spricht er sich wiederholt sehr anerkennend aus. So sagt er unter Anderm: „Die Franzosen scheinen so fromm, so still und einheimisch, als wenn sie seit 200 Jahren hier wohnten. In der Stadt sind sie wenigstens auf den Gassen die artigsten, stillsten Menschen, kaum merkt man sie. Sie sind schön gekleidet, meist reinlich und die wenigen, die in Gesellschaft aufgenommen werden, sind beinahe bescheiden." Und an anderer Stelle heißt es: „Die Schweizer haben lieber vier Franzosen als einen Schweizersoldaten von den Hülfstruppen bei sich." Was würde Bonstetten erst von den Oesterreichern gesagt haben, deren Fraßgier

und Brutalität heute noch der Schrecken unserer alten Leute ist.

Auch hinsichtlich der wohlthätigen Folgen, welche die gewaltsame Niederreißung so mancher gesellschaftlicher und politischer Schranken herbeiführten, zeigt Bonstetten den offensten Blick. Mit unverholener Freude meldet er der Freundin: „Es scheint überall mehr Thätigkeit zu sein, die Leute schlummern weniger; einige Gemeindegüter sind urbar gemacht. Die Bevölkerung (von Bern) nimmt zu und es scheint eine ziemlich große Stadt zu werden. Ueberall wo keine oder äußerst schlechte Erziehungsanstalten waren, sind neue oder bessere gebildet worden. So sind nun im Kanton Luzern allenthalben neue Schulen, wo vor der Revolution nur acht Landschulen gewesen sein sollen; Schwyz hat eine Schule, die man Reding verdankt; Aargau hat eine vortreffliche Kantonalanstalt in Aarau errichtet; zu Gottstadt ist ein Anfang von einer Ackerbauschule; in Bern sind zwei neue sehr gute Pensionsanstalten, neue Naturalienkabinette; auch das medicinische Institut ist ganz neu; in Burgdorf ist endlich Pestalozzi's Institut." Von Basel und Zürich heißt es: „Basel hat sich ganz auf den Handel gelegt; die Stadt ist reicher als je. Die Zürcher sind mehr Zürcher als jemals; sie handeln und thun nichts anders." Mit besonderm Behagen berichtet Bonstetten auch, daß seit der französischen Invasion das Interesse für das Theater in den meisten Städten der Schweiz bedeutend zunahm und gibt dabei das folgende ergötzliche Genrebild aus Bern [236]): „Nichts erregt das

Gefühl und das Nachdenken mehr, als der Anblick dieses Theaters. Rechts ist die Loge der helvetischen Repräsentanten, links gegenüber diejenige der Franzosen. Alle die entthronten Perrücken und Gesichter stehen oder sitzen in der Mitte zwischen ihren neuen Herren. Der helvetische Senat ist eine Musterkarte aus allen Kantonen, aus dem Hirtenlande, aus Fabrikstädten, aus kleinen, ruhigen, unwissenden Städtchen mit allen möglichen Gesichtern, wo noch die alte Gelassenheit und die senatorischen Falten glänzen. Gegenüber sitzen die Franzosen mit ruhigem Siegerblicke, im Singspiele die sich selbst spielende Staatskomödie überschauend. Ihr Uebermuth ist ganz in Thaten übergegangen, sie selbst sind ruhig im stolzen Bewußtsein ihrer Kraft. Neben ihren Logen reihen sich diejenigen der Berner an; da sitzen die Damen in neufranzösischen Trachten. Bei den jungen scheint die Freude hervorzudämmern. Hie und da erscheint irgend ein alter Rath oder Landvogt mit langem faltigen Gesichte, in dem der Kummer wohnt; mancher jedoch ist munter und wie in einem ewigen Ferienkleide. Das Ganze ist ein Gemisch von verschiedenen Nationen, bunter als wenn die übrigen Völkerschaften von Europa beisammen säßen." Die tiefeingreifenden segensreichen Folgen der Revolution, die so viele gesunde Keime eines neuen Lebens und frischer, volksthümlicher Entwicklung in sich trug, erkannte ganz besonders der Greis Bonstetten mit klarem Auge. Mehr als 20 Jahre später, in seinem 79. Lebensjahre, schrieb er darüber an Fr. Brun: „Es ist ein solches Wetteifern in

Genf für alles Schöne und Gute, daß alles vorwärts geht in Wissenschaft wie in der Moral und nun auch in den schönen Künsten. So auch in der ganzen Schweiz; alles kömmt vorwärts mit Schnecken- oder Gemsenschritten. Die Straßen sind, wie Du sie nie gesehen, schön; überall wird gebaut; die schönsten neuen Häuser sind Schulhäuser. Du siehst in diesen Kantonen nicht eine übelgekleidete Person; überall ist Reinlichkeit und überall sind also schöne Menschen, hübsche Mädchen, besonders im Waadtland. Das Alles, mein Kind, ist — erschrecke nicht — aus der Revolution entstanden. Die Revolution brach das große Ei und neue Menschen krochen heraus. Regierungen und Alles was die Menschen Bleibendes und, wie sie wähnen, Ewiges schaffen, ist die Schale (Chrysalide), worin der Wurm zum Schmetterling erwacht."

Von besonderem Interesse waren diese Tage für Bonstetten auch dadurch, daß er die Bekanntschaft zweier ausgezeichneter Männer machte, Zschokke's und Pestalozzi's. Der Erstgenannte, damals Regierungsstatthalter der helvetischen Republik in Basel, wurde dort von Bonstetten bei seinem Eintritte in die Schweiz besucht. Der Eindruck, den die edle Erscheinung Bonstetten's auf Zschokke machte, war so groß, daß er in Greisenjahren noch die folgende begeisterte Schilderung des Freundes entwarf[237]). „Seine Gestalt, obschon etwas unter der mittleren Mannesgröße, aber kräftig gegliedert, verrieth in der leichten Gewandtheit und dem Adel ihrer Bewegungen den Einfluß, welchen der Umgang mit feingesitteter Gesellschaft unwillkürlich auf

uns übt. Das seelenvolle Gesicht, von reiner fast weiblich zarter Farbe, mit der hohen Stirn des Denkers, den Augen voll lächelnder Milde war ganz geeignet, das Urtheil jedes Herzens zu bestechen.“ Die damalige Begegnung war allerdings nur eine flüchtige und sollte erst im Beginn der Zwanziger-Jahre zu einem engen Freundschaftsverhältnisse sich gestalten, das die beiden edeln Greise zu jenem regen Austausche ihrer Ansichten, Ueberzeugungen und Erfahrungen bewog, der die von Zschokke veranstaltete Sammlung dieser Correspondenz, den „Prometheus,“ zu einer eben so werthvollen als unbenützten Quelle zur Geschichte jener Zeit und ihrer Kulturbestrebungen erhebt.

Neben Zschokke haben wir Pestalozzi, den genialen Schöpfer der jetzigen Volksunterrichtsmethode, erwähnt. Wie bekannt begab Pestalozzi nach dem Blutbade in Nidwalden sich nach Stanz, um den nach vielfachen Mißgriffen und bittern Erfahrungen in ihm gereiften Entschluß, „ich will Schulmeister werden,“ auszuführen, wobei ihm die rege Theilnahme der beiden helvetischen Minister Rengger und Stapfer zugesichert war. In einem Alter von 52 Jahren begann Pestalozzi seine merkwürdige Thätigkeit in Stanz, wo er, nach dem Berichte eines gewissenhaften und trefflichen Gewährsmannes[238]), in der Mitte seiner armen Kinder eine Vaterliebe und Vaterkraft entwickelte und ein Erziehungsgeschick an den Tag legte, daß er darin den Beweis für die Richtigkeit und Zweckmäßigkeit seiner Ansichten leistete. Schon 1799 gründete er unter den kümmerlichsten Verhältnissen eine Anstalt in Burgdorf, die unter dem

Beistande der helvetischen Regierung, welche ihm das ehemals landvogtliche Schloß zur Verfügung stellte und bei der Mitwirkung gleichgesinnter Freunde, die mit aller Begeisterung ihn unterstützten, rasch aufzublühen begann, so daß die Burgdorfer Periode entschieden die schönste Zeit seiner Erziehungsbestrebungen war. Eine Schrift, die Pestalozzi 1802 herausgab[239]), war zugleich sein erster Versuch, die Lehrfächer der Volksschule organisch zu entwickeln, nachdem Basedow und Salzmann nur zufällig und empirisch herumgetastet hatten. Besonders erklärte sich Pestalozzi hier zuerst eingehend über den Anschauungsunterricht, durch dessen Einführung er der Reformator der Volksschule geworden.

Im November 1801 begab sich Bonstetten nach Burgdorf zu Pestalozzi, und ließ sich von demselben und seinen Gehülfen sorgfältig über die neue Methode unterrichten. Es ist interessant, wie aus dem Berichte Bonstetten's über seinen Besuch in Burgdorf die Anschauungsmethode Pestalozzi's in naiver Weise sich kundgibt. So sagt er[240]): „Der Anfang aller pestalozzischen Weisheit ist, gerade Linien und Vierecke auf Schiefertafeln zu zeichnen und in gleiche Theile einzutheilen. Alles Rechnen ist intuitiv, nicht nur eine (formale) Zeichenkunst. 4 mal 4 ist 16 sind nicht Zahlen und Wiederholung, sondern vier mal wiederholte viergetheilte wirkliche Vierecke, die zusammengestoßen sechszehn ausmachen. Ich fragte einen Jungen von ungefähr 8 Jahren: wenn ich einen Kuchen in neun gleiche Theile schneide und du einen halben von diesen

Theilen gegessen hast, wie viel bleibt vom Kuchen übrig? Er antwortete mir: $^{17}/_{18}$. Das war intuitiv, nicht Gedächtniß, nicht Zeichen. Wenn ich rechne, muß ich die berechneten Gegenstände wirklich sehen oder mir leere Zeichen denken." Ebenso anerkennend spricht sich Bonstetten über die Methode aus, den Zeichnungsunterricht mit dem Zeichnen gerader Linien und Zirkel zu beginnen, und bemerkt unter andrem: „Das Ideal der Kreislinie immer der Realität, das ist dem innern Bilde, nahe zu bringen, bis die gezeichnete Linie mit diesem Ideale ganz zusammentrifft, ist das Resultat der Kunst. Dieses Vergleichen schärft, belebt, entwickelt jedes innere Ideal und schärft zugleich die Urtheilskraft." Mit großer Feinheit erkennt Bonstetten die hohe Bedeutung dieser Methode als Grundlage weiterer Bildung, bezeichnet sie als einen reichen, kostbaren Keim, der aber noch neu und wenig entwickelt sei und schließt seine Ansicht mit folgendem Ausspruche ab: „Ich halte dafür, die Kunst, jedem Kinde die Arithmetik, Schönschreiben und Lesen, sammt den Keimen zur Geometrie, Mechanik und zum Richtigdenken beizubringen, sei von so großem Werthe, daß diese Methode allein mit der Zeit die Nachtheile dieser Revolutionsjahre aufzuwiegen im Stande wäre, wenn sie allgemein eingeführt würde. Sie wird aber erst dann von großem, allgemeinem Nutzen sein, wenn diese Methode bis zu den unmittelbaren Berufskenntnissen herangebracht sein wird. Da Pestalozzi seines Gleichen nicht leicht finden wird, so ist zu befürchten, daß der ganze Reichthum und die volle Aerndte seiner

Erfindungen erst künftigen Geschlechtern aufbehalten sein werden.“

Ueber die Persönlichkeit Pestalozzi's erhalten wir die folgenden, treffenden Bemerkungen: „Pestalozzi, ein Mann von ungefähr 55 Jahren, hat seit 30 Jahren kein Buch gelesen (was wohl nicht wörtlich genommen werden darf). Andere Menschen würden dadurch zum Thiere werden, er aber hat seine große Thätigkeit beständig auf die Natur gewandt und in diesem großen Buche gelesen. Ich glaube, es gibt nichts Selteneres, als eine richtige Beurtheilung dieses Mannes. Ungelehrte oder undenkende Menschen werden nur sein ernstes, schwärzliches Gesicht bemerken, das doch bald durch den Ausdruck seiner Seele angenehm erscheint. Gelehrte finden bei ihm unphilosophische Ausdrücke, einen unphilosophischen Ideengang; ich aber erstaunte, einen seit 30 Jahren nicht lesenden, immer thätigen Mann zu sehen, der kein Schwärmer, kein Träumer geworden ist, weil er nicht, wie Lavater, zu viel Eigenliebe hatte.“ Seine ganze liebenswürdige Humanität gibt endlich Bonstetten in folgendem Ausrufe kund, der, obgleich er seinen aristokratischen Charakter nicht verleugnet, Pestalozzi, den feurigen Anhänger der helvetischen Revolution und den erbitterten Gegner des alten Patriciats, in seinem Kernpunkte erfaßt und warm anerkennt. „Pestalozzi hat seit 30 Jahren sein Leben und seine Existenz der Erziehung armer Kinder aufgeopfert. Wer mehr als er für die Menschheit gethan hat, der hebe den ersten Stein gegen ihn auf. Was ist an den politischen Meinungen

eines Mannes gelegen, der seit dreißig Jahren kein Buch gelesen und nur Gutes gethan hat?"

Dieser Auffassung Pestalozzi's und seines Strebens, welche die sorgfältigsten Prüfungen unserer neuesten Zeit als eine vollkommen richtige legitimirt haben, blieb Bonstetten bis in's späteste Greisenalter so ganz treu, daß er mehr als zwanzig Jahre später, als schwere, bittere Tage über Pestalozzi hereingebrochen waren, in den Schmerzensruf ausbrach: „Pestalozzi's Anstalt in Yverdon geht zu Grunde, ist von allen Menschen verlassen. Die gute Seele hat sich einem bösen Manne hingegeben, der den Alten zu Grunde richtet! Allein Pestalozzi kann noch seine guten Werke in drei andern Anstalten sehen, die in Yverdon selbst durch seine Schüler entstanden sind. Diese Anstalten hat Pestalozzi's Teufel in seinem Namen seit 8 oder 10 Jahren mit Prozessen und Injurienhändeln geplagt und verfolgt, bis zuletzt ein allgemeiner Unwille alle Menschen ergriffen hat, so daß der unschuldige, alte, treffliche Mann in seinen letzten Tagen sich beinahe von allen Menschen verlassen sieht und mit dem tückischen, bösen Manne im weitläufigen Schlosse einsam lebt. Der gute Mann hat die Menschen nie als in seinem Herzen gesehen; er wußte so wenig von der wirklichen Welt, daß, als ich ihn vor zehn Jahren fragte, wie viele Schüler er hätte, er mir antwortete: „„das weiß ich nicht; fragen Sie Herrn Schmid!"" (den Mann, der ihn zu Grunde richtete) . . . Was dem guten Manne fehlte, ist Egoismus, er geht zu Grunde, weil er sich selbst zu wenig geliebt hat." Doch

noch zu einer Zeit, als die Auflösung seines Institutes schon nahe bevorstand, sprach Pestalozzi zugleich mit dem Geständniß aller seiner Schwächen, mit der völligen Hingabe an den brutalen Schmid, mit allem Raffinement der sich selbst täuschenden Hoffnungslosigkeit, mit der durchaus leeren Hoffnung auf die Beihülfe seines Enkels, den festen Glauben aus, daß in ihm und seiner Stiftung das Heil der Menschenbildung und Volkserziehung für die Zukunft liege[241]). Sein Institut wurde, wie bekannt, 1825 aufgelöst. Einen freundlichen Schein warf noch die am 12. Januar stattgefundene Jubelfeier Pestalozzi's auf seine kummervollen letzten Tage, an welchem Feste Deutschland wie die Schweiz mit gleichem Enthusiasmus sich betheiligte. Aber auch als Präsident der schon in der Mediationsperiode wiedererstandenen Helvetischen Gesellschaft im Jahre 1826 und in demselben Jahre zwei Monate vor seinem Tode in der Aargauischen Kulturgesellschaft gab der 81jährige Pestalozzi in öffentlichen Vorträgen von der unauslöschlichen Liebe zur Erziehung des Volkes Zeugniß und starb noch voll von Entwürfen zur Vollendung seiner Arbeiten und mit dem Bewußtsein, für eine große Lebensaufgabe nicht umsonst gewirkt zu haben.

Aus den einleitenden Bemerkungen zum zweiten Bande des „Prometheus" erfahren wir, daß im Winter des gleichen Jahres ein Gesandter an den Wiener Hof abgeordnet werden sollte, zu welcher Wahl Aloys Reding als Landammann der Schweiz die entscheidende Stimme hatte. Zschokke, der sich ebenfalls in Bern befand, befürwortete

energisch die Wahl Bonstetten's, doch ohne Erfolg, indem Bonstetten ein Berner Aristokrat alten Kalibers, ein Herr von Diesbach, vorgezogen wurde. Im Sommer 1802 finden wir unsern Freund in Valeyres, wo er die Familie besuchte, um jedoch bald einer Aufforderung der Brun Folge zu leisten, mit der er vom Monat August 1802 bis Juli 1803 in Italien, meistentheils in Rom, lebte, auf diese Weise der zweiten großen Krisis, die sein Vaterland seit 1798 bestand, dem Zusammenbruch der helvetischen Republik und der genialen Verschmelzung der streitenden Elemente durch die Mediationsverfassung sich wieder entziehend. Nachdem Bonstetten seinen Aufenthalt in Rom auch dazu benützt hatte, neues Material für sein wenig bedeutendes Buch, „Reise über die Scene der sechs letzten Bücher der Aeneide," zu sammeln, das einige Jahre später in Paris herauskam, begleitete er Fr. Brun nach Schaffhausen und besuchte dann Zürich, wo er die Nachricht einer colossalen, betrügerischen Mystification vernahm, die an Johannes Müller in Wien begangen wurde [242]). Von Aarau aus wurde Schloß Biberstein besucht, wo Zschokke, zurückgezogen von öffentlichen Geschäften und fast einsiedlerisch, sich und seinen Arbeiten lebte. Zschokke berichtet, daß von jenem Augusttage die engere Verbindung der Beiden herstammte und darauf ihr brieflicher Verkehr sich entspann, der bis zum Tode Bonstetten's ununterbrochen fortdauerte [243]).

In Bern hielt Bonstetten sich nur ganz kurze Zeit auf. Wie sehr das Unfertige, noch immer chaotisch Gährende der

dortigen öffentlichen Zustände sein Gemüth belastete, ergibt sich aus folgender Aeußerung [244]): „Man sieht durch alle Spalten so viele Möglichkeiten des Besseren und des Schlimmeren; alles ist noch so vorüberschwebend, so formwechselnd, daß nichts schwerer ist, als eine feste Hoffnung sich zu bilden und eine Meinung zu haben. Hier fällt aus Mangel an Einsichten und Energie alles zusammen und auseinander. Kein Mensch hat hier einen Begriff von einer Republik und vom wahren Leben eines Freistaates. Wären wir alle nicht von einer großen Kette umspannt, so würde Bürgerkrieg und das Ausgähren der Leidenschaften endlich einen Geist in das Chaos werfen. Große Einsichten hat Keiner; keiner hat auch ein überwiegendes Ansehen. Jeder muß sich an die Meinung der Mehrzahl ankleben und jedes Vorurtheil, jede Dummheit, ja selbst die äußerste Verdorbenheit zur Vorschrift nehmen. Du kannst kaum glauben, welche gänzliche Seelenlosigkeit hier herrscht, Stolz und Vorurtheil sind die Dokumente, die Bibeln und Korane unserer Gesetzgeber. In Bern, wo der kleine Rath große Gewalt hat, sitzen die Räthe an Spieltischen; man möchte glauben, alles sei in diesem sterbenden Vaterlande in der alten, guten Ordnung; auch nimmt das Volk von dieser Regierung so wenig Notiz, als wenn der ganze Plunder es nichts anginge. Was aber zugenommen hat, ist die Weichlichkeit, Liebe zur Ausschweifung, Haß gegen Andersdenkende, Müssigang und Wohlleben."

Schon am 14. August traf Bonstetten in Genf ein, wohin er seine Familie hatte kommen lassen, mit der ent=

schiedenen Absicht, seinen Heimatkanton für immer zu verlassen, in dem er sich vollständig fremd fühlte. Genf mit seinem bewegten gesellschaftlichen und geistig-wissenschaftlichen Leben war allerdings ein viel günstigerer Boden für ihn, und mit jenem Hochgefühle des Mannes, der endlich die Ahnungen und heißen Wünsche der Jugend erfüllt sieht, meldete er der dänischen Freundin den herzlichen Empfang, den er bei seinen alten Freunden fand.

Genf war bei Bonstetten's Ankunft allerdings keine freie Schweizerstadt mehr, sondern seit dem 26. April 1798 zu einer simpeln Provinzialstadt des „uneigennützigen" Frankreich geworden [245]), welches Schicksal auch Wallis bald ereilte. Das Direktorium, das Consulat und das Kaiserreich dictirten ihm seine Gesetze, raubten ihm seine Söhne, und schleiften seine Mauern. Doch schon 1798 schrieb ein Genfer mit all jener Schärfe, welche die Indignation über die Vereinigung der alten Republik mit dem französischen Soldatenstaate ihm einflößte, die prophetischen Worte nieder: „Die einzige Hoffnung, welche uns übrig bleibt, ruht auf dem Zusammenwirken von Ereignissen, deren Eintreffen Frankreich durch seinen Ehrgeiz zu beschleunigen scheint." In diesem Ausspruch liegt die Haltung Genfs während der Zeit der französischen Unterdrückung, die ruhige Resignation und feste, zuversichtliche Erwartung einer unausbleiblichen Aenderung. Mit Recht bemerkt Steinlen [246a]), daß, wenn man Bonstetten's Correspondenz von 1803 bis 1814 durchgeht, keine Spuren dieses veränderten Zustandes sich kundgeben, da im Innern

von Genf nichts sich verändert hatte. „Da die Genfer in ihrer Hand behielten, was den Grund ihres Charakters bildete, den Cultus, die öffentliche Erziehung, die wohlthätigen Anstalten, so erhielt sich ihr Wesen unberührt von der neuen Herrschaft. Mit den fremden Herren fand nur der allernothwendigste Umgang statt; die moralische Unabhängigkeit war so fest eingewurzelt, daß Genf, trotz dem Sieger, Genf blieb. Gewaltsam von politischer Bethätigung zurückgehalten, warfen sich die Geister um so energischer auf wissenschaftliche Forschungen, besonders auf dem Gebiete der Physik und Naturwissenschaften. Jede Sitzung der Gelehrtengesellschaft war ausgefüllt von Berichten über neue Erfahrungen, neue Erfindungen und Bonstetten nahm an diesen Arbeiten den lebhaftesten Antheil."

In der That sind auch alle Briefe Bonstettens aus jener Zeit überaus reich an den mannichfaltigsten Mittheilungen naturwissenschaftlichen Inhalts, freilich nicht mit sorgfältiger Behandlung, sondern rein notizenartig das Verschiedenartigste durcheinander werfend. Zugleich sind seine Briefe ein sprechendes Zeugniß von den intimen Beziehungen, in welchen er zu den wissenschaftlichen Größen Genfs stand, unter welchen die Namen Sismondi's, des Politikers Pictet von Rochemont, des spätern Gesandten Genfs an die Congresse der Jahre 1814 und 1815, der Aerzte Jurine und Butini, des englischen Physikers Rumford, Huber's, des Beobachters der Bienenwirthschaft, die erste Stelle einnehmen. Aber auch die reichgebildeten, geistvollen Frauen Genfs übten die alte Anziehungskraft auf

ihn aus und gewiß bilden diese Frauen einen glänzenden Beweis, auf welcher hohen Stufe die Geistescultur der patricischen Gesellschaft Genfs stand. Wir begegnen hier dem Fräulein Rath, der Schülerin Isabey's, die selbst vortreffliche Portraits malte, schon im Jahre 1823 der Stadt Genf fast die Hälfte ihres nicht zu großen Vermögens zur Errichtung wohlthätiger Anstalten schenkte und durch die Stiftung des schönen „Musée Rath" unsterbliche Erinnerung sich bewahrt. Ferner erwähnt Bonstetten in so manchen seiner Briefe Frau Lise Le Fort, die alte, geistreiche Freundin seiner Familie, Frau Rilliet-Huber, die Jugendfreundin der Frau von Stael, Frau Necker de Saussure und die Gräfin von Albani, die Freundin Alfieri's. Die erste Stelle unter allen diesen Frauen nahm aber jene Titanide ein, welche, genferischen Ursprungs, aus ihrem zweiten Vaterland laut dem despotischen Willen des Soldatenkaisers fliehen mußte, jene hochbegabte Frau, in welcher die geistige Gährung jener Zeit in genialer Weise sich offenbarte und — die erste — eine geistige Brücke zwischen Frankreich und Deutschland schlug, der Sturmwind in petticoat, Germaine de Stael.

Bonstetten hatte Frau von Stael, deren Mutter seine Jugendfreundin war, schon im elterlichen Hause kennen gelernt. Zur Zeit von Bonstetten's Rückkehr und fester Ansiedelung in Genf befand sie sich in Coppet bei ihrem Vater, am Abschluß ihres Romanes „Delphine", diesem energischen Protest gegen das Pharisäerthum der öffentlichen Meinung und gegen die sclavische Anbetung des

Hergebrachten. Herzlich wurde Bonstetten von ihr und dem Vater empfangen, so daß Bonstetten in einer Krankheit, die ihn bald nach seiner Ankunft in Genf befiel, der dänischen Freundin schrieb: „Ohne die Stael und Necker wäre ich schon dahin.“ Doch war Bonstetten der Umgang mit der geistvollen Frau nur kurze Zeit vergönnt, da Napoleon 1803 das bekannte Verbannungsdekret über sie aussprach, worauf die Stael den Entschluß zu jener Reise durch Deutschland faßte, deren schriftstellerisches Resultat, das Buch „de l'Allemagne“, trotz vieler subjectiver und falscher Ansichten, doch so viel Feines und Treffendes enthält und überhaupt den Franzosen große Achtung vor deutscher Kunst und Wissenschaft einflößte, obgleich die Partie, welche die philosophische Entwicklung in Deutschland seit Kant behandelt, wohl die schwächste des Buches ist. Nach Deutschland beabsichtigte sie Bonstetten mitzunehmen und gab sich alle Mühe; doch mochte sich dieser von dem neugewonnenen Genf nicht wieder so rasch und auf längere Zeit entfernen. Den Winter 1803—1804 brachte die Stael in Weimar zu, im lebhaftesten Verkehr mit den Koryphäen der deutschen Literatur. Im März 1804 begab sie sich nach Berlin, wo sie enthusiastische Aufnahme fand, doch sollte ihr dortiger Aufenthalt nur von sehr kurzer Dauer sein, da ein sehr schmerzliches Ereigniß, der plötzliche Tod ihres Vaters, sie schon im April nach Coppet zurückführte. Dieser Todesfall erschütterte sie tief, und Bonstetten schrieb in jenen Tagen an Fr. Brun: „Die Stael ist schrecklich traurig. Welche Beredsamkeit, welches

Gefühl, welche wahre Liebe für den verstorbenen Vater. Sie sagte: „„„Ich will die Bürde des Lebens in Italien tragen, wo man, wie es heißt, das Leben vergißt!""" Auch Bonstetten bemerkt hiebei: „Gott weiß, ob sie mit allen irdischen Gaben glücklich sein wird; für ihre Feuerseele ist die Erde zu klein; ich fürchte, sie wird aus dem Becher der Liebe nur die Hefen trinken."

Einer Frau von so großer geistiger Energie war es jedoch nicht möglich, sich in ihrem Schmerz zu verlieren. Von Weimar oder Berlin hatte sie A. W. Schlegel nach Coppet mitgenommen, das nun durch den längeren Besuch deutscher, französischer und dänischer Schriftsteller zu einer wahren Gelehrtenkolonie und Poetenrepublik wurde. Von den stehenden Gästen nennen wir die Politiker Pictet de Rochemont und Benjamin Constant, die Gelehrten Sismondi und A. W. Schlegel und unsern Bonstetten, von denen, die auf kürzern Besuch in Coppet verweilten, Johannes Müller, Tieck, Oelenschläger, Fr. Brun, Chamisso, die inzwischen fromm gewordene Frau v. Krüdener und Zacharias Werner, von dessen Erscheinung im Zirkel von Coppet Oelenschläger die folgende drastische Schilderung entwarf[246b]: „Ich war einige Wochen in Coppet gewesen, als eines Tages Zacharias Werner mit einer großen Schnupftabaksdose in der engen Westentasche, die Nase voller Tabak und mit tiefen Verbeugungen in die Halle trat. Er sprach schlecht französisch, aber das genirte ihn nicht. In seinem Patois theilte er täglich über Tisch der Gesellschaft in einer Art von Vorlesungen seine mystische

Aesthetik mit. Man hörte ihm sehr andächtig zu und es fehlte nicht viel, so hätte er Proselyten gemacht. Daß unter diesen Verhältnissen in Coppet der lebhafteste geistige Verkehr herrschte, liegt auf der Hand und es überrascht keineswegs, wenn Bonstetten bemerkt: „Es wird in dem Coppet in einem Tage mehr Witz versprüht, als in manchem Land in einem Jahre.“ Von A. W. Schlegel war Bonstetten anfänglich ganz entzückt, so daß er Fr. Brun meldete: „Es ist unmöglich, mehr Witz zu haben, als Schlegel. Er nimmts mit Jedem auf und sein deutsches Französisch ist so voller Witz, so drollig, so schneidend, daß jeder Streiter in zehn Minuten entwaffnet ist. Schlegel hat eine angenehme Physiognomie, einen Zug von Güte, der aber bei jeder Gemüthsbewegung scharf wird wie ein Schwert, dann so charakteristische Geberden, daß ich immer lachen mußte. Die Stael brachte es immer zum Disputiren und schlug den Takt. Jede alte französische Meinung muß nun wieder in's Turnier und wird wie ein rostiger Ritter entsattelt. Die arme französische Poesie wird jeden Tag auf's Blut gehetzt; die Stael macht sie selbst herunter.“ Daß diese Unterhaltungen nicht nur an geistigen Anregungen überaus reich und für die Reifwerdung des Buches über Deutschland von nicht geringem Einfluß sein mußten, sondern auch auf die geistige Entwicklung und Läuterung der Stael sehr wohlthätig einwirkten, geht aus der Bemerkung Bonstetten's hervor: „Die Stael wird mit jedem Tage besser und größer. Es ist aber auch wieder ein Unglück, ein großes Talent zu sein. Sie stehen einsam in

der Welt, wie der Montblanc.“ Die höchste Blüthe erreichte aber das Leben in Coppet im Jahre 1809.

Die Stael brachte den Winter 1804—1805 in Italien zu, wo sie zu ihrem Roman „Corinna“ angeregt wurde. Aus Turin schrieb sie Bonstetten das treffende Witzwort: „Die Italiener haben mehr Heiterkeit der Einbildungskraft als des Geistes.“ Aus Rom, wo sie im Februar 1805 eintraf, berichtet sie Bonstetten: „Das Gefühl Rom zu lieben, wird wie durch einen Zauber bewirkt, besonders hinsichtlich meiner, da ich unter den Römern Niemand finde, mit denen ich geistig oder gemüthlich verkehren könnte; ich habe seit einiger Zeit gelernt, ganz mir selbst zu leben. Humboldt (Wilhelm), der sich Ihrem Andenken empfiehlt, ist hier meine liebste Gesellschaft. Uebrigens unterhalte ich mich vorzugsweise mit römischen Sachen. Was aber daran langweilig ist, sind die Prinzen. Ich stehe mich viel besser mit den Cardinälen, welche, weil sie ein wenig regieren, auch einen etwas weitern Gesichtskreis haben. Wozu braucht man hier die Menschen, wo die Dinge so laut sprechen. Gestern wurde ich von der Akademie der Arkadier mit unbeschreiblichem Applaus empfangen. Ganz Rom mit seinen Fürsten, Kardinälen 2c. war anwesend. Ich verschone Sie jedoch mit einem Dutzend Sonette, die ein neues Gestirn aus mir machen, doch neigt sich dieses Gestirn, ganz so wie es ist, Ihnen zu.“ Von Rom begab sich die Stael nach Neapel und kehrte dann im Spätjahr nach Genf zurück, wo auch Friederike Brun eingetroffen war. Der Winter 1805—1806 wurde nun

von den Freunden in traulichem Zusammenleben zugebracht, worauf die Stael im Frühling zuerst nach Auxerre ging, um sich Paris, dem verbotenen Paradiese, immer mehr zu nähern.

Aus dieser Zeit stammen interessante Aeußerungen, welche die fieberhaft aufgeregte Frau brieflich an Bonstetten und Fr. Brun richtete. So schrieb sie am 15. Juli aus Auxerre an die Freundin: „Mein Gott! Wenn in diesem Frankreich, meiner Heimath, in dem Lande dessen Sprache ich rede nur einige Funken Ihres Heerdes wären, wie wohl würde es mir thun. Ich weiß, daß Kräfte in mir schlummern, die mich zu größeren Leistungen befähigen, als meine bisherigen, aber als Französin geboren zu sein mit einem fremden Charakter, französische Neigungen und Gewohnheiten zu haben und zugleich die Ideen und Empfindungen des Nordens, das ist ein Abgrund der das Leben verschlingt." Diese Doppelnatur, deren Verschmelzung die geniale Frau in unaufhörlichem Ringen anstrebte und deren Dasein sie nur mit Schmerzen empfand, war es eben, was ihren Schriften in der Entwicklungsgeschichte des französischen Geistes eine dauernde Stelle erwarb und ihre hohe Eigenthümlichkeit ausmacht.

Von Auxerre rückte die Stael dem sehnsüchtig begehrten Paris immer näher bis auf eine Entfernung von 12 Stunden, wo sie Grundstücke ankaufte, in der Hoffnung, den Winter dort zubringen zu dürfen. Aus Rouen, wo sie in Gesellschaft der beiden Schlegel und Benjamin Constant's lebte, richtete sie die folgenden wohl ihrem tiefsten Herzen

entsprungenen Gedanken an Bonstetten: „Wer darf in dieser auf den Kopf gestellten Welt noch von sich selbst reden! Nie haben die Ereignisse ärger mit den Gedanken gespielt und wenn ich daran denke, daß ich meine Erziehung in einer Zeit erhielt, wo der literarische Ruhm jedem andern voranging, so muß ich glauben, auf einen andern Planeten gerathen zu sein." Ihr Wunsch, Paris so nahe wie möglich zu wohnen, ging wirklich in theilweise Erfüllung, da sie den Winter 1806—1807 in Melun, 10 Stunden von Paris entfernt, zubrachte. Im Sommer 1807 finden wir sie jedoch schon wieder in dem entfernteren Auxerre, von wo aus sie im Herbst nach Wien reiste. Im Winter hatte sie den Roman „Corinna" vollendet, in welcher das Problem der „Delphine" wiederholt, damit aber eine Schilderung Italiens und seines Lebens verbunden wurde, deren glänzende Farbenpracht, gedankenvoller Ernst und brillanter Styl der begeisterten Frau, trotz aller Anfeindungen der imperialistischen Presse, die Anerkennung verschaffte, die erste Dichterin Frankreichs und Chateaubriand in seinen besten Leistungen ebenbürtig zu sein.

In Wien ging die Stael zuerst ernst an das Werk, ein Buch über die geistigen Zustände Deutschlands zu schreiben, welche Arbeit sie in Genf, wo sie Anfangs Winter wieder angelangt war, fleißig fortführte und Bonstetten wie den nächsten Freunden große Partien daraus vorlas. Das gleiche Buch beschäftigte die Stael auch das ganze Jahr 1809 hindurch mit geringen Unterbrechungen. Der Spät=

Herbst 1809 war es auch, in dem die Geniewirthschaft in Coppet durch den Besuch der Romantiker und Mystiker jener Zeit seinen Höhepunkt erreicht haben mochte. Bonstetten, dessen gesunder Sinn durch die phantastische Drehkrankheit des Zacharias Werner und Consorten sich angeekelt fühlen mußte, entwarf der Brun folgende ergötzliche Schilderung dieses Treibens: „Nichts ist mehr verändert als Coppet. Du wirst sehen, die Leute werden alle noch katholisch, böhmisch, martinistisch, mystisch. Ganze Tage sieht man nur Deutsche; die Bedienten verstehen kaum französisch. Oelenschläger wohnt hier, ein schöner junger Däne. Overbeck und Z. Werner kommen. In Genf mesmerisiren die P. — Wenn die Stael allein im Wagen fährt, so liest sie Mystik. Nun repetiren sie ein biblisches Drama der Stael, die „Sunamitin", wo Ezechiel (Constant) B... wieder auferstehen läßt. Schlegel (wohl Friedrich) will die Dreieinigkeit durch mein Werk erklären; mir ist das Alles Gräuel und Abscheu, wenn nicht die Stael immer gut wäre und mich liebte. Sollten wir beide je wieder beisammen leben, so werde mir nur nicht mystisch. Auch die Krüdener ist durchgeflogen. Sie ist ganz närrisch und sprach mit der Stael von Himmel und Hölle. Mich stinkt das Unwesen an, wie Assa foetida; wenn man mir aber nicht damit zu nahe kommt, so amüsiren mich die Leute. Wird mir Genf zu mystisch, so gehe ich nach Paris oder Sicilien. Tieck soll anlangen. Nichts ist drolliger, als wenn man von diesem berühmten Künstler spricht. Canova und Thorwaldsen seien Zwerge gegen den Mann[247])."

Gleichzeitig faßte die Stael den Plan, nach Amerika zu reisen, was Bonstetten 14 Jahre früher ebenfalls beabsichtigte, indem er 1795 „an den Ufern des Baches Wiskinning, der in den Susquehannah sich ergießt, 43 Stunden von Philadelphia", tausend Morgen Landes angekauft hatte[248]). Der Plan wurde jedoch bald fallen gelassen und auch Frau v. Stael blieb in Coppet, um dann in Paris die Herausgabe ihres Werkes „de l'Allemagne" zu besorgen, das denn auch im Sommer 1810 ausgegeben werden sollte. Ein kolossaler Willküract Napoleons hinderte jedoch das rasche Erscheinen des Buches, da er die 10,000 Exemplare starke Ausgabe vernichten ließ. Nur ein Exemplar, das schon in den Händen der Stael war, konnte gerettet werden. Diese eigentlich barbarische Handlung erregte in Paris die größte Indignation. Zugleich erhielt Frau v. Stael die Weisung, Paris binnen zwei mal 24 Stunden zu verlassen. Sie erkundigte sich nach dem Grunde dieser Maßregel und deutete an, ob er wohl darin läge, daß sie den Kaiser nicht erwähnt habe, worauf sie jedoch den Ministerialentscheid vom 10. October erhielt, der Kaiser hätte ohnedies keinen würdigen Platz darin finden können, das Werk sei überhaupt nicht französisch. „Zugleich schien mir, daß die Luft dieses Landes (Deutschland) uns nicht zusagt und wir sind noch nicht so sehr herabgekommen, um Vorbilder in jenem Lande zu suchen, das Sie bewundern." Einen nähern Anhaltspunkt zum Verständnisse der Maßregel bieten wohl die Stellen, welche schon während des Druckes von der Censur gestrichen

wurden und zugleich den allerdings dem herrschenden Systeme feindlichen Geist der Verfasserin am besten charakterisiren. So wird bei Gelegenheit Friedrichs des Großen gesagt: „Ein Mann vermag entgegengesetzte Elemente zusammenhalten, aber nach seinem Tode scheiden sie sich wieder.“ Eine unerhörte Entrüstung erregte eine Stelle, in welcher die Abwägung der Pflichten nach Gründen der Zweckmäßigkeit getadelt wurde. Aber als das schwerste Verbrechen galt der Schluß des Buches: „O Frankreich, Land des Ruhmes und der Liebe! Wenn der Enthusiasmus einstens auf deinem Boden erlöschen, wenn kalte Berechnung alles beherrschen und das Raisonnement allein sogar die Verachtung der Gefahren einflößen sollte, was würde dir dein schöner Himmel, deine glänzenden Geister, deine üppige Natur nützen? Eine thätige Intelligenz, ein wissenschaftlicher Ungestüm würde dich zwar zum Herren der Welt machen, aber du ließest in ihr nichts zurück als die Spur der Sandstürme, fürchterlich wie die stürmenden Fluthen, öde wie die Wüste[249]).“

Die Stael blieb auch während des Jahres 1811 in Genf, wo sie einige Artikel in das neue „Dictionaire historique“ schrieb und mitunter kleine Komödien dichtete, die im Freundeskreise aufgeführt wurden. Doch war sie fortwährend voller Unruhe und befürchtete Alles, da sogar ihre Pariser Freunde und Freundinnen, die sie in Genf besuchten, deßhalb auf eine Entfernung von 40 Stunden von Paris verbannt wurden. Zuerst dachte sie wieder an ihren Plan, nach Amerika zu reisen, welches Project aber

demjenigen einer Reise nach Schweden unterlag. In die Zeit vor ihrer Abreise fiel ihre zweite Vermählung mit einem jungen invaliden Offizier, Namens Rocca, über welche Fr. Brun die folgenden interessanten Aufschlüsse gibt: „Im Sommer 1806 sahen wir den jungen Rocca in Coligny als einen Jüngling von 18 bis 20 Jahren. Es war der schönste Kopf, den ich je sah und war uns allen lieb durch die Unschuld seiner Seele und die großartige Offenheit seines Wesens. Er ward damals an die polytechnische Schule in Paris gesandt, sog daselbst den militärischen Geist ein und ging in den spanischen Vertilgungskrieg. Rocca wurde bei einem Treffen schwer verwundet und lag schon vom Todesschlummer umfangen auf der Wahlstatt, als eine junge Spanierin ihn erblickte und ergriffen von seiner Schönheit an seinen Tod nicht glauben wollte. Mit schnellem Entschlusse entriß sie ihn dadurch den mordlustigen Weibern, daß sie ihn vor dem Altar einer naheliegenden Kapelle für todt liegen ließ. Dort bewachte sie den Scheintodten, bis die Menge sich verlaufen hatte, ließ ihn dann heimlich in ihre Wohnung bringen, wo sie seine Wunden verband und ihn durch stärkende Mittel wieder in's Leben zurückrief. Sechs Wochen lang war das holde Geschöpf seine einzige Pflegerin. Wenn Schmerzen ihn quälten, spielte und sang sie ihm zur Guitarre Lieder vor. Rocca genas und kehrte wieder in die Heimath zurück. Mit einem hölzernen Beine und an der Schulter und am Arme schwer verwundet, langte er 1811 wieder in Genf an, lernte mit dem glühenden jungen

Herzen die erste Frau ihrer Zeit kennen und heirathete sie."

Nach der Vermählung, die jedoch bis zum Tode der Stael der Welt geheim gehalten wurde, begann die schwerverfolgte Frau ihre unruhige Wanderung durch Schweden und die Hauptstädte Deutschlands und Oesterreichs. Besonders wohl that ihr die herzliche Aufnahme, die sie in Schweden fand. Auf flüchtige Momente berührte sie Coppet und Genf, um 1815 wieder nach Italien zu reisen, von wo sie 1816 über Genf nach Paris reiste, nicht ohne Bonstetten die Ahnung zu verrathen, daß sie ihn nicht mehr zu sehen erwartete, nachdem sie noch Wellington bewogen hatte, die fremde Armee, welche Frankreich besetzt hielt, um 30,000 Mann zu vermindern. In Paris kam sie schwer leidend an und schon Mitte März 1817 erhielt Bonstetten die Nachricht, daß sie mit dem Tode ringe, da sie schon so schwach war, daß man ihr das Essen wie einem Kinde einschütten mußte. Ihr und Bonstettens Freund, der berühmte Arzt Jurine, reiste zwar nach Paris, um die Sterbende wo möglich nach Genf zu führen, doch zu spät, da die geniale Frau schon am 8. Juli ihre große Seele ausgehaucht hatte. Ueber die letzte Zeit ihres Lebens und die rührende Liebe, welche sie ihrem Gatten bewies, gibt Bonstetten folgende interessante Mittheilungen:

„Im Monat Februar (1817) kam sie aus einer großen Gesellschaft, wo sie mehr als je geistreich gewesen war. Sie ging zu Rocca, wollte klingeln, aber hatte nicht mehr die Kraft dazu. Sie wollte ihm die Hand drücken, aber ihre

Hand konnte sich nicht mehr schließen. So nahm die Lebenskraft ab bis zum leisen, letzten Athemzuge, ohne daß ihr Geist die geringste Trübung erlitt. Im Gegentheil war sie nie beredter, als während ihrer Krankheit, doch konnte und wollte sie niemals einschlafen, aus Furcht, Rocca nicht wieder zu sehen, da sie immer in der Furcht schwebte, ihre oder seine Augen könnten sich, während sie schlief, auf ewig schließen. Am Abend vor ihrem Tode gab sie Befehl, daß man Rocca seine Arznei ja geben solle. Später sagte sie ihm: „Ich habe Feuer in deinem Kamine machen lassen, weil es diesen Abend so kalt ist." Ach, es war die Kälte des Todes, dem sie entgegenging, denn der Abend war sehr warm. Sie sagte darauf noch: „Diesen Winter gehen wir nach Neapel, und nun gute Nacht!" Am Morgen des folgenden Tages starb sie, schmerzlos und sanft. Ihr Gatte überlebte sie nur kurze Zeit.

Dieser schmerzliche Verlust erschütterte Bonstetten tief. Aus ihrem Zimmer in Coppet sah er ihren Sarg anrücken. Der Leichenzug wandelte langsam zwischen Kindern und Greisen (alle Männer waren mit der Aerndte beschäftigt), bis in das von einer Mauer eingeschlossene, von Pappeln umgebene Buchenwäldchen, wo das kleine Häuschen stand, in welchem schon Vater und Mutter lagen. Vom bittersten Leid bewegt schrieb Bonstetten Ende August an Matthisson: „Ich kann sie mir noch immer nicht todt denken. Welch' ein Verlust für mich! Welche Lücke in meinem Leben! Adieu, geliebtester M. Erhalte Dich gesund und sterbe mir nicht weg!" Und mit aller Wärme seines liebevollen

Herzens spricht er Anfang November noch das schöne Wort der Anerkennung über die gestorbene Freundin aus[250]:

„Einer der höchsten, besten Züge ihres Charakters war ächte, wahrhafte Versöhnlichkeit. Der Wunsch, einem Feinde zu schaden, konnte in ihrer Seele keine zwei Augenblicke dauern; ihr ganzes Wesen war Güte und Liebe. Was ihrer Herzensgüte den höchsten Werth gab, war, daß Niemand die Menschen besser kannte und Niemand sich witziger rächen konnte, als sie. Vieler Menschen Güte kommt daher, daß sie die Menschen nicht kennen und das Böse nicht einsehen, das in ihnen ist. Das war aber bei der Stael nicht der Fall. Dabei hatte sie in moralischen Dingen ein Gerechtigkeitsgefühl, das ich über Alles schätze.“

Der Verlust der Stael ward auch von dem Schriftsteller Bonstetten tief empfunden, denn wie Matthisson den Freund zu deutschen, so regte Frau v. Stael ihn fortwährend zu französischen Arbeiten an. Sie bemühte sich lebhaft, für seine Schriften Verleger zu finden und als sein Buch über Latium 1804 erschienen war, übernahm sie, dasselbe in den französischen Blättern zu besprechen. Uebrigens war Bonstettens Lage, als er das eben genannte Buch ausarbeitete, eine wahrhaft tragikomische. Auf der Gränze beider Sprachen und wo beide nichts weniger als rein gesprochen werden, war er geboren worden, um in Yverdon, Genf und auf seinen Wanderjahren die französische Sprache als eigentliche Conversationssprache sich so sehr anzueignen, daß er in Gefahr gerieth, sein bischen Deutsch beinahe ganz

zu vergessen. Der Umgang mit Müller, Matthisson und Fr. Brun, sowie der Aufenthalt in Kopenhagen, wo er sechs deutsche Bücher drucken ließ, hatten ihn wieder einigermaßen deutsch schreiben gelehrt. Nun stürmte die Stael auf ihn ein, zur französischen Sprache in seinen Schriften zurückzukehren. Da rief er denn in komischer Verzweiflung über seine Sprachqualen aus: „Du kannst Dir keinen Begriff von meiner Ochsenarbeit machen; doch fühle ich, daß sie mir nützlich ist. Meine Gedanken werden auseinandergezogen, so daß sie oft Marterschreie ausstoßen; aber die Dinger müssen Hand und Fuß bekommen. Es ist noch die Frage, ob ich französisch schreiben kann; lernen würde ich es gewiß bald, aber in Paris, wo Leben ist, oder bei der Stael." Wie übrigens seine Geistesbildung, sowie sein ästhetisches Urtheil einen durchaus französischen Charakter und zwar altfranzösischen, keineswegs Chateaubriand-Stael'schen Charakter hatte, geht deutlich aus seinem Urtheil über Shakespeare hervor, den er in der trefflichen Uebersetzung A. W. Schlegel's las. „Welche Stücke könnte man aus Shakespeare's Dramen machen, wenn man die Scenen versetzte, viel Spaß, der nur auf den dortigen Pöbel paßte, änderte. Aber Shakespeare begeistert und wenn er nichts oder zu viel sagt, da hilft sich der Geist selbst [251])." Und anderswo heißt es [252]): „Shakespeare hat im höchsten Grade die deutschen Fehler. Aber er hatte eine noch rohe, brennende, leidenschaftliche Natur seiner Nation vor Augen, wo dem Manne von Genie die innere Natur mehr an Tag kommt, als in

civilisirten Zeiten." In Uebereinstimmung hiemit wie mit seiner ganzen behaglichen Lebensphilosophie stand die Verehrung des Horaz. „Mein halbes Leben klebt an Horaz," schrieb er einst an Matthisson, und in einem andern Briefe forderte er den Freund auf, doch recht fleißig im „Heiligen Flaccus" zu lesen[253]). Auf diesem Standpunkte mußte es Bonstetten unmöglich sein, den größten und reichsten Dichtergenius aller Zeiten in seinem Wesen zu erfassen.

Das Jahr 1804 brachte Bonstetten den Besuch Müller's, der „immer der alte, lustige, muntere, bücherfräßige" war und mit dem er „wie vor 25 Jahren" verkehrte. Noch viel größer war aber Bonstetten's Freude, als er im Spätjahr Matthisson anrücken sah, der die Fürstin von Dessau auf einer Schweizerreise begleitete, wobei sich denn auch bei den alten Knaben die sentimental-schwärmerischen Scenen der Freundschaften des 18. Jahrhunderts erneuerten. Bonstetten berichtet darüber an Fr. Brun: „Nach dem Essen gingen Matthisson und ich in sein Zimmer; er schloß die Thüre zu, umarmte mich zum Ersticken und schwur mir seine heiligste Freundschaft. Als ich abreisen mußte stieg ich zu Pferd und ritt im Sturm bei Donner und Wetterleuchten ab. Jenseits Coppet schien unser Mond über den Balkon und der Horizont war höllenschwarz. So langte ich — „Hurrah, die Todten reiten schnell!" — in Genf an."

Eine interessante Episode seines Lebens verdankte Bonstetten einem zweimonatlichen Aufenthalte in Paris, wohin

theils Geschäfte ihn führten, theils das Verlangen, das Urtheil französischer Gelehrter über sein Werk: „Untersuchungen über die Natur und die Gesetze der Einbildungskraft" zu vernehmen. Ueber die Eindrücke und Erlebnisse dieser Zeit geben Briefe an Fr. v. Stael interessante Aufschlüsse [254]), die seine Individualität scharf charakterisiren. Sein Freund Stapfer, ehemaliger Gesandter der helvetischen Republik in Paris, führte Bonstetten in einige jener gesellschaftlichen Kreise ein, in welchen theils die Traditionen der alten Zeit noch fortlebten, theils die Keime späterer Entwicklungen aufzusprossen begannen. Der bedeutendste war im Hause Suards, des geistreichen und gelehrten Redacteur des „Publiciste", an welchem Frau v. Stael, Portalis, der jüngere Lacretelle rc. mitarbeiteten. Ferner besuchte er die Soireen des Exministers Carnot, der Wittwe Lavoisier's und den berühmten Salon der Madame Recamier, deren Besucher ihm jedoch mit einigen wenigen Ausnahmen langweilig erschienen. Doch neben der Gesellschaft seiner Freunde suchte Bonstetten alles auf, was die Weltstadt an Schätzen barg. Die Sammlungen jeder Art, das Museum, die Bibliotheken, besuchte er auf's Fleißigste. Sehr bezeichnend für seine Geschmacksrichtung ist es, daß der kalte akademische David seine Bewunderung erregte, während der sinnlich kräftige, lebensprühende Rubens ihm gar nicht behagte. Auch die Theater besuchte er häufig und seine diesfälligen Bemerkungen gehören zu dem Geistreichsten, was seiner Feder entfloß. So schrieb Bonstetten nach einer Aufführung der Rodogune: „Die Verse

Corneille's machten mir Angst; sie streifen immer so nahe an Majestätsbeleidigung, daß ich mich unwillkürlich zuweilen umsah, um zu schauen, ob sie nicht von Spionen notirt und der Polizei angezeigt würden." Treffend ist auch folgende Bemerkung über die neue Methode der Schauspieler, die auch auf manche berühmte deutsche Schauspieler Anwendung findet: „Der moderne Styl der Schauspieler besteht darin, von Ideen aus zum Gefühl zu gelangen und nicht von der Empfindung aus zu Ideen. Daher kommt der Fehler, alles zeichnen, detailliren zu wollen, wodurch große Wirkungen unmöglich werden." Die Stücke Picard's sind ihm interessant, als Gemälde einer neuen Gesellschaft „dieser Welt ohne Anmuth, welche der Revolutionshölle entsprang." Im Ganzen war aber der Eindruck, den Paris auf ihn machte, ein überaus mächtiger, und es mochte für die nach Paris so heiß verlangende Stael kein großer Trost in folgenden Worten liegen, die ihr Bonstetten auf seiner Heimkehr aus Besançon zusandte: „Alle Städte erscheinen häßlich, wenn man von Paris kommt, von diesem Paris, wo die Luft so lind und die Erde so leicht ist, von dieser Stadt, wo den Ideen Raum gegeben ist, sich zu bewegen. In dem moralischen Klima entwickelt sich alles wie in der Region des Süden, das Gute zum Besten, das Schlechte zum Schlimmsten.... Die Tugenden und Laster, das Angenehme und das Mangelhafte können sich doch nach Belieben in dieser Stadt ergehen, wo man über nichts erstaunt und wo die Menschen weniger als anderswo aufeinander drücken." Der schmerzliche Eindruck, den diese begeisterte

Schilderung auf die Stael machen mußte, mag wohl stärker gewesen sein, als das Vergnügen, welches ihr Bonstetten's feine Bemerkung verschaffte: „Wenn man von Ihnen spricht, fängt man stets mit einem „Aber" an, um mit Lobeserhebungen zu schließen."

Der Winter 1805—1806 ward, wie schon oben bemerkt, durch die Anwesenheit der Stael und Brun in Genf, sowie durch die zahlreichen Besuche in Coppet zu einem Glanzpunkte im Leben Bonstetten's. Besonders Sismondi, der schon die Ausarbeitung seiner „Geschichte der italischen Republiken" begonnen hatte und manche Abtheilungen derselben dem glänzenden Cirkel in Coppet vorlas, war neben der Stael ein Hauptheld desselben. Im Frühling 1806 zerstreute sich aber der Kreis nach allen Richtungen, da die Stael ihren Versuch, Paris sich so weit als möglich zu nähern, machte und Fr. Brun nach dem Süden Frankreichs und Italien reiste, wohin Bonstetten, dessen Frau im December 1805 gestorben war, sie begleitete.

Von Interesse ist aus jener Zeit die Notiz, daß der über die Schweiz wegen einiger ihm unbequemer Vorgänge erzürnte Autokrat Frankreichs im Sommer 1806 mit dem Plane umging, die Schweiz zu monarchisiren. Schon die Stael schrieb Mitte Juli aus Auxerre an Bonstetten: „Es heißt überall, daß der Prinz Borghese zum König der Schweiz ernannt werden soll." Diese Nachricht erhält Bestätigung durch den berüchtigten Brief Johannes v. Müllers an den französischen Minister Maret, in dem er von Lobeserhebungen Napoleons überströmt und ebenfalls das Ge-

rücht erwähnt, daß die Schweiz einen Fürsten erhalten solle, worein er sich geduldig fügt. In einem andern Briefe, den der „Republikaner" Müller ziemlich gleichzeitig an den Großherzog von Baden, Mitglied des Rheinbundes, richtete, der aber, wie es scheint, nicht an seine Adresse gelangte [255]), ging der charakterlose Mann so weit, dem Fürsten sogar die Versicherung zu geben, daß die Schweiz, wenn sie ihm ungetheilt zukomme, am Ende „aus der Noth eine Tugend machen und zufrieden und hoffnungsvoll sein werde." Dieses Projekt scheint aber in der Geburt erstickt worden zu sein, da der Schweiz selbst, nach dem Schweigen der bedeutendsten Geschichtschreiber jener Periode zu schließen, keine derartigen Eröffnungen gemacht wurden. Die Vorbereitungen zu dem Kriege mit Preußen mochten wohl derartige für Napoleon minder wichtige Pläne in den Hintergrund drängen.

Ende December 1808 finden wir Bonstetten wieder in Genf, nachdem er das ganze Jahr mit Friederike Brun in Rom und Neapel zugebracht hatte und während seiner Abwesenheit die Schrift über die Einbildungskraft erschienen war, die in vornehmen Kreisen großes Aufsehen erregte. In die ganze Zeit von 1809 bis 1814 fällt nichts, was von größerer Bedeutung ist. Das bekannte Leben in Coppet dauerte fort bis zur Abreise der Stael und außerdem setzte Bonstetten seine Studien wie die Pflege seiner Salonsfreundschaften und Genüsse fort, welches Leben nur 1812 durch eine zweite Reise in den Süden Frankreichs unterbrochen wurde. Großen Schmerz bereiteten dem gut-

herzigen Manne zwei Trauerfälle, der Tod Johannes Müllers (1809) und seines jüngern Sohnes Eduard (1810). Erst das Jahr 1814 mit seinen weltverändernden Ereignissen zeigt unsern Freund wieder in wichtigeren Beziehungen.

Wie bekannt wollte eine starr aristokratische Partei in Bern den Einmarsch der Alliirten in die Schweiz benützen, um die alte aristokratische Verfassung mit der alten Herrschaft über die Waadt und den Aargau wieder herzustellen, welcher Plan aber an dem energischen Widerstande der bedrohten Kantone, sowie der übrigen Schweiz und der alliirten Fürsten scheiterte. Dem hellen Kopfe Bonstetten's kam dieser Erweckungsversuch eines Leichnams so abgeschmackt vor, daß er hierüber an Fr. Brun schrieb: „Eine ganz tolle bernische Faktion hat beim Einrücken der Oesterreicher die von Frankreich eingesetzte Regierung abzudanken bewogen, die alte Regierung wieder eingesetzt und die Wiedervereinigung des alten Kantons befohlen. Daraus entstand, daß die Waadtländer Anstalt machten, sich sogar den Oesterreichern zu widersetzen, welches selbst die alliirte Armee gegen Bern aufbrachte. Bern war illuminirt und ein lächerlicher Jubel ward bei den Meisten laut. Aber die beiden Kantone Waadt und Aargau ließen das bernische Reunionsdekret als ein Libell verbieten; die neu-eingesetzte und doch alte berner Regierung ward von allen verlassen. Dieser bernische Aufstand gegen zwei conföderirte Kantone bewog die ganze Eidgenossenschaft sich in Zürich zu versammeln (wo die Tagsatzung die Mediationsverfassung als

aufgehoben erklärte und nach unendlichen Hindernissen ein neues Föderativsystem, den spätern Bundesvertrag von 1815, annahm). Die neuen Kantone, ehemals Unterthanen, sind nun in ihrer Unabhängigkeit gesichert. Die alliirten Kaiser geben die besten Versicherungen ihres Wohlwollens. Sie wollen alle Gränzen Helvetiens wieder hergestellt wissen, aber sich gar nicht in die innern Angelegenheiten mischen." Von Genf berichtet Bonstetten[256]: „Hier haben die Oesterreicher die alte Regierung wieder herzustellen befohlen. Kein Traumgebild ist unerwarteter als diese Erscheinung der alten Syndics und aller der magnifiques Seigneurs. Viele Alte leben wieder zu ihren jungen Tagen auf, viele lächeln über das arme, neugeborne, schutzlose Kind; hier und da steigen alte Erinnerungen, gedämpfte Gefühle auf. Man will suchen, sich an die Schweiz anzuknüpfen."

Eine der wichtigsten Bestrebungen Genfs in jenen Tagen war neben der Wiedervereinigung mit der Schweiz zugleich die Erweiterung seiner Gränzen, um dadurch zugleich der ganzen südwestlichen Schweiz eine gute Militairgränze zu verschaffen. Genf und später die Tagsatzung schickten zu diesem Zwecke Pictet von Rochemont, den Freund Bonstetten's und der Stael, einen der bedeutendsten schweizerischen Staatsmänner unserer Zeit und jedenfalls der bedeutendste, ja fast einzige jener Tage, an die Congresse von 1814 und 1815 ab, wo derselbe freilich nicht die von den Bewohnern Nordsavoyens selbst gewünschte Einverleibung in die Schweiz[257]), wohl aber die Ein=

schließung dieses Gebietes in das System der schweizerischen Neutralität erlangte. Ueber den Erfolg der Bemühungen Pictet's, der freilich von der Tagsatzung aus erbärmlichen Gründen so gut als gar keine Unterstützung erhielt, schrieb der darüber hocherfreute Bonstetten an Fr. Brun: „Genf ist unserm Pictet alles schuldig. Er hat sich in Wien und Paris so beliebt gemacht, daß alle Eroberungen*) von Genf ihm allein zugeschrieben werden. Die guten Genfer sind nun bodenglücklich, wie man in Bern sagt, obgleich ein gewisser Aristokratismus schon zu spuken beginnt.“ Doch auch Bonstetten lieferte sein Schärflein auf den Altar des Vaterlandes, indem er 1815 eine in begeisterter Sprache verfaßte Schrift erscheinen ließ, in welcher er über die europäische Bedeutung der schweizerischen Neutralität gewichtige Worte sprach.

Für Genf sollte aber noch eine besondere Freude erblühen. Schon zeigten sich die Sympathien Genfs für die deutsche Schweiz in der Art und Weise, wie das Studium der deutschen Sprache in der Calvinsstadt Wurzel zu fassen begann, so daß Bonstetten Ende 1814 der dänischen Freundin melden konnte: „Man hat nun einen Professor der deutschen Sprache, der schon 122 Schüler hat. Sind die Genfer einmal eingedeutscht, so wird ihnen dies wohl anstehen. Die Stael hat Vieles zur Verbreitung der deutschen Sprache beigetragen.“ Ein anderes Ereigniß gab jedoch den Genfern noch eine viel natürlichere und allge-

*) Die sich jedoch auf einige kleine Gebietserweiterungen beschränkten.

meinere Gelegenheit, ihren Wunsch nach einer Wiedervereinigung mit der Schweiz mit aller französischen Lebhaftigkeit kundzugeben. Es war dies der Einmarsch schweizerischer Truppen in Genf Anfang Juni 1814. Doch lassen wir auch diese Scene durch Freund Bonstetten erzählen [258]):

„Genf ist trunken vor Freude. Den 1. Juni zog eine kleine Schweizergarnison aus Freiburg ein, als Vorbote der Vermählung mit der Schweiz. Es ist unmöglich, die Trunkenheit und Freude aller Genfer zu beschreiben. Alle, alle waren unter den Waffen, Triumphbogen von Cologny, wo die Schweizer aus dem Schiffe stiegen, bis vor das Rathhaus. Kein Mensch blieb zu Hause, selbst alle Kinder zogen aus. Ich war zu Thränen gerührt, diese schönen Kinder von 5 und 6 bis zu 12 Jahren zu sehen, ein Regiment mit Bogen, Köchern und Pfeilen, es waren die ganz kleinen, schön wie Amoretten; ein Regiment Lanzenträger, eins Grenadiere; drei kleine Dinger auf kleinen Pferden mit großen Säbeln als Generale. Alle übrigen Kinder, Schwestern, Mütter waren dabei, alles geputzt, Freude und Hoffnung auf allen Gesichtern, dazu Geläute aller Glocken, Donner aller Kanonen! Man sagt allgemein, Genf werde ein Kanton der Schweiz, der allerhöchste Wunsch unserer lieben Genfer!"

Man sieht, schon damals war engste Verbindung der Schweiz mit Genf der heißeste Wunsch dieser glorreichen Republik, eine Sympathie, welche durch die erfolgte Vereinigung binnen wenigen Jahrzehnten so tiefe Wurzeln

schlug, daß Genf heute seine Existenz als unzertrennlich von derjenigen der Schweiz betrachtet, und daß, als die agressive Politik des gegenwärtigen französischen Kaisers unter lügenhaften Vorspiegelungen, gewaltsamen Einschüchterungen und absichtlichen Fälschungen das Vorwerk von Genf und der ganzen Westschweiz, die nordsavoy'schen Provinzen an sich riß und drohend gegen Genf heranrückte, die Scenen der Begeisterung von 1814 beim Einzuge und längern Aufenthalte der schweizerischen Bundestruppen im Jahre 1860 in eben so mächtiger Weise sich erneuerten, als Genf selbst unter dem Schutze schweizerischer Freiheit und Selbständigkeit zu einer so großartigen Blüthe gelangt war.

IX.

Ein heiterer Lebensabend.

„Ihre Lebensalter stehen im umgekehrten Verhältnisse zu denen der ovidischen Welt. Das erste war nicht das goldene, sondern das irdene. Ihr viertes ist das goldene, in dem sich mit dem gereiften Geiste des Mannes die Unschuld und Heiterkeit des Jünglings vermählen." Mit diesem schönen Worte Zschokke's leiten wir passend die Darstellung der letzten Lebensperiode Bonstetten's ein, da in dieser Zeit Bonstetten's Geist und Gemüth die reichsten Blüthen entfaltete. In diese Zeit, theilweise noch in wenige frühere Jahre hinüberragend, fallen auch jene schriftstellerischen Arbeiten Bonstetten's, die, wenn sie auch keinen Anspruch auf dauernde wissenschaftliche Bedeutung haben, doch in den Kreisen der vornehmen Welt zur Zeit ihres Erscheinens Aufsehen erregten und allerdings manchen geistreichen Gedanken, manche feine Beobachtung enthalten. Es sind die schon erwähnten „Untersuchungen über die Natur der Einbildungskraft", in welchen Bonstetten den „Essai sur les fictions" seiner Freundin Stael ergänzte; die 1815 erschienenen „Pensées sur divers objets du bien public", in welchem Buche besonders die Pflege des Landbaues

warm befürwortet wurde; die „Etudes de l'homme"; „l'homme du Nord et du midi" und „la Scandinavie et les Alpes", d. h. jene drei Werke, auf welche das obige Gesammturtheil die reichste Anwendung findet.

Eine strenge philosophische Forschung, wie sie in Deutschland bei derartigen Arbeiten vorausgesetzt wird, dürfen wir freilich von Bonstetten nicht erwarten, denn hiefür war seine Natur viel zu beweglich, seine Thätigkeit zu dilettantisch, seine Einbildungskraft zu überwiegend. Auch liegt eben so viel Wahrheit als eine allerdings unbewußte Ironie darin, wenn die Stael über eines dieser „philosophischen" Werke ihres Freundes den Ausspruch fällt: „Ich habe soeben Ihr Buch zu Ende gelesen. Es ist dies das erste mal in Frankreich, daß in einem metaphysischen Werke Kenntniß des menschlichen Herzens und Poesie gefunden wird [259])." Was wir einfach „Beobachtungen" nennen, ward in jenen Kreisen schon für philosophische Speculation gehalten.

Im Wesentlichen bestand die philosophische Grundlage Bonstetten's noch immer in dem alten, Condillac'schen Sensualismus, den er mit nicht besonderm Glücke dahin fortführte, daß er das Vorhandensein eines sechsten Sinnes entdeckt zu haben glaubte, welcher die Vermittlung der äußern Sinneseindrücke mit der geistigen Natur des Menschen, die er einfach als Seele voraussetzt, zu vollziehen habe. Die folgende Stelle klärt über den Charakter dieser sensualistisch-spiritualistischen Philosophie Bonstettens viel gründlicher auf, als die ausführlichste Analyse seiner

Schriften. Bonstetten sagt nämlich: „Den sechsten Sinn habe ich in meinem letzten Werke entwickelt; c'est le sens intérieur, ein ganzes Sinnengebäude, das mit dem äußern Sinne (den fünf Sinnen) in genauer Verbindung steht und den organischen Körper mit der Seele verbindet, la sensibilité. Alle Empfindungen kommen von Innen, alle Begriffe (idées) von Außen; beide vereinigen sich in der Seele zu einem Ganzen. Wenn man eine geliebte Person sieht, so bildet das Auge die Person; der innere Sinn, la sensibilité, übergießt sie mit dem süßen Duft der Liebe, so daß die Seele, durch beide Organe belebt, das Bild der Geliebten vollendet. Jedes Vergnügen ist ein Akkord zweier Töne, davon der eine im äußern, der andere im innern Sinne entsteht; Fortsetzung dieser Akkorde ist Wohlsein. Die ganze Moral ist Entwicklung dieser Seelenharmonie, die, wo alle Seelen unter sich harmoniren, das gesellschaftliche Wohl bilden."

Man wird es nach dieser Anführung begreiflich finden, daß wir sowohl auf ein weiteres Eingehen auf Bonstetten's philosophische Bemühungen verzichten, wie anderseits, daß diese Empfindungsphilosophie mit ihren sentimental-epikuräischen Anwendungen ganz dazu geschaffen war, um die vornehme Welt zu gewinnen, die mit möglichst geringer Mühe ihren Ansichten einen geistigen Anstrich geben mochte, weil dies als zu einer höhern Bildung gehörig betrachtet wurde. Während die „Philosophie" Bonstetten's von den strengen deutschen Denkern unberücksichtigt blieb, ist es drollig zu sehen, mit welchem Behagen Bonstetten jene

Complimente hinnahm, welche ihm aus der vornehmen Welt überaus reichlich zukamen. Bald ist es die Herzogin von Würtemberg, die ihm ein Federchen zuschickt „gefunden den 23. April unter bewußtem Baum zu Rolle, als Ihr Freund so innig gut von Ihnen mit mir sprach[260])", woran die Dame folgende Bemerkung über das Buch „Etudes de l'hommo" anknüpft: „Es sind vortreffliche Sachen darin. Das Tiefsinnigste und Abstracteste ist mit einer Klarheit und Bestimmtheit vorgetragen, die man nicht genug bewundern kann. Ueberhaupt, welch eine herrliche Sprache." Bald kommt „eine der liebenswürdigsten Pariserinnen wie vom Monde gefallen. Sie hat alle meine Schriften (deutsche und französische) gelesen und ist in die Tiefen meiner Philosophie eingeweiht. Sie wollte mit mir mein Werk lesen; sie versteht mich durch und durch[261])." Dann schreibt ihm die erste Frau König Jerome's aus Rom: „Jedermann kennt hier Ihr „Latium" und Jedermann bestürmt mich um Nachrichten von Ihnen;" wozu der geschmeichelte Autor bemerkt: „Alle diese Bonaparte's sind doch gute Leute!" Oder er erhält den Besuch eines schwedischen Grafen, welcher Bonstetten versichert, seinen „Pensées" Alles schuldig zu sein. Auch machte es dem Philosophen Bonstetten großes Vergnügen, als er ein Diplom aus Neapel erhielt, wo er zum Mitglied der Akademie ernannt wurde. Die Belehnung mit einer gelehrten Mandarinenwürde durch den Kaiser von China wäre fast eben so schmeichelhaft gewesen! Daß aber bei diesen leichten Triumphen der strenge Ernst der deutschen Philosophie dem

heitern Lebensmanne nicht zusagen konnte, ist ziemlich begreiflich. Bei seinen häufigen Expectorationen über seine philosophischen Schriften findet sich keine Stelle, die von einer etwelchen ernstern Beschäftigung mit der gleichzeitigen großartigen philosophischen Entwicklung in Deutschland durch Fichte, Schelling und Hegel zeugt. Nur von Kant spricht Bonstetten hie und da, doch in schroff ablehnender Weise. So las er in Paris dem Kantianer Stapfer absichtlich nichts aus seinem Manuscripte vor, denn „ein Kantianer ist für mich eine Schnecke, der ich, aufrichtig gesagt, eben so wenig vorschlagen kann aus ihrer Schaale zu kriechen, als einem Krebs [262].“ Und in einem Briefe an die Gräfin Albani sagt er kurzweg: „Die deutsche Philosophie kann nur gefallen, wenn sie in einen Schleier gehüllt ist; sie ist eine häßliche und herrschsüchtige Coquette, die man sich wohl hüten muß, in ihrer wahren Gestalt zu zeigen [263a].“

So wenig schmeichelhaft diese Seite für Bonstetten ist, so wichtig ist sie zur Charakteristik des Mannes und seiner Zeit. Verlassen wir sie, um uns einer andern Richtung des vielseitigen, reichbegabten Mannes zuzuwenden, die ihn wieder in dem liebenswürdigstem Lichte zeigt, seinem religiösen und politischen Freisinn. In Bonstetten's Mittheilungen und Ansichten spiegelt sich zugleich der politische und geistige Druck, der während der Restaurationsperiode so schwer auf der Schweiz wie auf Europa lastete, auf's Treueste ab.

Wir haben schon oben gesehen, wie unbehaglich Bon-

stetten das mystische Treiben in Coppet war, eine Geistes-krankheit, der geistvolle Frauen am leichtesten anheimfallen, die Stael so gut wie in unsern Tagen Georges Sand. Aber auch gegen den religiösen Ausfluß jener mystischen Gefühlsschwelgerei, den kopf- und herzverrückenden Pietismus, empörte sich Bonstettens gesunder Sinn. So beurtheilt er das Sektenwesen scharf und treffend: „Die Momiers und alle Sekten entstehen aus unangewendeter Thätigkeit. Das Sektiren gibt ein neues Leben, ein Geschwür — ein partielles Leben am unrechten Ort, das zerstört, weil es nicht an seiner Stelle ist. Wäre ich ein altes Weib, ich würde morgen zu den Momiers übergehen[263b]).“ Als aber das Sektenwesen in Genf anfing, überhand zu nehmen und Bonstetten 1819 sich an Matthisson wendete, um dessen Beistand zu einer passenden Besetzung der deutschen reformirten Predigerstelle in Genf anzurufen, konnte er sich nicht enthalten, das caeterum censeo beizufügen: „Man will keinen Mystiker noch Fanatiker, da schon so viel von diesem Zunder hier gelegt worden ist. Die englischen Mystiker haben sich bei uns eingenistet und säen überall Unheil aus. Diese Menschen sind eine wahre Religionspest. Jeder Einzelne scheint erträglich zu sein; allein Viele bei einander werden zum rasenden Feuer, das Alles in Asche legt[264]).“ Im gleichen Jahre schrieb Bonstetten an Fr. Brun: „Unsere liebe L. ist eine Methodistin geworden. Du glaubst kaum, wie dieser religiöse Unsinn hier die Köpfe verrückt. Die Engländer revolutioniren hier durch Geld und Emissarien, die das Volk gegen die

Geistlichkeit aufhetzen und, so viel an ihnen ist, Zwietracht, Haß und Verfolgungsgeist anfachen. Wäre die Regierung nicht so klug, die Engländer hätten uns schon Bürger- und Religionskrieg gebracht." Und 1824, nach dem letzten Besuche bei Pestalozzi klagt Bonstetten der Freundin: „Die Plage des Landes (Waadt) ist die Methodisterei. Dieser sanfte Glaube hat in diesem schönen Kanton Väter und Söhne so entzweit, daß in Lasaraz auf den Gassen eine Schlägerei zwischen ihnen entstanden ist. Unsere L. ist halbtoll. Wie soll das viele Bibellesen, das gelehrte und gebildete Menschen seit achtzehn Jahrhunderten entzweit hat, wie soll das nicht auf rohe Seelen wirken? In Genf hat man die Sekte durch Verachtung gedämpft. In diesem Kantone entfernt man die tollen Prediger aus ihrem Sprengel oder aus dem Lande. Die beiden Religionen (katholische und reformirte), die so glücklich zusammen lebten, fangen nun wieder an zu zanken." Noch 1828 berichtet Bonstetten an Zschokke: „Die protestantischen Pfarrer im mittäglichen Frankreich sind nun fast alle Methodisten. Sie predigen wie Betrunkene vom heiligen Geiste." Und wenige Wochen früher meldete er Fr. Brun mit schelmischem Behagen [265]): „Deine L. lebt nur mit den Momiers und spricht viel vom Teufel. Einmal kamen meine Bedienten und fragten mich, ob denn wirklich so ein Ding wie der Teufel umherlaufe? Sie erzählten, die L. hätte einem alten fremden Bedienten auf die Achsel geklopft und gesagt: „Siehst Du nicht den Teufel hinter Dir?" Der Mann schrak zusammen, als ob der Teufel ihn schon

am Halse gepackt hätte. Da lief er in meine Küche und bat meine Leute, sie sollten doch den gelehrten Bonstetten fragen, ob wirklich ein solcher Teufel herumlaufe. Einige Weiber sind aus Pietisterei närrisch, andere ganz verrückt geworden. Da schrieb ein witziger Kopf nachstehende Verse auf den großen Treiber der Pietisterei, den Expfarrer Malan, und schlug sie an seiner Hausthüre an:

„L'humble pasteur de ce réduit
L'humble Manan vous avertit,
Bonnes gens, qui venez l'entendre,
Que si vous y perdez l'esprit,
Il n'a pas de quoi vous le rendre."

Bekanntlich war das Jahr 1824 reich an pietistischen Skandalgeschichten, unter denen die Wildisbucher Kreuzigungsgeschichte, die von dem geistvollsten modernen Kulturhistoriker Deutschlands die gründlichste historische und psychologische Behandlung erfuhr[266]) und so als ein Typus dieser Krankheitserscheinungen unserer Zeit hingestellt ist, wohl die erste Stelle einnimmt. Auch an Bonstetten ging dieses Zeugniß entsetzlicher Verirrung nicht unbemerkt vorüber. Wie tief er von ihr ergriffen wurde, zeugen die folgenden an Fr. Brun gerichteten Worte: „Lies die Geschichte von Wildisbuch nahe bei Zürich (besser: Schaffhausen), wo sich ein Mädchen hat kreuzigen lassen. Die wahre Geschichte ist ein herzbewegender Roman. Man sieht daraus, wie wunderbar die Liebe zu Gott zur Liebe zum Manne hat werden können. Göthe könnte da einen zweiten Werther schreiben (wozu Fr. Brun die nicht besonders

glückliche Bemerkung macht: „Eher Faust doch ohne Gretchen!“), der uns alle zu Narren machen würde. Die überall herrschende Bibelsucht treibt mit revolutionärem Schritte in die Regionen des Tollhauses. Die Leute wissen nicht, daß jede Uebertreibung uns zu Narren machen kann. Lies Dubois, eines indischen Missionairs, Werk über die Uebel, welche eine unbedachtsame Ausstreuung der Bibel in Indien bewirkt. Die heiligen Mädchen würden auch mich zum Narren machen. Es ist viel Poesie im Mysticismus und im Glauben an unsere eigenen Einbildungen, so daß die höchste Liebe im heiligen Tollhause zu finden wäre. Die Schmerzen der Kreuzigung waren Genuß für die verrückte Peter. Nun glauben viele verrückte Bauern, das Kind der heiligen Liebe sei ein neuer Jesus [267].“

Indem Bonstetten gleichzeitig die nämliche Geschichte auch Matthisson erzählt, berichtet er ihm folgende Pendants aus der französischen Schweiz: „In Lasaraz wollte ein Familienvater Weib und Kinder ermorden, um desto freier an Gott denken zu können. Was für eine Wunderlaterne von Gutem und Bösem die menschliche Seele ist [268].“

Schon 1819 hatte Bonstetten dem Freunde zwei Gräuelthaten aus dem Kanton Bern erzählt, wo zwei Söhne ihre Väter aus religiösem Fanatismus ermordeten und dabei wiederholt auf die Hauptquellen dieser grauenhaften Verirrungen aufmerksam gemacht. Als eine Hauptursache bezeichnete er die Bibelgesellschaft und besonders die Traktatengesellschaft in Basel, welche „insgeheim kleine Bücher ausstreuen läßt, die würdig wären, aus dem

Tollhaus zu kommen. Es kommen dafür Fonds aus England [269]).“

Mit der gleichen Indignation, wie diese krankhaften Erscheinungen reformirten Sektenwesens, erfüllten ihn auch die Kundgebungen katholischen Fanatismus. Besonders waren es die Protestantenverfolgungen im Süden von Frankreich, die ihn auf's Tiefste empörten. „Frankreich ist eine wahre Hölle; religiöser Fanatismus zündet am politischen seine Höllenfackel an,“ schrieb er Fr. Brun. Zugleich schickte er Anfangs April einen Brief aus Nismes an Matthisson, damit er dessen Einrückung in die Allg. Zeit. besorge, „weil es wichtig ist, daß Europa die Lage der dortigen Protestanten kennen lerne.“ Mit Entrüstung kehrt Bonstetten sich gegen die Uebergriffe des Ultramontanismus und der Jesuiten und mit Ekel wendet er sich von den wieder an helles Sonnenlicht heraufbeschworenen Mumien der Restauration ab. So schreibt er am 21. Juli 1822 an Matthisson: „Im Städtchen Brieg im Wallis sind hundert Jesuiten, die bald den ganzen Kanton wie Paraguay beherrschen werden. Der *, der einzige Gelehrte im Lande, sagte mir, er dürfe kein Buch, nicht einmal über Mineralogie, halten, weil darin wohl etwas gegen die Sündfluth vorkommen möchte. Sobald man ein Buch entdeckt, wird es über die Gränze geschafft. Die Jesuiten sind so frech, daß sie in einer Schrift haben drucken lassen: „Si la Diète osait.“ — Die Tagsatzung, ihr Souverain, wagen! Einer wollte die Worte rügen, aber es half nichts. — Alle Knaben, die Talente zeigen, müssen sich den

Jesuiten ergeben oder sie werden ohne Untersuchung weggejagt. Ein Schüler in der philosophischen Abtheilung hatte sich mit einem Knaben geschlagen. Er wurde an einen Pfahl gebunden und empfing öffentlich 50 Hiebe, von denen er todtkrank wurde. So steht es mit der Erziehung im Wallis." Pikant ist auch das in kurzen Zügen hingeworfene Bild der wieder eingeführten „fête de Dieu“ in Thonon. „Auf dem Markte prangte ein Altar, vier Stockwerk hoch. Prächtige Truppen zogen mit Musik auf; alle hatten unter Bonaparte gedient. Dann erschienen wieder Nonnen, Pfaffen, Brüderschaften und runzelige Weiber. Das alte Jahrhundert schien da wieder aus der Vergangenheit zu treten. Es war mir ein Gräuel, diese Gespenster wieder zu sehen[270])." Mit welch gutem Humor Bonstetten aber auch die erkünstelte Frömmelei der Restaurationsperiode aufzufassen vermochte, davon zeugt die Bemerkung, daß die Französinnen den Katholicismus wie einen modischen Shawl umlegen. Mit vollstem Behagen erzählt er auch dem Freunde Matthisson, daß im Anfang 1822 der katholisch gewordene (Restaurations-) Haller einen Bauern auf der Straße antraf und ihn frug: „Nu, Hans, was gibt's Neu's in Bern?" „Nit viel, Sie säge, der Papst häb es neu's Hurechind übercho," lautete die lakonische Antwort. Ueberhaupt verhielt sich Bonstetten dem confessionellen, dogmatischen Christenthum gegenüber in seinen geisteshellen Greisenjahren ziemlich indifferent. Einen der drolligsten Belege bildet folgende, mit dem besten Humor gemachte Mittheilung an Matthisson, dem er im

Sommer 1822 aus Payerne schreibt: „Ich habe hier statt eines Kellners eine sechszehnjährige Emmenthalerin, so ganz Natur, daß ich Stunden lang mit ihr schwatzen möchte. Einst fragte ich sie, ob die Emmenthaler an der luzerner Gränze (wo sie zu Hause ist) gut mit den Katholischen ständen. „Es chunt so ziemli in eins," war die Antwort, „die Katholische hei schönere Kilche, das Uebrig ist schier einerlei."

Diese Haltung, dem confessionellen Gegensatze und besonders den krankhaften Auswüchsen desselben gegenüber führte ihn jedoch keineswegs zu einer negativen Haltung gegen die religiösen Grundsätze der Aufklärungsperiode, denen er bis zu seinem Lebensende treu blieb. Wohl mag auch die Uebereinstimmung mit den rationalistischen Ansichten Zschokke's, dessen Stunden der Andacht großen Eindruck auf Bonstetten machten, ohne daß Zschokke ihm das Geheimniß seiner Autorschaft verrieth, ein Hauptgrund gewesen sein, der ihn in seinen letzten Lebensjahren mächtig an den, ihm in so mancher Hinsicht geistesverwandten Mann fesselte. So schreibt Bonstetten im August 1829, zwei Jahre vor seinem Tode, an Zschokke[271]): „Die Religionsbegriffe wären die besten, wenn sie vernünftig wären. Aber da tritt die Priesterschaft mit ihrem zürnenden Jehova und zeugt neue Noth. Gott ist, wie man ihn selbst denkt, Allmacht mit Weisheit und Güte vereint, was bedarf man mehr. Alles Vernunftlicht ist auf die physische Welt ausgegossen. Die alte Finsterniß liegt aber auf unserm Selbst, bewacht von Priestern, die in tausend Farben schillern."

Und Zschokke antwortet: „Ich glaube an Gott und darum an wachsende Verklärung der Geisterwelt; an fortschreitende Entthierung der Menschheit; an die Heiligung des All's in Gott, zu Gott, durch Gott. Und darum glaube ich auch an die unsterbliche Liebe zu Bonstetten.“

Wie Bonstetten auch an seinem Unsterblichkeitsglauben festhielt, doch in sehr modificirter, durchgeistigter, von der Jugendansicht einer persönlichen Fortdauer sehr verschiedener Weise, davon zeugt folgende Stelle aus einem Trostbriefe an Matthisson nach dem Tode von dessen junger Frau[272]): „Wenn die Atome der Körperwelt sich wieder finden und wenn dieses Finden Leben ist, wie kann man zweifeln, daß unsere Gefühle, daß die Atome des geistigen Lebens sich nicht auch wiederfinden, um in der Geisterwelt fortzuwirken und fortzuleben. Ich habe irgendwo unter meinen Papieren einen Aufsatz, worin ich beweise, daß Ordnung und Existenz unzertrennlich sind, wie Ursache und Wirkung; daß Vernichtung unmöglich ist und daß Alles, was lebt, den Gesetzen der Natur folgen muß, welche das Leben bilden. Nichts kann aus dem Leben, aus der Wirklichkeit fallen, eben so wenig, als die Planeten aus ihren Bahnen. Liebe ist ein Ton der großen Weltharmonie; sie ist unzertrennlich, wie die Gesetze der Anziehung, welche das Weltall regieren. Nicht deine schöne Luise wirst du wiedersehen; aber ihre und deine Liebe werden wie verwandte Töne zusammentreffen, um höhere Harmonien zu bilden.“

Man mag sowohl vom Standpunkte der modernen Orthodoxie wie der speculativen Theologie diese Beweis-

führung, wie den religionsphilosophischen Standpunkt Bonstettens ungenügend finden. Für uns und für unsere Aufgabe reichen die gegebenen Berichte und Ansichten hin, Bonstetten als eine ebenso geistesfrische wie hochherzige Erscheinung zu erkennen und zu lieben.

Einen eben so erfreulichen Eindruck macht Bonstetten nach der Seite seines politischen Charakters. Wir haben zwar schon öfter gesehen, wie sehr er einer friedlichen, allmäligen Entwicklung schon zur Zeit der aristokratischen Herrschaft zugeneigt war und wie die fanatische Reaction von Bern im Jahre 1814 ihn anwiderte. Die feinen Beobachtungen über die segensreichen Wirkungen freier Institutionen, sowie die trüben Erscheinungen der Restaurationspolitik wirkten jedoch auf den klarblickenden geistvollen Mann so mächtig ein, daß die aristokratischen Gewohnheitsansichten Bonstetten's von dem kräftigen Wellenschlage des neuen Geistes bürgerlicher und politischer Freiheit immer mehr zurückgedrängt wurden, bis endlich in hohen Greisenjahren sein politisches Glaubensbekenntniß von der gleichen geistigen Freiheit getragen wurde, wie sein religiöses. Schon 1819 nannte er die politischen Bestrebungen der Ultra „Sprünge galvanisirter Frösche ohne Leben.“ Tief ergriffen ihn namentlich die grauenhaften Gewaltmittel, welche die absolutistischen Regierungen in Spanien und Neapel im Beginn der Zwanzigerjahre zur Niederhaltung jeder wenn auch noch so mäßigen Reform anwendeten. So spricht er Anfangs 1821 Friederike Brun seine wärmsten Sympathien für die Reformbestre-

bungen in Neapel in folgenden Worten aus: „Wenn ich erzählen dürfte, wie Alles in Neapel eine Seele ist, um die Freiheit zu retten, Deine junge Seele würde gegen Deine Ultraseele aufstehen. Du hörst aber nicht alles, was ich hier höre und die Zeitungen (wie der Oesterreichische Beobachter) sind ein Gewebe von Lügen.“ Und als 1823 die siegreiche Reaction ihre politischen Orgien feierte, zeigte Bonstetten für ihre Opfer die wärmsten Sympathien, eben so entschieden, wie für die um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Griechen. Aber auch die österreichische Gewaltherrschaft in der Lombardie fand in Bonstetten einen unerbittlichen Richter. „Ich sehe jeden Tag,“ meldet er 1821 der dänischen Freundin, „irgend einen Flüchtling aus Italien, die besten tugendhaftesten Menschen; gestern einen von Brescia, der vor zwei Jahren die Schweiz durchreiste, um in seinem verwaisten Lande Schulen zu stiften. Diese Schule, welche seit einem Jahre unter den Augen der Regierung blühte, haben sie zerstört; den vortrefflichen Mann wollten sie nach Venedig in den Kerker schleppen. Er entkam jedoch. Es herrscht nun ein ordentlich regularisirtes System, um alles Geistige zu zerreißen; aber die Herzen auch der rohesten Unterthanen empören sich allenthalben und überall legt sich brennbarer Stoff ein, der, wenn er lange glimmt, nur um so ärger ausbrechen wird.“

Tief indignirte ihn auch die nachgiebige, willfährige Haltung, welche die Restaurationsregierungen der Schweiz den ungebürlichen Forderungen der Großmächte gegenüber

einnahmen. „Gottlob, daß ich in keiner Regierung bin (schreibt Bonstetten 1823); die heilige Allianz ist uns ungünstig. Man hat Drohungen an alle Kantone gemacht, so daß man alle Fremden, besonders die Italiener, wegschickt. Die besten Menschen, unter ihnen achtzigjährige Greise (wie Buonarotti mit einer kranken Frau, der sein Leben kümmerlich durch Musikunterricht erhielt) müssen fort. Lies den „Drapeau blanc", den Haller schreibt. Er ist das Triebrad; allein ich glaube nicht, daß die elende Faktion in Frankreich sich halten könne. Wir hoffen auf England, das sich warm für uns interessirt [273])."

Je ärger die Zumuthungen der Mächte wurden, um so schmerzlicher empfand Bonstetten den Mangel einer festen, einheitlichen Macht der Schweiz. „Ich bedaure ewig, daß in der Schweiz gar kein Brennpunkt, gar keine Einheit ist," klagte er Zschokke 1822. Und 1823: „Wir nennen uns Genossen, und sogar Eidsgenossen, und hängen zusammen wie Sandkörner, die nur ein zufälliger Kitt zum Körper bildet. Man will uns aristokratisiren, ohne nur zu fragen, auf w a s sich diese neue Gewalt stützen könnte? Damit wir etwa fremde Hülfe, fremde Ketten anrufen [274])?" Mit eben so viel Scharfsinn als mit dem Gefühle tiefer Trauer bezeichnet er die Grundursache der schwächlichen, fügsamen Politik der meisten Kantone, den Prätensionen des Auslandes gegenüber in folgenden Worten: „Was den meisten Schweizerregierungen abgeht, ist der m o r a l i s c h e M u t h. Denn Regierungen kleiner, ohnmächtiger Staaten haben immer nur das Gefühl der Furcht, die ihnen

ihre Schwäche bei der Vereinzelung einflößt. Nie oder selten empfinden sie den Muth, welchen die Stärke des ganzen eidgenössischen Bundes, oder die Stärke der Unschuld oder der Charakter des jetzigen Zeitalters gewähren sollte. Denn selten haben sie zur Stärke des Bundes durch Ablegung aller Eifersucht und Belebung der Eintracht (auch durch Opfer) beigetragen; selten haben sie ganz reines Gewissen und klare Anschauung des Jahrhunderts, in welchem wir leben [275])."

Mit aller Energie betonte Bonstetten deßhalb die Schöpfung einer neuen, starken Centralgewalt, die er in kritischen Momenten sogar zu einer Diktatur gesteigert zu sehen wünschte und sprach dabei dem Vertrag von 1815 das folgende Urtheil: „Ich habe die Flugschriften über die schweizerische Neutralität und ihre Vertheidigung gelesen, doch vermisse ich in allen den wesentlichen Punkt. Ich meine damit eine politische Organisation, die geeignet ist, im Augenblicke der Gefahr eine Centralgewalt zu besitzen, welche stark genug wäre, um die Militairkräfte zu vereinigen und sie zu jener festen Geschlossenheit zu bringen, ohne welche keine Macht etwas ausrichten kann. Ich kenne die helvetische Verfassung und ihren Geist zu wenig, um über diesen Gegenstand zu schreiben; aber ich empfinde es lebhaft, daß unser gegenwärtiger Bundesvertrag für unsere politische, nicht strategische, Vertheidigung nichts taugt. Es überrascht mich zu sehen, daß Niemand daran denkt, uns wenigstens zeitweise gegen den kantonalen Egoismus zu vertheidigen, da sonst alle Strategie eitel ist. Wenn

ich die Schweiz angreifen wollte, so würde ich nur einen Mengaud schicken, der unsern Aristokraten einige Wörtchen in die Ohren flüstern müßte. Den kleinen Kantonen würfe ich ein Paar Thaler zu und Sie würden sehen, daß es bald zuginge, wie bei den Bienen des Virgil:

> Hi motus animorum atque haec certamina tanta,
> Pulveris exigui jactu compressa quiescunt*)."

Es ist ein lebendiges Zeichen jenes hohen Geistes, der aus den Oppositionsbestrebungen der Restaurationszeit wie aus den stürmischen Kämpfen der Dreißiger- und Vierzigerjahre immer mächtiger sich herausarbeitete, bis er in den Jahren 1847 und 1848 das diplomatische Auskunftsmittel des Fünfzehnerbundes durch allgemeine Volkserhebung beseitigte, daß Bonstetten, der Patricier von Bern und ehemalige Aristokrat, mit einem der edelsten Demokraten, Ludwig Snell, in dieser Kardinalfrage übereinstimmte. Stimmt es doch vollständig mit Bonstettens Ueberzeugungen überein, wenn L. Snell 1832, dem Todesjahre Bonstetten's, in seinem „Adreßentwurf freier Schweizerbürger aller Bezirke des Kantons Zürich an die Tagsatzung[276])" die erhebenden Worte spricht: „Noch fehlt uns ein umfassender Nationalverband und ohne ihn ist unser Volk gelähmt in sich selbst und in der Reihe der Nationen eine Null . . . Mit dem Augenblicke, wo die alte eidgenössische Freiheit, auf Rechtsgleichheit gegründet, unterging, und

*) „Diese Gemüthsbewegungen und großen Geisteskämpfe kommen zur Ruhe, erstickt durch den Wurf von etwas Sand."

die Städte und ihre Faktionen ihre drückende Herrschaft erhoben, lösten die Glieder sich ab vom Ganzen und erstrebten in verblendeter Eifersucht ihre kleinlichen Zwecke und ihr abgesondertes Wohl. . . . Nur wenn ein fester Nationalbund alle Kraft unsers Volkes in Eine Wirkung und zu Einem Ziele vereinigt; nur wenn ein wahrhaft eidgenössisches Vaterland, jenem Bunde entblühend, Alle Liebe unsers Volkes in Einen Brennpunkt sammelt: nur dann wird im Kampfe der sterbende Krieger, wenn die Waffe seinen ermattenden Händen entsinkt, mit dem beseligenden Vertrauen scheiden, daß er mit seinem Tode den Sieg der Freiheit und den Sieg des Vaterlandes erringen half."

Wie geringe Hoffnungen aber auch Zschokke auf die Regierungsmitglieder der Restaurationszeit, die „aus der Revolution hervorgegangen, wie die französischen Emigranten aus dem Exil," von denen Napoleon das bekannte Wort sagte, sie hätten nichts gelernt und nichts vergessen [277]), ergibt sich deutlich aus den mißmuthigen Worten: „Jede Kantonsregierung fühlt mehr die Kleinheit ihres Kantons, als die Majestät der Eidsgenossenschaft. Daher die furchtsame, kleinmüthige Ansicht der Dinge bei jenen Staatsmännern, die für Alles in der Welt ihre Gründe, aber für nichts Grundsätze haben."

Mit Jubel ward deßhalb die Julirevolution von Bonstetten begrüßt. Schon zu Anfang Juli hatte der 85jährige Greis das prophetische Wort ausgesprochen: „Europa ist überall im fünften Akt [278])." Und als endlich die Kunde

jener großartigen Ereignisse, welche die Welt auf Jahrzehnte erschütterten und mit Sturmgewalt den feudalpfäffischen Spuk in Frankreich beseitigten, in Genf anlangte, änderte Bonstetten in dem Briefe, in welchem er Zschokke über diese Ereignisse schrieb, die Jahreszahl 1830 in Anno I und jauchzte dem Freunde zu: „Zschokke, Zschokke! Sind wir nicht Alle ein Klafter höher gewachsen, als wir vor vierzehn Tagen waren. Ist nicht der letzte Julius der Anfang einer neuen großen Epoche der Menschheit? Sind nicht die Kleinen groß, die sogenannten Großen klein? Sind wir nicht Alle gleich, Alle wieder Menschen geworden?" Und als die Folgen der Julirevolution auch auf die Schweiz mit lavinenhafter Schnelle sich ausdehnten, schrieb er an Zschokke: „Die Schweiz wird prächtig gehen, wenn nur Bern in besserer Stellung wäre. Die allgemeine Verbindung und Verkettung aller Menschen und Nationen ist so, daß nichts zurückbleiben kann. In der Schweiz werden die ersten Kantone die letzten sein und im alten Morast bleiben. Das friedliche Reformiren der Staatsverfassungen ist das höchste Resultat unserer Civilisation. Die alte Unveränderlichkeit und Unverbesserlichkeit der Gesetze hielt alle Erfahrung zurück, eben da, wo Licht die größte Noth war. Das jetzige Beispiel der reformirenden Kantone kann nicht genug bewundert werden." Spricht sich in diesen Worten der alte Bonstetten mit seinem ihn durchs ganze Leben geleitenden Ideale einer friedlichen Entwicklung doch in liebenswürdigster Weise aus! Auch den Umschwung in seinem Heimathkanton

begrüßte Bonstetten mit lebhafter Freude. Vor der bittern Enttäuschung durch das spätere Auftreten der burgdorfer Partei bewahrte ihn der Tod. Sicher wäre das brutale Dorfmagnatenthum der Schnelle und ihre feige Politik dem Ausland gegenüber eben so wenig nach seinem Geschmacke gewesen, als die Restaurationsgrillen der unverbesserlichen Aristokraten.

Eine besondere Neigung bewies Bonstetten auch noch in seinen letzten Lebensjahren für die im weitern Sinne politischen Vereine, von denen er eine mächtige Förderung der Vaterlandsliebe erwartete. Wie der Mann Bonstetten in der helvetischen Gesellschaft sich heimisch fühlte und die Erinnerung an dieselbe bis zum späten Abende seines Lebens erhielt, so schrieb der Greis (1823) an Friederike Brun: „Diese helvetischen Versammlungen haben eine elektrische Wirkung auf den Patriotismus der Schweizer. Alles ist darauf berechnet, die Schweizer in eine Nation zusammenzuzaubern [279].“ Und noch im December 1830 rückt er gegen Zschokke mit folgendem Vorschlag heraus [280]): „Nichts hat der Schweiz mehr Nutzen gebracht, als die helvetischen Versammlungen jeder Art. Diese waren die Sammler der freien Gedanken, die sich da zusammenpaarten. Ich wünschte mir sogar eine politische Versammlung, die sich mit Staatsfragen abgäbe. Staatsmänner aus allen Kantonen sollten sich 1831 an einem Centralort versammeln, um die allgemeinen Interessen aller Kantone zu behandeln. Eine Tagsatzung kann dies nicht so wohl, wie eine freie Versammlung, wo die

Worte keine andere Kraft haben, als die des innern Werthes."

So sehen wir Bonstetten in der letzten Periode seines Lebens die politischen und religiösen Erscheinungen mit klarem Aug erfassen und ihre Entwicklung nach allen Seiten mit dem regsten Interesse verfolgen, mit geübtem Blick Wesentliches von Unwesentlichem und Falschem unterscheiden und mit feinem Sinn aus der Fülle der mannichfaltigsten, widerstreitendsten Elemente die Keime neuer großer Entwicklungen erkennen, alles das vom Standpunkte einer so hohen geistigen Freiheit aus, daß sie ihn, unbeirrt durch jeden persönlichen Einfluß, überall das Wahre und Gute finden läßt. Mag der neueste Biograph Bonstettens ihn bedauern, daß er unfähig war, den modernen Pietismus, das Momierstthum als den Sauerteig zu erkennen, der allein geeignet sei, „die durch die Philosophie abgeschwächte Gesellschaft zu beleben[281])." Sein durchaus unbefangenes Urtheil über das Muckerthum ist uns eben ein Beweis mehr für seine Geistesfrische. Die großartige neueste Entwicklung der Schweiz, die in ihrem Laufe weder durch katholische, noch durch reformirte Orthodoxie aufgehalten wird, ist die schönste, deutlichste Bestätigung der Gesundheit und Richtigkeit von Bonstettens Urtheil. Da wir jedoch glauben, Bonstetten nach seinen hauptsächlichen Geistesrichtungen genügend dargestellt zu haben, sei es uns gestattet, zu seinen Erlebnissen zurückzukehren.

Es war ein herrlicher, farbiger Lebensabend, der dem edeln Greisen zu Theil war. Alle reiche Fülle geistigen

und gemüthlichen Genusses goß sein freundlich Geschick noch über seine letzten Jahre aus und wie die Freundschaft dem Jüngling die schönste Weihe bot und seine Seele mit hohen Idealen erfüllte, wie sie den Mann treu durch das Leben geleitete, so bot sie auch dem Greisen ihre herrlichsten Gaben, zu denen noch ein letzter Silberblick der Liebe kam.

Es ist ein großer Kreis bedeutender Menschen, der sich um Bonstetten zieht. Seine Jugenderinnerungen führen ihm Voltaire, Bonnet, Abauzit, Moultou, den Dichter Gray, Necker und Johannes Müller zu; die Mannesjahre verlebte er in innigstem Verkehr mit den Pictet, Rumford, Jurine, Butini, Matthisson und Frauen wie die Stael, Rilliet de Saussure, Gräfin Albani, Friederike Brun. Aber auch seine geistesfrischen Greisenjahre waren reich an den schönsten freundschaftlichen Beziehungen, die theils ganz neue Errungenschaften waren, theils aus früheren Lebensaltern herübergenommen wurden. In dem kalten Egoismus unserer Tage mit ihren Freundschaften mit jeder möglichen Reservation und Obligation weht es einen wie Lenzesluft, wie ein letzter Gruß eines goldenen Zeitalters an, wenn wir Bonstettens Briefe an seine Freunde lesen. Das lebendigste Mitgefühl für Lust und Leid des Freundes, die zarteste Schonung unwesentlicher Sonderbarkeiten, die den Kern des Menschen nicht berühren, die freudige Anerkennung jeder tüchtigen Leistung und die edelsinnige Förderung zu ihrer Lösung, mit einem Worte der innigste Antheil an allen Schicksalen, guten und schlimmen, der Freude, all das tönt in den vollsten und reinsten Accorden

aus Bonstettens Correspondenzen herüber in unsere Zeit mit ihrer Selbstsucht und schroffen Abschließung, wie ein Lied vom verlorenen Paradiese. Wenn es ein Beweis für den edeln Character eines Menschen ist, von edeln Menschen geliebt zu werden, so hat Bonstetten diesen Beweis auf das Reichste und Glänzendste geleistet. Gewiß hat aber auch kein Mensch dies gütige Schicksal mehr verdient als er. Sagt doch Zschokke, der intimste Freund Bonstetten's im letzten Decennium seines Lebens, von ihm aus: „Selten wußte ein Sterblicher so rein, so innig und zärtlich zu lieben, wie Bonstetten; selten aber ward ein Greis so allgemein und so herzlich wieder geliebt wie er. Ich glaube, es ist fast kein europäisches Land, in welchem nicht von seinen Freunden wohnen und deren Herz nicht durch die Botschaft seines Todes eine Wunde davon trug, die erst spät vernarben wird." Mischte sich in den Verkehr zuweilen etwas überschwängliche Sentimentalität und ließ Bonstetten von seinem Feuer sich zu eigentlich komisch wirkenden Uebertreibungen hinreißen*), so behielt er im Ganzen doch sein besonnenes Urtheil, seine unbefangene Würdigung der Vorzüge seiner Freunde, die ihn aber auch nicht hinderte, ihre Schwächen zu erkennen und sie gelegent-

*) So z. B. beim letzten Besuche Zschokke's in Genf. Da Zschokke's plötzliche Erscheinung ihn überraschte, begann er den Empfang mit freudigem Beifallklatschen; dann ohne ein Wort zu sprechen, ergriff der 80jährige Greis Zschokke's Hände zum Tanze und zweimal walzten beide im Zimmer die Runde herum; darauf erst umarmten sie sich [282].

lich zu rügen, freilich immer in der liebevoll-schonenden Weise des Freundes, ohne Bitterkeit, Selbstüberhebung oder Neid.

Es würde uns zu weit führen, die Namen aller bedeutenden Menschen aufzuzählen, mit denen Bonstetten in seiner letzten Lebenszeit in weiterem oder engerem Verkehre lebte. Wir begnügen uns an dieser Stelle mit zwei Namen, welche beide Richtungen repräsentiren, Byron und Zschokke.

Bonstetten lernte Byron kennen, als der letztere im Juni 1816 von seiner Rheinreise, deren Frucht der dritte Gesang des „Childe Harold" war, in Genf ankam, wo er mit seinem Gesinnungs- und Leidensgenossen Shelley die in der Nähe der Stadt befindliche auf der Savoyerseite am See liegende Villa Diodati bezog, weil die Schweizerseite ganz mit Engländern übersäet war. In den drei Monaten seines Aufenthalts in Genf wurde der dritte Gesang des Childe Harold, ferner Byron's erstes eben so undramatisches als dämonisch großartiges Trauerspiel „Manfred" und „Der Gefangene von Chillon" gedichtet. Mit der Gesellschaft von Genf kam Byron in seltene Beziehungen. Capitain Medwin berichtet hierüber: „Ungern genirte er sich und die geistreichen Zirkel der Nachbarschaft machten ihm Langeweile." Medwin läßt Byron überdies folgende Bemerkungen machen, welche die Selbstgenügsamkeit des genialen Subjects, das die äußere Welt nur insoweit berücksichtigt, als sie seine individuellen Neigungen befriedigt, scharf charakterisiren: „Die Schweiz ist ein

Land, das mich, bei einmaliger Ansicht, befriedigt hat; in der Türkei könnte ich immer leben. Ich führte nie ein so tugendhaftes Leben, als während meines Aufenthalts in diesem Lande; aber ich gewann dadurch nichts in der Welt.“ Mit Unmuth bemerkt er ferner: „Man beobachtete mich auf der andern Seite des Sees mit Ferngläsern, die sehr verkehrt gewesen sein müssen. Man lauerte mir bei meinen Abend-Excursionen auf — man klagte mich an, daß ich alle Grisetten von Genf verderbe. Ich glaube, sie hielten mich für ein Ungeheuer.“

Eine Ausnahme von der Genfer Gesellschaft machte Frau von Stael, die damals — zum letztenmale — in Coppet weilte, und ihr Salon scheint der einzige Ort gewesen zu sein, den Byron besuchte. Doch auch hier fehlte es nicht an drolligen Scenen. So erzählt, nach Medwin, Byron selbst: „Irgend Jemand hatte mich der Frau von Stael als einen unmoralischen Menschen geschildert. Ich besuchte sie gelegentlich in Coppet. Eines Tages war ich zu einem ganz freundschaftlichen Essen bei ihr eingeladen und fand das Zimmer voll von Fremden, die mich sehen wollten, wie man ein ausländisches wildes Thier im Kasten sieht. Eine der Damen wurde ohnmächtig und die anderen sahen mich an, als ob seine satanische Majestät in's Zimmer getreten wäre! Frau von Stael nahm sich die Freiheit, mir vor der ganzen Gesellschaft ein Kapitel zu lesen, worauf ich nur mit einer tiefen Verbeugung antwortete.“ An einer andern Stelle sagt Byron von der Stael und von sich: „Sie war ein beständiges Verhör für mich, weil sie meinen

Charakter prüfen wollte, welcher ein langes Senkblei erfordert." Doch hinderte ihn diese freundschaftliche Inquisition nicht, über die Stael das folgende, mit Bonstetten's Charakteristik total übereinstimmende Zeugniß abzulegen: „Kein Weib hat so viel bonne foi wie Frau v. Stael; sie besaß wahre Herzensgüte. Die größte Theilnahme widmete sie meinem Mißverhältnisse mit Lady Byron oder vielmehr ihrem Mißverhältniß mit mir und sie hatte einige Gewalt über meine Frau. Ich glaube, Frau von Stael that, was in ihren Kräften stand, um uns wieder auszusöhnen. Sie war das beste Geschöpf von der Welt[283])."

In Coppet war es denn auch, wo Bonstetten mit Byron zusammentraf. Der Eindruck war gegenseitig ein sehr günstiger. Schon am 13. Juni schreibt er an Matthisson[284]): „Dein Pegasus hat mir Lord Byron zugeführt. Unter seinen Büchern befinden sich Deine übersetzten Reisebriefe, worin mein Name so oft vorkommt. . . . Die Damen zerreißen den armen Lord (Byron's Trennung von seiner Frau hatte kurz vor seiner Rheinreise stattgefunden und der gesammte Cant Altenglands fiel über ihn her) wie Bacchantinnen, die ihn unter vier Augen doch wohl recht liebenswürdig finden möchten. Das Salongeschrei von London und die Freude, an einem großen Namen zu nagen, sind unwiderstehlich. In seinem Auge und auf der Stirn sitzt ein tropischer Himmel mit afrikanischem Gewölk. Um seinen Mund spielen Witz und Gutmüthigkeit. In seinem Wesen ist eine gewisse Schüchternheit mit Stolz

verwoben." Auch an Friederike Brun schrieb Bonstetten[285]) gleichzeitig: „Hältst Du Byron nicht für den größten unter den lebenden Dichtern? Alle stürmischen Leidenschaften liegen auf seinen Augenlidern. Du siehst den Korsar in seinen Blicken, die aber oft zart, gut, sanft und melancholisch aussehen." Und noch im October nach Byron's Rückkehr von einem Ausfluge in die berner Alpen, kurz vor seiner Abreise nach Italien, meldet Bonstetten seinem Freunde Matthisson: „Lord Byron hat sich neulich in Coppet mit Interesse nach Dir erkundigt. Ich mußte ihm erzählen, wie und wo Du lebst und ihm und Hobhouse, seinem Freunde und Reisegefährten, Deine Dichtart schildern und sie mit der von Bürger und Salis vergleichen (wobei eine genaue, nicht freundschaftlich befangene Prüfung nur zu Gunsten der beiden letztern hätte ausfallen müssen, was aber damals schwerlich der Fall war). Wir fuhren bei Mondschein von Coppet nach Genthod, von wo die beiden Freunde nach ihrem Landhause schifften. Hobhouse ist ein allerliebster Junge voll Geist und Feuer. Ich war mit diesen phantastischen (?) Wesen den ganzen Abend in Coppet bei der Stael und ihrer schönen Tochter, der Herzogin von Broglie. Alles sprühte um uns von Witz und Munterkeit. Die Stael überflog alle. Ich kann kein Geschöpf mit Byron vergleichen. (Und Bonstetten fehlte es doch nicht an Beobachtungsgabe wie an ausgedehntester Bekanntschaft mit geistig bedeutenden Menschen.) Seine Stimme tönt wie Musik und seine Züge sind die eines Engels. Nur blitzt ein klei-

ner Satan feinen Spottes durch, der aber doch halb fromm ist."

Aber auch bei Byron, den Bonstetten als Freund Gray's noch speziell interessirte, war der Eindruck ein günstiger, wenn auch keineswegs enthusiastischer. Byron schrieb hierüber an seinen Freund und Verleger Murray: „Bonstetten ist ein artiger, sehr lebendiger, alter Mann und steht bei seinen Landsleuten in hoher Achtung. Auch als Literator genießt er einen ausgezeichneten Ruhm und alle seine Freunde haben die Manier, ihre Briefsammlungen an ihn zu adressiren (?) — Matthisson, der Geschichtschreiber Müller u. s. w. Er hält sich mehrentheils zu Coppet auf, wo ich ihn einige male gesprochen habe."

Es ist dies die einzige Aeußerung Byron's über Bonstetten, die uns zukam, während Byron zu jener Zeit wohl wenige Briefe schrieb, in denen von der Stael nicht die Rede war. Wohl mochte die Dichterin der Delphine und Corinna einem Manne wie Byron viel näher stehen, als Bonstetten mit seiner behaglichen Lebens- und Gefühlsphilosophie, die über die tiefsten Abgründe des Lebens mit leichtem Schmetterlingsflügel hinwegflog. Von hohem Interesse bleibt aber dies Begegnen des englischen Titan mit der Titanide Stael, die beide mit hoher Geistesenergie der falschen, conventionellen Sitte ihrer Zeit den Fehdehandschuh zuwarfen und beide, von innerer Unbefriedigung verzehrt, rastlos von Land zu Land irrten, beide gleich unselige Vorläufer eines bis zur Stunde nicht angebrochenen neuen Menschheitsfrühlings.

Ging Bonstetten's Verkehr mit Byron nicht über eine flüchtige Begegnung hinaus, so war dagegen das Verhältniß mit Zschokke ein viel tieferes, innigeres, durchaus wahlverwandtschaftliches. Beide hatten die gleichen religiösen Grundsätze und Zschokke's politisches Prinzip „Volkserziehung ist Volksbefreiung" war Bonstetten aus der Seele gesprochen. Beide hegten das lebendigste Interesse für alle Vorgänge des politischen und Kulturlebens, vor allem in der Schweiz. So ist denn ihr Briefwechsel nicht nur ein schönes Zeugniß für die hohe Humanität, den Scharfblick und die vielseitigen Kenntnisse beider, sondern eben so sehr eine reiche Quelle zur Erkenntniß mancher wichtiger Vorgänge ihrer Zeit. Kann doch dies Verhältniß nicht reiner bezeichnet werden, als durch die schönen, hochsinnigen Worte Zschokke's [286]): „Wenn sich zwei Schweizer grüßen, ist das Vaterland zwischen ihnen das dritte Wort." Dieser Briefwechsel, in dem die beiden Freunde ihre „Gedanken, Gefühle, Ansichten des Zeitalters" sich mittheilten, ist auch für uns die Hauptquelle bei der Darstellung dieser letzten Lebensperiode Bonstetten's.

Für Bonstetten war der geistige Verkehr mit Zschokke eine hohe Gabe des Glückes und mit Begeisterung sprach er sich darüber wiederholt Friederike Brun gegenüber aus. Wie fein und liebevoll aber auch Zschokke den Charakter seines Freundes aufzufassen verstand, beweist folgende Stelle aus einem Briefe vom 5. Juli 1827: „Wenn Sie wüßten, wie viel Genuß mir Ihre Briefe an Matthisson in meiner Einsamkeit gaben, Sie würden sie schon deß-

wegen geschrieben zu haben wünschen; Sie leben und weben darin mit all Ihrem heitern Sinn, mit Ihrem gutherzigen Muthwillen und feinen Beobachterblick. Ich sah Sie, ich hörte Sie. Da ist's, wo man Sie ganz in Ihrer Eigenthümlichkeit kennen lernt, wo Sie nicht an Ihre moralische oder intellektuelle Toilette dachten. Mitten im Scherz der Ernst; mitten im leichten Gaukeln der Einfälle ein großer herzerhebender Gedanke, und das edle Gemüth überall, es mag lachen oder trauern[287])."

Indem wir mit dieser feinen, treffenden Zeichnung Zschokke's den allgemeinen Umriß von Bonstetten's Charakter und des Verhältnisses beider zu einander schließen, bleibt uns nur noch übrig, die Erlebnisse Bonstetten's von 1814 bis 1832 zu erzählen. Da Bonstetten, schon seines hohen Alters wegen, zu jener Zeit auf alle äußere Thätigkeit Verzicht leistete und, außer der Vollendung seiner gediegendsten sog. philosophischen Schriften, keine andere Beschäftigung mehr kannte, als die genaue Beobachtung der politischen und kulturhistorischen Ereignisse seiner Zeit und den geistigen Verkehr mit seinen Freunden, vor Allem mit Zschokke, werden wir noch oft genug Gelegenheit haben, den Kundgebungen seines reichen Geistes und edlen Herzens zu lauschen, um uns endlich mit schmerzlichem Gefühl von einem Manne zu trennen, der im vollsten und reinsten Sinne des Wortes ein Kind seiner Zeit war, wie nur Wenige.

Die ersten Jahre der Restaurationsperiode waren für Bonstetten in doppelter Beziehung wichtig. Einerseits gab er in dieser Zeit mehrere interessante Schriften heraus, wie

die schon erwähnten „Gedanken über verschiedene Gegenstände des öffentlichen Wohls“ (1814), die Schrift über die schweizerische Neutralität (1814) und die „Studien über den Menschen“, welche er 1820 vollendete. Ein lebhaftes Interesse zeigte er auch für die seit 1816 in Genf eingeführte Lancaster-Unterrichtsmethode, die er im ersten Augenblicke für das beste Mittel der Volkserziehung hielt. „Sie ist die Bildnerin der wahren Freiheit, die zu gehorchen weiß, wo sie gehorchen soll und mit diesem Gehorsam die größte Selbstständigkeit vereinigt [288]).“

Einen großen, ja wohl den Löwenantheil seiner Zeit mag übrigens die Befriedigung seiner gesellschaftlichen Bedürfnisse weggenommen haben. Seit der Vereinigung mit der Schweiz und der dadurch wieder gewonnenen Selbständigkeit blühte Genf merkwürdig auf. Schon 1819 meldete Bonstetten seiner dänischen Freundin: „Genf hat ein prächtiges Leben. Alle Villa's um die Stadt sind mit Fremden von allen Nationen besetzt.“ Und 1821: „Die untern Gassen in Genf sind so mit Wagen überfüllt, daß man kaum fortkommen kann und wohl bei sechszig und achtzig in einer Reihe zählt. Ein Heer von Professoren und Gelehrten aus der ganzen Welt, Hunderte von Italiänern, Russen, Deutschen und an fünfhundert Engländer treiben sich in und um Genf herum [289]).“ Man rechnete, daß in Genf täglich über 100 Fremde ankamen, die den verschiedenartigsten Nationen angehörten. 1826 war die Menschencirculation nach Bonstetten's Aussage schneller als je und wohl dreimal größer als zu Ende des vorigen Jahr-

hunderts. In diesen Strudel gesellschaftlichen Lebens und Genusses warf sich denn auch der heitere Greis mit ausgebreiteten Armen und schwamm vergnügt darin herum, wie die Forelle im Bach. Seine ausgebreitete Bekanntschaft führte ihm manchen lieben und interessanten Gast zu, was ihn jedoch nicht abhielt, auch an dem Salonleben außer seinem Hause lebhaften Antheil zu nehmen: „Es wallen Tausende von Fremden um mich in einem einzigen Sommer, Menschen aus allen Weltgegenden, die meinen Geist oder mein Herz umschwärmen. Dies giebt meinem Leben etwas Feenartiges. Es kommt mir vor, als wenn liebe Menschen aus den Wolken kämen und verschwänden..... Seit zwei Monaten lebe ich beinahe alle Abende in Gesellschaften oder auf Bällen von ein Paar hundert Personen; die Hitze der Salons ist für mich eine Badekur. Ich war in meinem Leben nie so sehr Weltmann, wie in meinen Siebzigerjahren. Ich arbeite im Bette, fahre um zwei oder drei Uhr in meinem Wagen spazieren; da lebe ich einsam mit der Natur, besonders am Ufer des Sees. Um vier bis fünf Uhr speise ich mäßig, nie Wein, wenig Fleisch. Um acht oder neun Uhr gehe ich in Gesellschaft, wo alle Nationen und alle merkwürdigen Menschen vorbeigehen, und erst um ein oder zwei Uhr komme ich zu Bette..... Ich war so an diese Lebensart gewöhnt, daß ich mich mit zwanzig Personen einsam fühlte.... Ich werde alle Tage von Fremden besucht[290]).“ Und ganz wenige Jahre vor seinem Tode schrieb Bonstetten an Zschokke[291]): „Ich bin ganz schändlich zerstreut, lebe wie ein junger Geck, gehe um ein bis

zwei Uhr Nachts zu Bett, stehe spät auf, lese wie ein Faullenzer, anstatt zu schreiben, fahre aus, komme mit prächtigem Appetit heim, ruhe wieder, lese drei bis vier Stunden; — dann jeden Abend in Gesellschaft, wo ich oft sehr lustig bin. Nichts ist abwechselnder, als mein Weltleben, Conzerte, Bälle, Redouten, Kartenspiel mit Jung und Alt, gelehrte Gesellschaften, Besuch von Fremden."

Es ist ein deutliches Zeichen von der großen geistigen Energie Bonstetten's, daß er in diesem Getümmel sich doch nicht verlor, sondern allen bedeutenden Vorgängen in Politik, Wissenschaft und Kunst mit der größten Theilnahme und jenem feinen Verständnisse folgte, wovon uns seine diesfälligen Beobachtungen und Bemerkungen überzeugen werden, sowie daß er auch immer noch Zeit genug fand, so gehaltvolle Schriften, wie die Studien über den Menschen, über Scandinavien und die Alpen, und seine gediegenste derartige Schrift über den Menschen im Norden und im Süden zu vollenden. Freilich waren in diesen Gesellschaften sicher immer genug anregende Elemente vorhanden und seine ausgedehnte Kenntniß von Menschen und Zuständen, welche den Hauptwerth seiner Schriften ausmacht, hat er sicher allein diesen mannichfaltigen gesellschaftlichen Beziehungen zu verdanken. Wie sehr das gesellige Leben in Genf zu jener Zeit darnach angethan war, um die Pflege geistiger Interessen zu fördern und welche Mittel ihm zu Gebote standen, lehrt uns, wenn auch nur nach einer Seite hin, folgende Mittheilung aus dem Jahre 1819 [292]) kennen: „Wir haben (unser zweihundert) das Palais du Préfet gekauft, wo nun unten

Chemie und Physik wohnen. Im ersten Stock ist jeden Sonnabend eine Versammlung, zu der alle Fremden eingeladen sind, wo man tanzt, spielt und wo die beste Gesellschaft auf Erden sich vereinigt. Du fändest in Europa, vielleicht Paris ausgenommen, kein solches Zusammentreffen. Im zweiten Stock ist die Lesegesellschaft. Zwei Zimmer sind den Deutschen und der deutschen Sprache, zwei der Bibliothek gewidmet, für welche von allen Seiten Geschenke einlaufen. Ferner werden in diesem Gebäude Vorlesungen gehalten, wo die erlesenste Gesellschaft von Männern und Frauen zusammenkommt, Vorlesungen über Gesetze von Rossi[293]), zu denen die halbe Stadt hinströmt, Vorlesungen über Chemie, Archäologie, Botanik, Geschichte und Nationalökonomie. So werden öffentliche Vergnügen mit wissenschaftlichen Studien gepaart."

Der Sommer 1822 führte Bonstetten nach Bern, wo er mit Matthisson einige Tage verlebte und mit demselben durch die Ostschweiz nach Stuttgart reiste, wo die beiden Freunde zum letztenmal zusammenlebten. Doch wurde dort auch der Hof und vor Allem Dannecker's Atelier besucht, wo Bonstetten die freundlichste Aufnahme fand. Ueber jene Werke Danneckers, die Bonstetten dort sah, bemerkt er[294]): „Seit drei Jahren beschäftigt Dannecker ein Christusbild, das seine ganze Seele beherrscht. Er erzählte mir Vieles von Frauen und Kindern, die beim Anschauen des Bildes tief gerührt wurden, was ihm große Freude machte. Ich hütete mich wohl, ihm zu sagen, daß sie auch vor dem schlechtesten Marienbilde weinen, wie vielleicht die Aegypter

vor ihren Hunde= und Vogelköpfen. Mir ist das Jesus=bild nicht auffallend. Ich hasse ordentlich die allegorischen Bilder und Jesusgott ist mir schon zu metaphysisch für ein Bild. Fleischlich schön wie Apoll oder Hebe darf es nicht sein. Die Herren aus dem Olymp sind schön, weil sie idealisirte Menschen sind; aber ein Gottmensch kommt mir so abenteuerlich vor, als ein Anubis mit einem Hunds=kopfe. Mir kommt Dannecker's Jesus vor, wie ein schöner Landprediger. Nur Michel Angelo hat unsere Halbgötter in seinem Moses getroffen. Aber ganz Michel Angelo ist Dannecker in Schiller's Büste. Fleisch, Leben und Wahr=heit sind in seinen Büsten, wie in keinen andern. Es ist kein Tod in seinem Marmor, selbst in den Augen nicht und es herrscht eine deutsche Ehrlichkeit in seinen Portraiten, die bei der strengen Wahrheit bleibt, diese aber auch ganz erreicht."

Nach Genf zurückgekehrt berichtete Bonstetten mit Jubel über die erste Dampfschifffahrt auf dem Genfersee, die bald darauf ebenfalls auf dem Bodensee eingeführt wurde. Daneben arbeitete er an seinem Homme du Nord und be=suchte den Winter hindurch die Gesellschaften. Das Jahr 1823 brachte ziemliche politische Besorgnisse, welche den Gedanken einer größern politischen Centralisation in der Schweiz neuerdings anregten. Bonstetten schrieb hierüber an Zschokke[295]: „Unsere Nation geht vorwärts als Nation, aber nicht in ihren Regierungen. Der Körper ist besser in der Schweiz als die Köpfe sind, doch die Zeit muß kommen, wo man die Noth fühlen wird. Indessen ist es gut, daß man wenigstens die Nothwendigkeit fühlen lasse, eine Cen=

tralregierung zu erhalten. Jede Bemühung zur Vertheidigung beweist, daß man sich vertheidigen will.“ Indem Bonstetten mit großer Wärme von dem Offiziersverein in Langenthal spricht, schließt er den Brief mit den Worten: „Das Militair wird die beste Einheit stiften. Alle großen Versammlungen sind dem Gemeingeist wohlthätig; es fehlt uns nur oben. Die Regierungen stecken immer noch mehr oder minder in den alten Sünden, oder sie schlummern; aber alle gehen doch vorwärts im Schneckenschritt. Gut, daß sie nur gehen. Reizen muß man nicht, aber man kann mit Würde handeln, ohne zu beleidigen.“ Hatten ihm doch kurze Zeit vorher ähnliche Betrachtungen zu dem schönen Worte geführt: „Je kleiner das Land, desto größer sollte die Seele sein.“ Und wenige Monate darauf klagt er Zschokke[296]): „Die Regierung (von Genf) läßt den besten Köpfen sagen, sie sollen nicht schreiben. Die Herren von der Tagsatzung mögen keine andern Bücher als Kochbücher leiden.“ In ähnlichem Sinne sprach sich auch Zschokke aus, der ebenfalls sein patriotisches Scherflein[297]) beigesteuert hatte, dessen Aufnahme in gouvernementalen Kreisen er kurz mit dem Witzworte bezeichnet: „Die Tagsatzung hat zu meiner „großen Angelegenheit“ nichts gesagt, weil es eben nicht die große Angelegenheit der Tagsatzung ist.“

Das Jahr 1824 brachte endlich den „Homme du Nord“, des 79jährigen Bonstetten reifstes und gehaltvollstes wissenschaftliches Werk, das von Gförer in's Deutsche übersetzt wurde, in dem er sich besonders bemühte,

den Einfluß des Klimas auf den Menschen auf das richtige Maß zurückzuführen und die Bedeutung der sittlichen Macht des Menschen hervorzuheben, wie sie besonders im geschichtlichen Leben sich offenbart. Die Fülle feiner, vielseitiger und durchaus selbständiger Beobachtungen gibt dem Buche dauernden Werth und macht es zu einer wahren Fundgrube für den Kulturhistoriker und Ethnographen. Auch in stylistischer Hinsicht zeichnet sich dies Werk vor allen übrigen schriftstellerischen Arbeiten Bonstetten's, mit einziger Ausnahme der „Etudes sur l'homme“, sehr vortheilhaft aus und mit vollstem Rechte durfte ihm Zschokke über seinen leichten anmuthigen Styl die folgenden Artigkeiten schreiben, die zugleich auch auf Zschokke's diesfällige Ansichten helles Licht werfen [298]). „Sie mögen schreiben in welcher Sprache Sie wollen, französisch oder deutsch, Sie schreiben wahrhaft gut. Es gibt keine Regeln für den Styl; ehmals glaubt' ich das nicht. Man soll die Jugend nur zum Reichthum von Worten und zur Gewandtheit im Ausdruck bringen, dann gibt sich die Schreibart von selbst und wird, was der Geist ist, der seinen Gedanken in das Wort einschleiert, um ihn andern Geistern übergeben zu können, gedrängt oder breit, kräftig oder lahm, fließend oder holpricht, gefällig oder abstoßend, je nachdem der Geist selbst stark oder matt, in sich hell oder nur dämmernd, von gleicher oder ungleicher Laune u. s. w. ist. Die Fehler in der Darstellung des Gedankens sind meistens die unmittelbaren Fehler nicht sowohl des Organs als des darstellenden Geistes und seiner Unbeholfenheit. Darum hat

Jeder (wenn er kein Affe ist) seine individuelle Schreibart; sie ist die Physiognomie eines unsichtbaren Wesens."

Unter den gewohnten Beschäftigungen, unter welchen die Correspondenz mit Zschokke, Friederike Brun und Matthisson eine hervorragende Stelle einnahmen, verfloß das folgende Jahr, in dem ein Preßprozeß, der gegen Zschokke als Redakteur des Schweizerboten verhängt wurde, das bedeutendste persönliche Ereigniß war, welches der Briefwechsel beider Freunde in diesem Jahre erwähnt, indem der Kleine Rath von Luzern die Unterdrückung des Schweizerboten beschloß, welcher traurige Beschluß aber kurz darauf vom Großen Rathe des Kantons wieder aufgehoben wurde. Schmerzlich wurde Zschokke im gleichen Jahre noch dadurch berührt, daß auch die Regierung seines Heimathkantons die Preßfreiheit beschränkte und die Censur einführte. Eine noch tiefere Kränkung erfuhr jedoch Zschokke 1829, als er durch Einwirkung der aargauischen Regierung vom Apellationsgericht verurtheilt wurde, Casimir Pfyffer als den Einsender einer anonymen Zuschrift über die Zustände und das seltsame Treiben im Kanton Schwyz zu nennen, obgleich die Regierung von Schwyz bei derjenigen von Aargau bloß einfache Beschwerde erhoben hatte. Der Kleine Rath von Aargau trieb darauf die Gefälligkeit so weit, daß sie dem Oberamtmann von Aarau befahl, Zschokke mit allen in seiner Macht liegenden Mitteln zur Erfüllung des Urtheils zu nöthigen. Zschokke gehorchte, um seinen Freund, den Oberamtmann Frei, nicht in Verlegenheit zu bringen, legte aber in gerechtem Unmuthe alle Stellen nieder, die er

von der Regierung erhalten hatte und behielt nur die Stelle im gesetzgebenden Rathe, „weil sie vom Volke stammt.“ Dem Freunde in Genf schrieb er jedoch: „So hätte keine Bernerregierung, so kein Bernergericht gehandelt! O der schöne, einst so freie Aargau, wie tief ist er gesunken! Könnt' ich meine Blumenhalde auf einen Karren legen, ich würde, Weib und Kind an der Hand, damit zum Genfersee wandern. Sagen Sie selbst, würde man in einer Monarchie den geringsten Unterthan ohne Prozeß, ohne Anklage, wagen, gerichtlich zu verdammen?“

Das Jahr 1826 brachte Bonstetten eine angenehme Ueberraschung, da Zschokke ihm als Neujahrsgeschenk seine gesammelten Novellen zusandte, die Bonstetten mit freundschaftlicher Offenheit beurtheilte, wobei noch manche feine Bemerkungen einflossen. Es ist bekannt, daß zu jener Zeit der Kampf zwischen der sog. klassischen und romantischen Schule in Paris in hellen Flammen aufloderte. Bonstetten äußerte sich gelegentlich darüber: „Nichts ist abgeschmackter, als der Streit über Romantisches und Klassisches. Die sog. Klassiker vergessen, daß alle Regeln eine nur negative Kraft geben. Sie sind Wegweiser für den, der auf der Erde wandelt; aber Pegasus geht seinen Weg hochwärts. Auf der andern Seite glauben die Romantiker, man brauche nur berauscht zu sein und alle Regeln zu höhnen, um ein großer Dichter zu werden... Beide Sekten, die Romantiker und Klassiker, haben Unrecht, eben weil sie Sekten sind. Die Klassiker sind oft arme Pedanten, die Romantiker, um den Klassikern nicht zu gleichen, sind oft etwas

närrisch. Die Einen ersticken die Kunst in Regeln, die andern dehnen sie aus bis sie zum Nebel wird.“ Dann heißt es an einer andern Stelle, anknüpfend an V. Hugo's Hernani: „Die romantische Poesie ist, mit ächter Poesie verglichen, was ein Palast gegen eine lebendige Rose, prächtig anzusehen, aber das innere Leben fehlt, das Leben, wo Alles aus einander entsteht, nicht übereinander, wie die Steine eines Gebäudes, gelegt ist.“ Viel Richtiges und Feines liegt auch in den folgenden Bemerkungen über den Unterschied deutscher und französischer Schreibweise: „Der französische Literator sucht mehr Vollkommenheit im Styl und Ausdruck; der deutsche mehr in dem innern Stoff. Der französische Dichter denkt weniger an den Inhalt, als an die Form, an die tausend Conveniénzen, die ein Mann nöthig hat, um auf einer glänzenden Bühne vor gebildeten Menschen zu erscheinen. Der Deutsche, der nur den Stoff vor sich sieht, versteigt sich oft, weiß selten Maß zu halten; er sagt zu viel, zu breit, zu unordentlich.“

Aber auch Zschokke bleibt dem Freunde nichts schuldig und besonders kräftig spricht er sein poetisches Glaubensbekenntniß in den schönen Worten aus: „Ewig werden Shakespeare und Homer, Sophokles, Molière und Cervantes, Schiller ꝛc. (Göthe ist merkwürdiger Weise vergessen) klassisch bleiben, wie verschieden auch ihr Zuschnitt war. Die meisten Schriftsteller und Dichter sind nur, was sie sind, für *ihre* Zeit und *ihr* Land, die Klassiker sind es für alle Völker und Jahrtausende. Jene kleiden sich ländlich-sittlich, diese gehen nackt, wie sie Gott geschaffen,

ohne auf den Modeschnitt zu achten. Die Mode ist nicht ewig Mode; die Natur ist ewig Natur."

Eben so drollig als charakteristisch muß die folgende Bitte erscheinen, die Bonstetten mit Bezugnahme auf Zschokke's Novellen, an deren Verfasser richtet: „Schreiben Sie auch einmal eine Erzählung von unsern Bernerbauern, eine wahre Schilderung dieser interessanten Menschen und lassen Sie sie um Gotteswillen kilten*). Als ich mit Johannes Müller mein Amt Saanen verließ, erzählt Bonstetten weiter, stießen wir auf zwanzig oder dreißig junge Burschen, die in's katholische Freiburg wanderten. Da sie ihren Landvogt sahen, wurden sie alle lustig. „Wo geht Ihr hin?" fragte ich. „Lueget Herr Landvogt, hütt regnet's ab der Kanzel wegem Kilte. Vater, Mutter und Großätti alle händ kiltet. D'Strafpredigte sind doch ärgerlich; d'rum wei' mer zue de Katholische!"

Während das Jahr 1826 vorzüglich den literarischen Interessen gewidmet war, führte das darauf folgende wieder zu öffentlichen Angelegenheiten. Schon im Spätjahr 1826 berichtete Zschokke mit inniger Freude die Gründung der Gewerbschule in Aarau, zu welcher ein Bürger 25,000 Fr. schenkte und ein anderer 50,000, was Bonstetten zu dem begeisterten Ausruf drängte: „Aarau, Aarau, herrliche Stadt, wo ein Hunziker wohnt und irdische Schätze

*) Das blieb Jeremias Gotthelf vorbehalten, der sie denn auch wirklich kilten ließ, wobei der oft sehr strenge Pastor merkwürdigerweise nicht gerade ein sehr ernstes Gesicht machte.

spendet, dieweil Zschokke überirdische!“ Mit hoher Freude konnte Zschokke schon Mitte Februar 1827 dem Freunde melden: „Unsere Gewerbsschule wirkt herrlich durch die Schweiz. Nicht nur entstanden alsbald edle Nachbildungen in Zürich und Bern, sondern es meldeten sich auch für Aarau Theilnahmelustige aus allen Winkeln der Eidgenossenschaft.“

Aber in Bonstetten regte sich auch der alte polemische Geist wieder, indem er, wohl angeregt durch die mannhafte Haltung Zschokke's, eine Schrift über Preßfreiheit herauszugeben beabsichtigte, ein Plan, der später wieder fallen gelassen wurde. Schon im Februar schrieb er darüber an Zschokke: „Mir spukt seit einigen Tagen ein Werk über Preßfreiheit im Kopfe, besonders mit Rücksicht auf die Schweiz. Helfen Sie mir dazu. Zweitens will ich Thatsachen sammeln über die Verwaltung der Kantone in den ehemaligen Gemeinen Aemtern. Diese Gräuelregierungen haben (im Tessin) seit 1513 gewirthschaftet. Sie hätten nicht zehn Jahre geplündert, wenn Preßfreiheit gewesen wäre. Die guten Regenten hätten besonders an der Publicität gewonnen und nach und nach wären alle Regierungen gut geworden. Das tödtliche Prinzip des Neids, das bei ihnen alles Gute im Ei erdrückte, hätte sich beim Lichte in einen allgemeinen Wetteifer verwandelt.

„Lustig wäre es, die Magistraten und die ganze Perükenzunft zu schildern, wie sie hinter dem Vorhange stolziren, wie sie sich da beräuchern und vergöttern und wie, beim Aufziehen des Vorhangs, sie alle (wie Acteurs und

Actricen im Schlafrock) davon laufen und den verdammten Aufzieher verwünschen.

„Der Gedankentod in den Aristokratien hat seinen Grund nicht allein in den Gesetzen, sondern in dem Mangel einer freien Bürgerklasse zwischen Regierenden und Regierten. Die Regierungen liegen bei uns bergschwer auf unwissenden Unterthanen. Die Masse unabhängiger Gedanken, die in großen Staaten zwischen Fürst und Volk sich entwickelt, ist in der Schweiz unbedeutend, so daß das Entwickelungsprincip in den Schweizerstädten keinen Raum findet und der erste Keim im Entstehen an den alten Felsen anstößt. Daraus entspringt die pfahlbürgerliche Behaglichkeit unserer Rathsherren, die, weil sie im leeren Stadtraum mit ihren Vorurtheilen an keine fremden Gedanken anstoßen, sich in ätherischer Leere in den Himmel versetzt glauben.

„Wissen Sie, wie Menschen sich bessern? Kein Mensch hat je seine eigenen Fehler ohne Spiegel gesehen, Jeder sieht lieber die Fehler Anderer; Jeder schreit über den Nachbar. So zuletzt entsteht eine kräftige Meinung, die so laut spricht, daß die allgemein verschrieenen Fehler sich beugen müssen. So kennen wir in der Schweiz die Fehler unserer Nachbarstaaten und durch den bösen Nachbar lernt Jeder sich selbst kennen. Diesen Spiegel wollen die Schweizer-Rathsherren nun brechen."

Zschokke ging rasch auf den Plan des Freundes ein und sandte ihm, obwohl krank[299]), die folgenden höchst interessanten Umrisse:

„Sie wollen Beiträge zur Geschichte der Preßfreiheit in der Schweiz. Keiner könnte Ihnen hierin der Thatsachen mehr und lächerlichere liefern, als H. Sauerländer. Ich werde ihn dazu ermuntern.

„Die Preßfreiheit wollte bei der Unwissenheit oder kleinstädtischen Bildung unserer Magistrate und Ansichten der Regierungen in der Schweiz nie gedeihen. Sie war, wie Sie am besten wissen, vor der Revolution gar nichts. Wasers Loos in Zürich und Müller's Geschichte (Druckort Boston) zeugen davon. Die Zeitungen waren Zeitlosen.

„Während der Revolution ließ man die Pressen frei. Dafür bewiesen sich einige einsichtsvolle Männer wie Escher, Usteri, Laharpe u. s. w. thätig. Aber in den gesetzgebenden Räthen saßen meistens bildungsarme Leute und die Freiheit gerieth mehrmals wieder in die Klemme. Man hatte wohl gern, daß man die Sache der Revolution und die Weisheit der Gesetzgeber lobte, aber mochte von keiner Schattenseite hören. Kam diese, so entstanden Verdächtigungen, die immer böse Folgen hatten. Ludwig Haller (der Restaurator), der die Schweizerischen Annalen zu Bern im Sinne der Opposition, oft mit bitterm Witz, schrieb, erndtete Verdruß genug. Andere eben so. Revolutionsregierungen sind immer mehr oder minder despotisch, weil das Volk mehr oder minder anarchisch.

„Nach Herstellung des Föderalismus durch die napoleonische Vermittlungsurkunde blähete sich sogleich wieder der Kantönli-Geist, wie ehemals. Man schimpfte auf die Zeitungen der Revolution und verdammte nicht nur das

Böse, sondern auch das Gute, was von ihr herstammte. Man verstand so wenig, als es heute die Partei der Ultra oder Apostolischen versteht, große Erfahrungen zu benutzen und überstandenem Unglück Glückssamen abzugewinnen. Damals und in der Ueberzeugung, Preßfreiheit sei die Aegide aller Freiheit, fing ich (1804) das Volksblatt des Schweizerboten an. Man stutzte über die Erscheinung. Der Aargau, ein neuer Kanton, Sohn der Revolution, begünstigte seiner Natur nach die Freiheit der Presse. Bald fing man auch zu St. Gallen, Zürich u. s. w. an, in öffentlichen Blättern freiere Laute zu geben. Die Zeitungen vervielfältigten sich; nur in Basel und Bern wollte kein solches Unternehmen für die Dauer gedeihen. Das Volk, in 19 Föderativstaaten getrennt, behielt aber Verbindung durch die öffentlichen Blätter und gewann Belehrung und Aufklärung. Die Regierungen sahen das Zeitungswesen jedoch an vielen Orten ungerne. Der Schweizerbote ward wegen seiner Freimüthigkeit mehrmals und in verschiedenen Kantonen verboten (z. B. in Solothurn, Freiburg, Luzern, Bern, ich glaube auch einmal in Basel u. s. w.). Allein das beföderte nur das Gelüst nach der verbotenen Frucht. Nur in Luzern ward auf Antrag des Großen Rathes das Blatt förmlich wieder erlaubt. Die andern Regierungen ließen es endlich gelten, weil sie es doch nicht hindern konnten.

„Die heilige Allianz kam vielen Regierungen gar gelegen; die Insinuationen fremder Gesandten bewirkten den bekannten Tagsatzungsbeschluß. Dem zufolge sollte

Censur in Bern nur in Bezug auf das Ausland eintreten, über Inländisches Freiheit des Urtheils bleiben. Die einzelnen Regierungen aber, die im Föderalismus gern auch den Gränzkanton für ein Ausland hielten, benutzten den Anlaß, selbst den Freimuth über Inländisches zu erwürgen. Der Censor, oft ein Mann ohne literarische Kenntnisse, empfing Willkürgewalt. Er strich, was mit seinen Ansichten nicht zusammenstimmte. So ist's noch jetzt, selbst im Aargau, in Bezug auf öffentliche Blätter. Größere Werke werden hier nicht censirt, wohl aber in Bern, wo man neulich sogar Baggesens Gedicht „Adam und Eva" verboten hat [300]."

Die Briefe Bonstetten's an Zschokke aus dem Jahre 1827 sind überdies sehr reich an den treffendsten Bemerkungen über hervorragende Menschen. Wir führen die pikantesten davon an. So sagt er von dem gegenwärtigen französischen Kaiser (dem damals kaum zwanzigjährigen Prinzen Louis, der Bonstetten's Parallele zwischen Napoleon I. und Friedrich dem Großen übersetzt hatte): „Schade um den jungen Mann! Aus dem wäre auf dem Throne einmal etwas geworden." Interessant sind folgende Mittheilungen über Albrecht von Haller, den Dichter der „Alpen": „Haller's durchdringender Blick war der eines Arztes und Weltmanns, der Leib und Seele zugleich zu durchschauen versteht. In seinem Wesen war etwas von aristokratischem Stolz mit der Würde eines Mannes vereinigt, der allenthalben durch den Geist zu herrschen gewohnt ist. Merkwürdig (?) war, wie die Gegenwart eines

schönen Weibes auf ihn wirkte. Ich habe ihn bisweilen mit meiner Frau besucht; da erwachte auf einmal der Dichter. Dieser Mann hätte in einer großen Welt leben sollen, in Bern fühlte er sich einsam. Doch schlich Ehrgeiz in seine Seele und ich sah den großen Haller ängstlich um eine Rathsherrnstelle sich bewerben, die man seiner Ueberlegenheit versagte. Der große Mann zog sich immer mehr und mehr in sich selbst und in seine sehr beträchtliche Büchersammlung zurück. Er hatte als Arzt und Psycholog sich angewöhnt, sich selbst zu beobachten und sagte mir einst: „Wenn ich mich am Sterben fühle, will ich wohl zusehen, was da vorgeht." Einmal fand ich ihn schreibend und zugleich die Zeitung lesend. Meine Gegenwart unterbrach seine Arbeit nicht, obgleich er mit mir sprach. Zuletzt nahm ich das gelesene Zeitungsblatt und bat ihn, mir zu sagen, was er denn gelesen hätte. Er wußte mir nun alles Wesentliche herzusagen, obschon er zu gleicher Zeit gelesen, geschrieben und gesprochen."

Ergreifend ist auch Bonstettens Schilderung seines Abschieds von Capo d'Istrias, der nach Griechenland ging, um bald unter dem Dolche eines Mörders zu fallen. Die Mittheilung an Zschokke, vom 2. November, lautet: „Gestern nahm ich tief gerührt Abschied von Capo d'Istrias. Er ist auf der Bahn eines antiken Ruhms, ganz Opfer und geht mit dem Gefühl eines Opfers. Ich fragte ihn, was seine Kraft, seine Mittel wären, um auf die Griechen zu wirken. Er antwortete: „Ich bin das einzige Band des Vertrauens der Alliirten gegen Griechenland. Nur mir glauben sie; so

werde ich zum Hebel.“ Die Alliirten, meint er, handeln redlich. Er fühlt ganz die Größe seines Berufs. „Ich bin 51 Jahre alt, sagte er, was opfere ich dem Vaterlande? Ein Paar Jahre.“ — Zschokke, es ist herrlich, eine solche Bahn zu betreten. Sie führt in's wahre Elysium.“

Sehr pikant ist auch die folgende Mittheilung über die Art und Weise, wie die Jesuiten in Paris sich damals rekrutirten. Bonstetten meldet Zschokke: „Wissen Sie, warum Frankreich in Gefahr steht, bald keine guten Schauspieler mehr zu haben? Sie werden lachen. Man hatte eine Theaterschule in Paris gestiftet; aber die Wenigen, die dort sich auszeichnen, werden von der Congregation für die Missionen und für Prediger weggenommen, so daß alle Harlequins und Talmas auf die Kanzel müssen. Allein diese Comödie ist gottlob ihrem Ende nah.“

Im gleichen lebhaften Geistesverkehr vergingen den beiden Freunden auch die Jahre 1828 und 1829. Zschokke berichtete mit ernster Freude die Verwerfung des von der ultramontanen Partei beabsichtigten Concordates mit Rom durch die großartige Mehrheit der aargauischen gesetzgebenden Behörde, da bei der Abstimmung 130 Mitglieder des Großen Rathes gegen und nur etwa 15 für Annahme des Concordates sich erhoben. Zur Versammlung der helvetischen Gesellschaft, zu deren Präsident für 1829 Zschokke gewählt worden war, lud Zschokke den Freund mit begeisterten Worten ein, indem er ihm am 2. Mai schrieb: „Gleich nach Empfang eines Freundesbriefes vom 2. Mai würde ich in Ihrer Stelle meinem Bedienten rufen und ihm

sagen: „Ich verreise morgen oder übermorgen. Sorge für alle meine kleinen Bequemlichkeiten der Reise; denn ich will noch einmal die Eidgenossenschaft dieser Tage versammelt sehen und in ihrem Kreise stehen. Am 11. Mai kommt nämlich Nachmittags im schönen Schinznach die helvetische Gesellschaft zusammen, deren Mitglied, deren Dekan ich seit 1766 bin und deren diesjähriger Präsident ein gewisser Zschokke ist, den ich austrommeln werde, wenn er nicht eine Rede hält, die vom Jura bis zum San Salvatore und vom Kamor bis zum Salève wiederhallt. Ich werde da Männer sehen, die einen eidgenössischen, wo nicht europäischen Namen tragen. Sie werden mich umringen, mich lieben und ich werde dieses neue Geschlecht meines Vaterlandes im Namen der Iselin, Balthasar, Hirzel segnen, deren Zeitgenoß auch ich war, der Männer, die diesen Eidgenossenbund in Schinznach gründeten." Wohl würde es bei der Versammlung unendlichen Jubel hervorgerufen haben, wenn Bonstetten, dessen Geistesfrische in hohem Greisenalter ihn so zum rechten Repräsentanten der Gesellschaft in ihrer ersten Periode machte und der, wie die Gesellschaft, alle Kraft des Herzens und Geistes in das neue Jahrhundert herüber gerettet hatte, plötzlich mitten unter der neuen Generation erschienen wäre. Das Bewußtsein, einen Zeitgenossen der Gründer der Gesellschaft unter sich zu sehen und dazu einen Mann wie Bonstetten, dessen herzgewinnende Anmuth des Umganges mit den Jahrzehnten seines Lebens sich immer mehr steigerte, müßte elektrisch gewirkt haben. Bonstetten war auch in der That nach Empfang des Briefes von

Zschokke auf dem Punkt, sich „aufzurütteln und nach Schinznach zu gehen," doch unterließ er es. Befürchtete er, wie Voltaire, dem Sturme des Enthusiasmus zu erliegen, den er sicher erwarten konnte, oder fühlte er sich doch in seinem fünfundachtzigsten Jahre überhaupt körperlich zu schwach? Beide Gründe mögen bestimmend auf ihn eingewirkt haben, da er die Lage, in welche sein hohes Alter ihn versetzte, sowie die nothwendige Consequenz desselben mit klarem Bewußtsein überschaute und dem Tode fest und ruhig in's Auge schaute, freilich ganz als Bonstetten, d. h. als ein geistig vollständig freier Mensch. Hatte er doch schon im Frühling 1828 die folgenden originellen Todesbetrachtungen angestellt [301]): „Wer sich in der Jugend das Alter denkt, sieht sich da auf dem äußersten Abgrund. Nun da ich beim Alter angelangt bin, schaue ich der Unendlichkeit entgegen, wie in meinem zwanzigsten Jahre und reite rückwärts meinen Lebensesel. Die Religionsbücher, welche bisweilen uns über den Tod zu trösten suchen, sind ganz dazu gemacht, uns den größten aller Naturschrecken einzuflößen. „„Siehst du da das schreckliche Gespenst! Nun, Kind, sei ein Mann, es thut dir nichts, sei stark, forsche nichts!"" Was kann man Aergeres thun, um das Kind zu schrecken? Und dann die ganze Theorie vom Teufel! Und dann der liebe Gott — wie man sagt — ein Abbild bald eines Tyrannen, bald eines bösen Schulmeisters, bald eines alten Pfarrers, immer mürrisch, launig, ein ungeheuerliches Bild, das sich nach dem Faden regt, den die Priester ziehen.

„Wissen Sie, was die Philosophie da thun kann? Beweisen, daß wir nicht wissen, was nach dem Tode mit uns vorgeht. Dieser Schritt ist von viel größerer Bedeutung, als man glaubt. Jeder Schreck hat ein positives Glaubensbild vor sich. Wäre anstatt des Glaubens der Zweifel positiv, so wäre kein Schreck. Und wäre der Geist einmal ruhig, so wäre die Idee von Gott so einleuchtend, daß da völlige Beruhigung sein würde. — Eine arme Seele schrecken, die auf dem Abgrunde steht, ist eine wahre Missethat. Wer allen Nonsens des Mönchsglaubens aufdecken könnte, wäre der größte Wohlthäter der Menschheit. Die Theologie, nicht die wahre Religion, hat dem ganzen Moralsysteme eine falsche Richtung gegeben. So lange wir aus Gründen handeln, die der Moral fremd sind, so lange wird die Wissenschaft der Moral unentwickelt bleiben. Was wäre aus der Physik geworden, wenn wir sie mit dem Willen Gottes hätten erklären wollen?“

Bonstetten's Befinden war übrigens in diesen beiden Jahren, sein letztes Lebensjahr 1830 miteingeschlossen, so vortrefflich, daß er mit aller Frische und Munterkeit den Gang der Ereignisse verfolgte und seine Correspondenz, besonders mit Zschokke, fortsetzte, da der Briefwechsel mit Matthisson 1827 und derjenige mit Friederike Brun 1828 aufhörte. So meldet Bonstetten am 1. April 1830 dem Freunde: „Neulich hat Villèle dem König begreiflich gemacht, daß er seine Krone auf's Spiel setze. Polignac aber glaubt, der Himmel selbst stehe ihm bei und begreift

nichts Irdisches. Frankreich ist nun einmal eine demokratische Monarchie und wird es bleiben; die aristokratischen Elemente fehlen." Dann berichtet er Zschokke wieder folgenden Zug, den er von einem französischen Grafen hörte, welcher lange in Spanien gelebt hatte: „Als letzlich der König von Spanien mit der Königin in Barcelona war, wollte die Königin die Messe hören, aber nicht in der Kapelle ihres Palastes, sondern in der Kirche ihres Sprengels. Man mußte nun eine Galerie in gerader Linie bauen, damit die Königin frei durchgehen konnte und diese Galerie lief auch wirklich in gerader Linie durch alle Häuser, die zu diesen Zwecke durchgebohrt wurden. Das will der Graf mit eigenen Augen gesehen haben. Das heißt einmal regieren!"

Ueber Fellenberg, der im September 1830 von Zschokke in Hofwyl besucht wurde, wird dagegen an Bonstetten berichtet: „Fellenberg ist ein seltener Mann von erhabenem Charakter, den die gemeinen Leute der höhern Stände verkennen. Die berner Regierung scheint so wenig seine Freundin zu sein, als sie vor Zeiten Freundin der Haller und Bonstetten sein mochte. Die Aristokratie kann nur in der Mittelmäßigkeit der Köpfe Beruhigung finden: was hervorragt, droht ihr Vernichtung."

Mit welchem Enthusiasmus Bonstetten die von ihm längst erwartete Volkserhebung in Frankreich begrüßte, haben wir schon oben gesehen. Der gleiche Jubel weht aus den begeisterten Worten Zschokke's, der sich außerdem eine Pflicht daraus machte, dem im äußersten Winkel der

französischen Schweiz wohnenden Freunde sorgfältige und ausführliche Berichte über den Fortgang der Bewegung in den Bonstetten ferner liegenden deutschen Kantonen zu senden, wogegen Bonstetten ihm Mittheilungen aus der westlichen Schweiz zusandte, unter denen wir der folgenden skeptischen Betrachtung über die Verfassungsbestrebungen im Kanton Bern begegnen: „In Bern ist, nach meinem Sinne, keine Verbesserung leicht möglich. Wie können die kleinen Städte die Patricier, mit den Landleuten vereint, zu Verbesserungen zwingen? Die Bauern sind ärgere Aristokraten als die Patricier, weil sie nichts als den engsten Egoismus kennen.“ Das Schicksal des Verfassungsflickwerks, welches die Burgdorfer-Partei zu Stande brachte, gab Bonstetten nur zu sehr Recht und erst den genialen Stürmern von 1846 war es vorbehalten, die Bauern von den Patriciern zu trennen und sie — freilich auf dem einzig möglichen Wege der Lockung durch materielle Erleichterung, auf die demokratische Seite hinüberzuziehen.

Da es nicht in unserer Aufgabe liegen kann, die Bewegung von 1830, wie sie in den Berichten der Freunde niedergelegt ist, in ihrem Detail zu verfolgen, bemerken wir nur, daß noch in dem letzten Briefe, den Zschokke am 3. Januar 1832 dem Freunde zusandte, die politischen Mittheilungen und Reflexionen den Haupttheil desselben bilden und daß er Bonstetten aufforderte, ein Wort über die Reform der Bundesverfassung zu schreiben, von der damals in der Schweiz nach Zschokke's Aussage am meisten gesprochen wurde. „Dies wäre eine Aufgabe für Ihren

schöpferischen Geist. Darüber möchte ich Sie hören; darüber würden tausend Eidsgenossen Bonstetten's Urtheil höreñ wollen." Die Zeit war aber gekommen, in welcher Zschokke nur noch eine Nachricht von dem Freunde vernehmen sollte, die bitterste von Allen.

Das Jahr 1831 begann für Bonstetten in einer Weise, die ihn zu den besten Hoffnungen berechtigen durfte und selbst in diesem letzten Jahre warf weibliche Anmuth ihm noch ihre schönsten, duftigsten Rosen in das scheidende Leben. Für Bonstetten war der Umgang mit feinsinnigen Frauen eigentliches Bedürfniß, dessen segensvolle Wirkung er nicht nur an sich selbst im vollsten Maße erfuhr, sondern sich auch zu klarem Bewußtsein brachte. So sagt er noch 1827 [302]): „Der wenige Umgang zwischen beiden Geschlechtern hemmt die Heiterkeit des Geistes, diese Erzeugerin freier Gedanken; der Denker wird steif, intolerant, bald bleibt er schneckenartig in seinen Meinungen eingemauert; das Leben bleibt, wie die Sandwüsten Arabiens, blumenlos. Die freie Gedankenverbindung fängt beim Herzen an. Wo das Herz nicht frei schlägt, bleiben die Gedanken verschlossen. Wahre Freude ist die ächte Spenderin der Gedanken. Das viele Zusammenhorden der Männer in Zunft und Club versteinert die Gedanken zu Vorurtheilen. Alles igelartig! — Freier Umgang mit dem andern Geschlecht ist Seelenbedürfniß so gut, wie Bedürfniß der Sinnlichkeit. Die Barbarei des Orients hat ihren wahren Grund in der Trennung beider Geschlechter. Ich weiß mehr wie kein Schweizer, welche Laster aus dieser

Trennung entstehen. Es ist da mit der Sittenfreiheit, wie mit der Preßfreiheit. Man strafe das Böse, aber verbiete das Eisen nicht, weil es Meuchelmörder gibt. Wenn jedes Messer beim Entstehen seinen Censor hätte, was würde aus dem Schmiedehandwerk werden?" Auch den großen bildenden Einfluß edler Frauen auf die Schönheit der Ausdrucksweise bezeichnet Bonstetten hier mit den Worten: „Nichts bildet den Styl, wie die Gesellschaft gebildeter Weiber." Noch im März 1828, also im 84. Altersjahre bekennt Bonstetten der dänischen Freundin[303]): Der Umgang mit liebenswürdigen Frauen ist meine Freude. Dieses Freundschaftsgefühl eines alten Mannes für junge Frauen ist ein ganz besonderes Gefühl. Die Erinnerung an die Liebe gibt dem reinen Freundschaftsgefühle einen Frühlingsduft, der wie Violen sanft betäubt; nur muß der alte Mann nicht galant thun, um nicht an seine Jahre zu erinnern. Bisweilen ist mein Gefühl so warm, daß ich mich in Acht nehme, weil ein zu heller Augenblick dem übrigen Leben alle Farbe nimmt. Man sagt mir, man liebe mich; allein ich gebe dem Worte Liebe, was es nun ist, seine wahre Bedeutung. Dabei habe ich alles, was ich wünsche: Seelenharmonie, das edelste aller Gefühle! Zwischen Mann und Weib sind ganz eigene Seelenverhältnisse, die eigene Gefühle bilden. Ungebildete Menschen gelangen nie an diese Seligkeiten; wer nichts zu geben hat, hat auch nichts zu empfangen. Ich berichte Dir alle diese Erscheinungen, damit auch Du an Deine sechszig, siebenzig und achtzig Jahre glaubst, wo Du allerliebstes

Mütterchen im Geiste noch an der Sonne tanzen wirst, wie meine lieben Frühlingsmücken.“ Nirgends bezeichnet er aber dies Verhältniß, wie es in seinen Greisenjahren sich gestaltete, treffender, als in dem unvergleichlich schönen Bilde[304]: „Mein Alter ist der Grindelwald (er hätte besser „Rosenlaui“ gesagt) des Menschenlebens, wo noch herrliche Blumen neben dem Gletscher duften, wenn man es versteht, sie zu bemerken.“ Dieser Gedanke ist Jean Paul's würdig.

Wir haben schon wiederholt Gelegenheit gehabt zu sehen, wie Bonstetten von den Frauen um seiner geistvollen anregenden Conversation gesucht, ja eigentlich von ihnen bestürmt wurde. Die Hauptstelle nach dieser Seite nahmen in seinen letzten Lebensjahren drei edle Frauen ein, die uns schon bekannte Friederike Brun, die hochgebildete Gräfin Anastasia de Circourt, welche Bonstetten wegen ihres reichen Geistes gern mit der Frau von Stael verglich, während Zschokke sie dem Ideal derselben, der Corinna, „dieser flammenden Seele in Engelshülle“, ähnlicher fand, und Fräulein Sylvestre, die „dolce Speranza“ Bonstetten's, welche in seinem Hause wohnte und ihn mit kindlicher Liebe und Sorgfalt pflegte.

Bonstetten's Gesundheit war bis in seine spätesten Lebensjahre eine fast ungestört treffliche geblieben und bildete so die reale Grundlage seiner ungestörten Geistesfrische. „Ich betrachte mich als ein ganz erinnerungsloses Ding,“ schrieb er einst an Matthisson[305], „nur in der Zukunft lebend. Ich muß immer vorwärts blicken. Mein Geist

hat keine Drehmuskeln, um rückwärts zu schauen. Nichts ist grundloser und unwahrer, als Alles, was man vom Alter schwatzt. Ich empfinde in meinem siebzigsten Jahre auch nicht die leiseste Sehnsucht nach meiner Jugend. Diese Sehnsucht ist nichts anderes als das Stillestehen des Geistes, der, weil er an nichts denkt, nur noch den Wiederschein der Vergangenheit sieht und in seiner dunkeln Nacht nur in diesem Zwielicht lebt. Ich habe mich aber immer zu beschäftigen, so daß mein Jugendkopf mir wüst und leer scheint gegen meinen alten Schädel.“ An Fr. Brun schrieb Bonstetten 1821: „Meine Gesundheit ist wirklich ein Wunder in meinen eigenen Augen; ich bin nicht nur vollkommen gesund, sondern ich fühle bisweilen ein Wohlsein in meinem ganzen Wesen, so daß ich nur an Muthwillen denken kann.“ Im gleichen Jahre bestieg der bald Achtzigjährige noch zum Theil zu Fuß den Salève. Mit eben so fröhlichen Berichten begleitet der Greis die Anzeige des Antritts seiner Achtzigerjahre; nur im Jahre 1826 trat eine kurze Krisis ein, in der er sich „auf einmal schwach und hinfällig“ fühlte, was aber nur zwei Monate dauerte, nach deren Verlauf Bonstetten sich wieder frischer und fröhlicher fühlte als je. Eine andauernde Abnahme seiner Körperkräfte fühlte Bonstetten zuerst Mitte Juli 1828, im gleichen Maße aber auch eine Zunahme seiner Seelenkräfte. Bedenklicher wurde eine Krankheit, die im Spätjahr 1831 ihn drei Monate lang an das Bett fesselte. Bonstetten hatte sich zwar davon wieder erholt, und schickte dem Freunde Zschokke am 30. December seinen

Neujahrsgruß, durch den aber schon folgende Todesahnungen zittern:

„Da bin ich lebend und schreibe Ihnen. Meine Augen sind noch da, doch dunkel.

„Welche Liebe und Achtung mir alle — ich möchte sagen — Nationen hier erweisen! Das that wohl. Ich war munter, hustete, litt oft; waren die Augen geschlossen, so sah ich eine Welt in mir; Bilder, Gedanken, Aussichten in das Ewige und Unewige. — Die Krankheit war ferne, ganz außer dem Empfindungskreis; nur Husten, Schwäche, selten Schlaflosigkeit rc. Süße Bilder und Gedanken umschwärmten mich.“ Wenige Tage darauf fügte er noch folgendes Abschiedswort bei:

„Mittwoch. Leben Sie wohl, lieber Zschokke. Es ist viel, dies geschrieben zu haben. Meine Augen sehen heut besser. Ich bin munter; wir Alle segeln auf dem großen Ocean der Schöpfung; uns leitet ein Gott! Kummer hin, Kummer her, Alles vergebens!

Sagen Sie mir ein Wort über Bern.

Adio! Adio K. v. B.

P. S. Die Favre kann nicht genug Ihre Frau rühmen, Sie lieber, lieber Zschokke.“

Die heiße Innigkeit dieser Worte zeigt ganz deutlich, wie wenig Bonstetten an seine Wiedergenesung glaubte und deßhalb noch einmal seine ganze Kraft zusammennahm, um dem geliebten Freunde Lebewohl zu sagen. Es mögen dies zugleich die letzten Worte sein, die Bonstetten schrieb.

Zschokke war jedoch weit davon entfernt, aus diesen rührenden Zeilen das Schicksal des Freundes herauszuahnen. Vielmehr glaubte er fest, daß dieser Sturm wie frühere vorübergehen und Bonstetten dem Leben und der Liebe wieder geschenkt werde. Er schrieb ihm deßhalb umgehend:

„Sie waren krank! Gottlob daß Sie hergestellt sind und Gottlob, daß ich's erst jetzt und von Ihnen selbst erfahre. Der Gedanke an Sie, der doch täglich in mir lebt, hätte mich täglich mit tödtlicher Unruhe gequält. Doch, wie ich nun sehe, war es wohl nur ein böses Geschenk der Jahreszeit, was Sie in's Zimmer und in's Bett bannte; ein starkes Flußfieber. Hüten Sie sich, besonders als Reconvalescent, äußerst sorgfältig. Verlassen Sie das Zimmer nicht; der Winter ist ja schon zur Hälfte vorüber. In acht Wochen schon bringt uns der März die ersten Blumen der Wiese und die ersten Lieder des Buchfinken."

Wie wenig Zschokke das Eintreten einer ernsten Krisis bei dem Freunde befürchtete, geht ferner aus folgenden Bemerkungen über Bern, anknüpfend an den von Bonstetten geäußerten Wunsch, hervor: „Der Mehrtheil des Berner-Patriciats versteht nicht das Jahrhundert, in welchem es lebt. Gewohnheit und Erziehung haben es mit Vorurtheilen und Ansichten einer Zeit, die nicht mehr da ist, durchdrungen und übersättigt. Es hat wahrlich sein eigenes Volk nicht mehr gekannt und seine Propheten verachtet. Es hatte den großen Haller, hatte Bonstetten und Fellenberg von Hofwyl — und setzte sie alle auf die Seite. Todte

Regierungsmechanik galt höher, als Alles, was der Geist gibt oder fordert.

„Sie wollen noch über Bern schreiben? Nein, thun Sie es nicht. Mögen die Todten ihre Todten begraben!"

Die Worte Zschokke's trafen einen Sterbenden. Aus einem Briefe Speranza's an Zschokke [306]) vernehmen wir, daß Zschokke's Schreiben Bonstetten noch innige Freude machte. Fräulein Sylvestre mußte ihn mehrmals vorlesen und lebendig beschäftigte ihn der Gedanke, seinen Briefwechsel mit Zschokke erhalten zu sehen. Ein trügerischer Schein von Genesung erfüllte zugleich die Herzen seiner herbeigeeilten Kinder und Speranza's mit hoher Freude und auch Bonstetten war glücklich, seine Lieben um sich versammelt zu sehen, und, getragen von ihrer sorgfältigsten Pflege, dem Leben wieder sich zu nähern.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Januar, nachdem ein Freund ihm die „Fantômes" von Victor Hugo und den „Golf von Bajä" von Lamartine vorgelesen hatte, über welche er noch die feinsten Bemerkungen machte, überfiel ihn nach mehrstündigem ruhigem Schlafe ein heftiger Schlaganfall. Seine treue Marianne fand ihn auf dem Boden liegen, blaß und mit erstarrten Händen. Er konnte nicht mehr sprechen und dieser Anfall war der Beginn einer Hirnlähmung, der ihn der Sprache vollständig beraubte, ohne seine übrigen Geisteskräfte zu stören. Noch immer konnten seine Freunde die Hoffnung nicht aufgeben, daß Bonstetten nach einigen Tagen oder doch nach einigen Wochen die Sprache wieder erhalte. Er sah, hörte, ver-

glich, beurtheilte Alles, doch konnte er sich über nichts aussprechen. Eine wichtige Veränderung war jedoch mit ihm eingetreten. Während Bonstetten in den früheren, kurzen Krankheitsanfällen immer von freudiger Hoffnung einer baldigen Genesung erfüllt war, linderte jetzt keine liebliche Täuschung seine körperlichen Leiden und geistigen Qualen. Wenn man ihm von Hoffnung redete, so zeigte er gegen den Himmel; wenn man ihm zusprach, Arzneimittel zu brauchen, so zeichnete er die Umrisse einer Grabesstätte; wenn die Todeskämpfe auf Augenblicke ruhten, die seine gute Constitution und seine Kräfte erzeugten und welche erst durch die Krankheit verzehrt werden mußte, ehe er ihre Beute werden konnte, so hob er wieder die Hände zum Himmel empor, als ob er ihn um Erlösung von seinen Leiden anriefe. Sprach man ihm von Genesung, so flog ein wehmüthiges Lächeln über seine edeln, feinen Züge und er wies auf seine Brust, die bald nicht mehr athmen sollte.

Zu der Lähmung trat noch die Gicht in Händen und Füßen, die Brustwassersucht machte rasche Fortschritte und eine Angina erhöhte durch schmerzhaftes Ersticken seine Leiden, denen er am 3. Februar erlag. Bonstetten's Leichnam wurde nach Valeyres gebracht und neben demjenigen seiner Frau zur Ruhe gelegt, in dem gleichen Valeyres, an das sich so schöne Jugenderinnerungen knüpften, das er so sehr liebte und wo seine Kinder einen Theil des Jahres hindurch regelmäßig sich aufhielten.

Als heiliges Andenken bewahrte Zschokke eine kleine Büste Bonstetten's, welche die Gräfin de Circourt ihm aus

Florenz zusandte, mit einem Briefe, der so recht den tiefen Schmerz beurkundet, den der Verlust Bonstetten's seinen Freunden bereitete.

Mit Bonstetten starb ein Mann, der das geistige Erbe des 18. Jahrhunderts, bereichert durch die Erfahrungen des 19. in dasselbe hinüber brachte und in dem der große politische Läuterungsproceß der Revolution als an einem der reinsten Typen dieser merkwürdigen Entwicklung sich vollzog. Ein Sprosse der stolzen bernischen Aristokratie, gerüstet mit den Geisteswaffen der jungen Wissenschaft, gerieth er durch den Widerspruch seiner äußern Stellung mit seiner geistigen Bildung in peinliche Conflicte, bis er, losgelöst von äußern Hemmnissen, die Freiheitsgedanken unserer Zeit so energisch in sich durcharbeitete, daß er eben so sehr als ein Vorkämpfer unserer neuesten und höchsten politischen Errungenschaften erscheint, wie die alte Zeit in ihm einen ihrer interessantesten Repräsentanten besitzt. Gewiß hat kein Mann des 18. und 19. Jahrhunderts die charakteristischen Merkmale dieser beiden innerlich und äußerlich so sehr verschiedenen Zeiträume in so reicher prägnanter Weise vereinigt und sie in so liebenswürdiger und feiner Weise geoffenbart, wie Bonstetten.

Doch noch höher als sein politischer Scharfsinn und Freisinn steht uns sein durch und durch humanes, geistig freies Wesen, seine unzerstörbare, alle Wandlungen des Lebens überdauernde Herzensgüte. Doch, lassen wir hierüber Jene reden, die das heiligste Recht dazu hat, seine Herzensfreundin, die schöne und geistvolle Anastasia

de Circourt. Sie sagt in dem schon erwähnten Briefe an Zschokke:

„Niemand ersetzt den Freund wieder, den wir Beide verloren. Die Erinnerung an ihn muß nun die noch näher zusammenführen, die er geliebt hatte. Schreiben Sie mir doch ein kleines Wort des Trostes. Bonstetten bleibt eines der schönsten Andenken meines jungen Lebens. Die Ungleichheit des Alters mischte in den Austausch aller unserer Gefühle und Ideen etwas Heiliges. Wie habe ich diesen Mann geliebt! Jeder meiner Gedanken an ihn wird zu einer Thräne um ihn."

So endete Bonstettens Leben, dessen erste Hälfte ein bewegtes Drama war, wie ein friedliches Idyll, ein Idyll aber belebt von edeln hochsinnigen geistvollen Menschen und mit einen großen historischen Hintergrunde.

Anhang.

1) Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn; Zürich, Basel, Schaffhausen.

2) Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Glarus, Appenzell.

3) Stalder, Fragmente über Entlebuch. 2 Theile. Zürich 1798.

4) Der wesentliche Unterschied zwischen den Aristokratien unter sich, den wir mit den angegebenen Worten „Familien- und Städte-aristokratien" genau zu bezeichnen versuchen, ist zwar von den modernen Staatsrechtslehrern der Schweiz verwischt worden; um so lebhafter tritt er aber bei den Alten hervor. Sagt doch Simmler in der Einleitung zur zweiten Ausgabe seines Buches: „Darnach im anderen Theil diß Buchs wirt gehandlet von den Regimenten der orten insonderheit und erstlich von den Stätten, die inn Zünfft unnd Gesellschafften deß Adels, der Kauffleuten und Handwercksleuten abgetheilet sind, aus welichen in gewisser anzahl jhre Räth gesetzt werden, als Zürych, Basel, Schaffhausen. Für's ander von denen Stätten die keine Zünfft haben unnd jre Räth mit freyer wahl erkosen, als Bern, Luzern, Freyburg unnd Solothurn. Zum dritten von den Ländern die keine Stätt haben, sonder der höchst unnd oberest gewalt an der gantzen Landtsgemeind steht." Siehe: Regiment Gemeiner loblicher Eydtgnoschaft: Beschrieben unnd in zwey Bücher gestellt durch Josiam Simmler von Zürych. Mit schönen Figuren gezieret. Zürich 1610.

5) Ebel, Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz. Leipzig 1798, 1. Theil, S. 277.

6) Erneuertes Regimentsbuch. Bern 1775.

7) v. Tillier, Geschichte des eidgenössischen Freistaates Bern. 6. Bd. Bern 1839. (S. 327 f.)

8) Henri Monod, Mémoires. Bd. I. Paris 1805.

9) Carl Ludwig v. Haller, Geschichte der kirchlichen Revolution oder protestantischen Reformation des Kantons Bern. Luzern 1836.

10) Siehe hierüber: Fetscherin, Eröffnungsrede an der Versammlung der helvetischen Gesellschaft zu Langenthal im Jahre 1843. Aarau. S. 79 ff. Die Rede ist von historischem Werthe wegen der darin enthaltenen, aus amtlichen Quellen geschöpften, wenn auch vorwiegend polemisch gehaltenen Schilderung des bernischen Patriciats.

11) Bern wie es war, ist und sein wird. 1798.

12) Müslin, a. a. O. S. 32 ff.

13) Siehe sämmtliche Regimentsbücher.

14) Obgleich über die höchst interessante Erscheinung der helvetischen Gesellschaft ein Reichthum von Quellen in Monographien, Biographien, Reisebeschreibungen ꝛc. ꝛc. vorliegt, ist sie von den schweizerischen Geschichtschreibern bisher nur sehr flüchtig behandelt worden. Die Hauptquelle bilden die von 1763 bis 1797 fortgesetzt herausgegebenen „Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach“ (später in Olten).

15) Im Schweizerischen Museum von 1784 (Bd. I, II u. III) werden bei Anlaß einer Biographie Bodmer's die Anfänge literarischer Regungen in der Schweiz im vorigen Jahrhundert ausführlich erzählt. Viel Neues bringt auch Mörikofer. S. unten.

16) Patriotische Träume eines Eydgnossen, von einem Mittel, die veraltete Eydgnoßschaft wieder zu verjüngeren. Freystadt bei Wilhelm Tell's Erben. 1758.

17) Verhandlungen der helv. Gesellschaft vom J. 1765.

18) Verhandlungen von 1763. S. 5 f.

19) Verhandlungen von 1792 und 1795.

20) „ „ 1793 und speciell abgedruckt in Rengger's kleinen Schriften, herausgegeben von Kortüm. Bern 1838.

21) Zuerst herausgekommen 1767.

22) Schweizerlieder. 1. Ausgabe. S. 157 f.

23) Im 18. Jahrhundert besaß die Stadt Bern nur noch 6 Geschlechter von alten historischem Adel. Sie sind im 1. Abschnitte aufgezählt.

24) Aimé Steinlen. Charles Victor de Bonstetten. Etude biographique et litéraire. Lausanne, G. Bridel, 1860.

24b) Prometheus, herausg. von Zschokke. Bd. II. S. 62.

25) In den von Bonstetten selbst verfaßten Jugenderinnerungen, zuerst als Anhang seines Briefwechsels mit Matthisson (Zürich 1827) herausgegeben.

26) Erinnerungen, a. a. O. S. 242 f.

27) Erinnerungen, a. a. O. S. 251.

28) Erinnerungen, a. a. O. S. 256 f.

29) In seiner höchst interessanten Schrift: Voltaire et les Genèvois. Genf und Paris 1856.

30) Steinlen, a. a. O. S. 20.

31) Erinnerungen, a. a. O. S. 260.

32) Siehe: Michelet, Geschichte der neuern Philosophie. Bd. I, 29.

33) Gaberel, a. a. O. S. 121.

34) Steinlen, a. a. O. S. 334.

35) Ausführlich ist der ganze Streit behandelt im 3. Bande von Thourel's histoire de Genève und in Gaberel's Schrift Rousseau et les Genèvois.

36) Gaberel, a. a. O. S. 110.

37) a. a. O. S. 29 ff.

38) Brief Bonstettens vom 29. März; bei Steinlen S. 39.

39) Steinlen, a. a. O. S. 44.

40) Wolf, Biographien zur Kulturgeschichte der Schweiz. Bd. I. S. 331 f.

41) Revue Suisse. 1858. S. 496.

42) Steinlen, a. a. O. S. 58 ff.

43) Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. S. 270.

44) Steinlen, a. a. O. S. 77 ff.

45) Steinlen, a. a. O. S. 80.

46) Versuch schweizerischer Gedichten. Bern 1732. (Erste Ausgabe.)

46 b) Von Professor Lerber citirt Sigmund Wagner in seinem nicht veröffentlichten Werke, „Bern's goldenes Zeitalter", die folgende hübsche Anekdote. Voltaire hatte seine Tragödie, „der Tod Cäsars", dem Großen Rathe von Bern dedicirt. Die Regierung, welche hinter dieser Dedication eine Bosheit witterte, befand sich in großer Verlegenheit. Man fand endlich den Ausweg, die Sache als einen Scherz zu behandeln und beauftragte Lerber eine Antwort an Voltaire abzufassen. Lerber kam der Weisung nach uud sandte eine poetische Epistel an Voltaire ab, die mit folgenden Versen schloß:

Voltaire, voici nos scrupules:
Soit sagesse, soit vanité,
Notre public s'est entêté
De croire, que les ridicules
Sont pires que l'obscurité,
Et quand au temple du mémoire
Comme vous paraissez le croire
On voudrait bien nous recevoir,
Nous n'aurious pas trop bonne mine,
Si nous venions là nous asseoir,
Avec nos habits de drap noir,
Près de vos fourrés d'hermine.
C'est pour Fréderic, pour Louis
Qu' Apollon vous prête sa lyre;
Mais pour des gens de mon pays
Stumpf*), croyez-moi, doit nous suffire.

*) Ein bekannter Chronist aus dem 16. Jahrhundert.

47) Fetscherin, a. a. O. S. 128.

48) Vennermanual von 1750.

49) Biographie J. v. Müller's, Bd. 29, S. 9 der kleinen Ausgabe von 1834.

50 a) Genügende Andeutungen über die aufopferungsfähige Freundschaft Bonstettens für J. v. Müller geben sowohl die Correspondenz zwischen beiden als Steinlen.

50 b) Zschokke, Prometheus. I, 100.

51) Vor der Erneuerung des Großen Rathes i. J. 1775 befanden sich nur (!) drei Bonstetten in dieser Behörde. Siehe: Regimentsbuch von 1774.

52) Erinnerungen, a. a. O. S. 226 ff.

53) Erinnerungen, a. a. O. S. 229 f.

54) Steinlen, a. a. O. S. 125 ff.

55) Erinnerungen, a. a. O. S. 227 f.

56) Schriften von C. V. v. Bonstetten. Zürich 1824.

57) J. v. Müller's Werke. Bd. 35. S. 92 ff.

57 b) a. a. O. XXXV, 89.

58) Schriften von C. V. v. B. S. 157 f.

59) Unter dem gleichen Titel, Bern 1793.

60) Schweizerisches Museum. 1787. S. 600 ff.

61) a. a. O. S. 93.

62) a. a. O. S. 116.

63) a. a. O. S. 110.

64) Schw. Museum. 1785. April- und Maiheft.

65) Fetscherin-Rede, a. a. O. S. 123 ff.

66) Monod, Mémoires. S. 60.

67) Schweizerisches Museum. Jahrg. 1785. S. 909.

68) a. a. O. 921.

69) J. v. Müller's Werke. Bd. 29. S. 17 f.

70) Essai sur la Constitution du Pays de Vaud. Paris 1796.

71) Lettres de Jean Jacques Cart à Bernard de Muralt. Paris 1793 und: De la Suisse avant la Révolution. Lausanne 1802.

72) Monnard, Geschichte der Eidgenossen während des 18. und der ersten Decennien des 19. Jahrhunderts. Zürich 1848. 1. Bd. S. 587.

73) Lettres à Muralt. S. 51.

74) Cart, a. a. O. 296.

75) De Seigneux, Système abrégé de jurisprudence etc. Lausanne 1756.

76) Rathsmanual Nr. 139. Beschluß vom 24. März 1733.

77) Der Beschluß wurde am 30. Juni 1741 gefaßt. Rathsmanual 171.

78) Pfarrer Martin wurde unschuldig befunden und später mit einer Geldsumme entschädigt. Die Gewaltthat war jedoch geschehen.

79) Cart, a. a. O. 114.

80) Die Schweizerregimenter in Frankreich. 1789—1792. Episoden aus der Revolutionsgeschichte Frankreichs und der Schweiz. St. Gallen. 1858.

81) Cart, a. a. O. 270.

82) Cart, a. a. O. 267 ff.

83) Fetscherin, a. a. O. S. 80.

84) Rathsmanual N. 141.

85) Morell, Schweizerregimenter. S. 88.

86) Stettler, Staats- und Rechtsgeschichte des Kantons Bern. Bern und St. Gallen 1845.

87) Eine Predigt über das Glück guter Unterthanen unter einer sanften Regierung. Bern 1790.

88) Rathsmanual N. 190. Beschluß vom 27. Juni 1746.

89) Cart, a. a. O. S. 282.

90) a. a. O. S. 294.

91) Tillier, a. a. O. S. 338 f.

92) Monnard, a. a. O. S. 558. Monod, a. a. O. S. 36.

93) Cart, a. a. O. S. 304 f.

94) Rathsmanual N. 138.

95) Monod, a. a. O. S. 34 ff.

96) Mémoires, Bd. I. S. 30.

97) Gaberel, a. a. O. S. 8.

98) Gaberel, S. 8.

99) Monod, a. a. O. S. 39. 41.

100) Küttner, Briefe eines Sachsen aus der Schweiz, 3 Theile, Leipzig, 1785—1786, Bd. I, S. 294 ff.

101) Monod, a. a. O. S. 40 f.

102) Mémoires, S. 40 ff.

103) Siehe besonders Küttner a. a. O. II, 291 ff. III, 304 ff.

104) Monod, a. a. O. S. 23.

105) Monod, a. a. O. S. 43 ff.

106) Besonders interessant sind in dieser Hinsicht die in den Jahrgängen 1784 und 1785 des Schweizerischen Museums abgedruckten Reiseberichte eines dem patricischen Regimente durchaus ergebenen Verfassers.

107) Monod, a. a. O. S. 23.

108) Lettres sur la Suisse, traduits par Ramond. II, 146.

109) Gibbon hatte bekanntermaßen mehrere Jahre in Lausanne gelebt und eine genaue Kenntniß der politischen und socialen Zustände der Waadt erlangt. Die angeführte Stelle (abgedruckt in Monod's Memoiren I, 58) bildet den Schluß eines Schreibens, das Gibbon an einen Waadtländer schrieb und eine zermalmende Kritik der bernischen Verwaltung in der Waadt enthält.

110) Briefe an Johannes v. Müller, herausgegeben von Maurer-Constant. Schaffhausen 1840. Bd. V. S. 39 ff. Es muß hier bemerkt werden, daß Mülinen mit Bonstetten persönlich befreundet war.

111) Steinlen, a. a. O. S. 146.

112) Schriften von C. V. v. Bonstetten, herausgegeben von (dem wahrscheinlichen Corrector) F. v. Matthisson. Uns liegt die 2. Ausgabe (Zürich 1824) vor.

113) Jene Leser, die sich auch für Bonstetten's literarische Produkte lebhafter interessiren, machen wir auf das mehrerwähnte

Buch Steinlen's aufmerksam, das neben seinem biographischen Detail auch ausführliche Analysen der Schriften Bonstetten's enthält.

114) Akten des Geheimen Rathes von Bern. Bd. VIII.

115) Siehe oben S. 67 ff.

116) Steinlen, a. a. O. S. 156.

117) Bonstetten's Briefwechsel mit Friederike Brun; herausgegeben von Matthisson. Frankfurt a. M. 1829. Bd. I, S. 9.

118) Cart, a. a. O. S. 151.

119) Laharpe, Essai etc. Bd. II, S. 250. 252.

120) Laharpe, a. a. O. S. 250.

121) Briefwechsel mit F. Brun, I, 10 f.

122) Briefwechsel mit F. Brun, I, 10.

123) a. a. O. S. 11.

124) a. a. O. S. 28.

125) J. J. Hottinger, Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte. Zürich 1846. Hottinger bemerkt über diese Vorgänge: „Der gefährliche Verschwörer singt keine Schmachlieder (?) auf offener Gasse, treibt kein eitles Spiel mit Farben und Fahnen und prahlt nicht mit Toasten. Gegen so leere Demonstrationen zu Felde zu ziehen, scheint um so unkluger, als bei Vorgängen solcher Art die Volkssympathien, die Gemüthsrichtung zu Tage treten, diese aber für das Vaterland zu erobern wahre Staatsweisheit ist, unmöglich hingegen, mit Waffenmacht sie zu unterdrücken." a. a. O. S. 89.

126) Lied der deutschen Berner'schen Truppen im Welschland, 1791.

127) Kamp-Lied für die wackern Truppen des Hochlöblichen Kantons Bern bey ihren Aufenthalt im Pays-de-Vaud. Im September 1791.

128) Uebereinstimmende Berichte der Zeitgenossen. Siehe bes. Laharpe, Essai etc. Bd. II, S. 113 ff.

129) Laharpe, a. a. O. Bd. II, S. 63 ff.

130) Oder auch: Lauis, Luggarus, Mendris und Mayen-

thal, nach dem allgemein üblichen Gebrauche der deutschen Herren, die natürlichen Namen ihrer welschen Unterthanenorte in deutsche umzuwandeln. So steht in deutschen Akten der Regierung von Bern immer Neus statt Nyon, Vivis statt Vevay, Milden statt Moudon, Iferten statt Yverdon, Pätterlingen statt Payerne ꝛc.

131) C. V. v. Bonstetten. Neue Schriften. Kopenhagen 1800 (in vier Theilen), III, 39. 239 ff.

132) Neue Schriften, IV, S. 74 ff.

132b) Zschokke, Prometheus. II, 112.

133) a. a. O. Bd. IV. S. 75.

134) a. a. O. Bd. IV. S. 77.

135) a. a. O. Bd. IV. S. 77 ff.

136) a. a. O. Bd. III. S. 188 f.

137) Bonstetten's „Neue Schriften", besonders die beiden letzten Bände dieser Sammlung, in welchen B. die Zustände der italischen Vogteien schildert, sind entschieden das Bedeutendste und Interessanteste, was aus seiner Feder hervorgegangen. In den drei Jahren 1795, 1796 und 1797, da er als Mitglied des Syndikats in jenen Gegenden längere Zeit verweilte, durchstreifte er das Land nach allen Richtungen und beobachtete mit der größten Aufmerksamkeit die Volkszustände, die bei aller Verschiedenheit doch in der Gemeinsamkeit des Elends zusammentrafen. Wie scharf und fein B. beobachtete, wird man aus der Schilderung der Volkszustände ersehen, weßhalb die angeführten beiden Bände von viel größerm Werthe sind, als B.'s sämmtliche philosophische Versuche.

138) Bonstetten, a. a. O. III, 215.

139) Bonstetten, a. a. O. III, 279.

140) Bonstetten, a. a. O. IV, 48 ff.

141) Bonstetten, a. a. O. III, 238 f.

142) Bonstetten, a. a. O. III, 301 f.

143) Bonstetten, a. a. O. IV, 47. 86 f.

144) Bonstetten, a. a. O. III, 149 (siehe a. 147 ff., 153, 166, 223 f. 269 und an vielen andern Stellen).

145) Bonstetten, a. a. O. III, S. 140, 156, 167, 233, 279, 300. II, 167.

146) „Ich habe nichts auf der Welt, als meine arme Noth." Bonstetten, a. a. O. IV, S. 142.

147) Bonstetten, a. a. O. III, 134, 136, 159 f., 171 f.

148) Bonstetten, a. a. O. IV, S. 83 f.

149) Dies Spiel besteht darin, daß die beiden Spieler gleichzeitig eine Anzahl Finger ausstrecken. Wer im gleichen Momente mit dem Ausstrecken der Finger die Zahl derselben angeben, resp. mit aller Lungenanstrengung herausschreien kann, hat gewonnen. Dies Spiel soll schon den Alten bekannt gewesen sein.

150) Bonstetten, a. a. O. III, 188 ff.

151) Bonstetten, a. a. O. III, 291 ff.

152) Bonstetten, a. a. O. III, 60.

153) Wo Bonstetten damals, vor der Franzosenherrschaft in der Schweiz fliehend, bei Friederike Brun sich aufhielt und seine kleinen Schriften herausgab, in denen auch seine Schilderungen der italisch-schweizerischen Zustände erschienen. Siehe oben Anmerkung 131.

154) Bonstetten, a. a. O. IV, 64 ff.

155) Bonstetten, a. a. O. III, 102, 152. IV, 178, 195.

156) Bonstetten, a. a. O. III, 111 ff.

157) Bonstetten, a. a. O. III, 117 ff.

158) Leu, Allgemeines Helvetisches, Eydgenössisches oder Schweitzerisches Lexikon. Bd. XVII, S. 145 ff.

159) Leu, Schweizerisches Lexikon, XII, 361.

160) Leu, a. a. O. XII, 360 f.

161) Monnard, a. a. O.

162) Abscheid gehaltener Jahrrechnung zu Luggarus. 1789. §. 8. Bei Monnard, a. a. O. S. 683, s. a. Prometheus II, 112.

163 a) Revue Encycl. N. 107, bei Monnard abgedruckt wie die folgende Notiz.

163 b) Zschokke, Prometheus II, 112 ff.

164) Bonstetten, a. a. O. III, 231.

165) Bonstetten, a. a. O. III, 199. 103. IV, 82 f.

166) Bonstetten, a. a. O. III, 203 ff.

167) „Ihr würdet verdienen, daß der Kaiser aus Mitleid mit diesem unglückseligen Lande dasselbe an sich zöge." Briefwechsel mit Matthisson. S. 4 f.

168) Briefwechsel mit Matthisson, S. 10.

169) Briefwechsel mit F. Brun I, 21.

170) Briefwechsel mit F. Brun I, 25.

171) Schriften, 2. Auflage, 408 ff.

172) Briefwechsel mit F. Brun I, 35.

173) a. a. O. I, 37.

174) Des intérêts de la République Française, considérés relativement aux Oligarchies Helvetiques, et à l'établissement d'une République indépendante dans la Suisse française. Paris, L'an VI de Rep. (1797). Die sehr selten gewordene Schrift trägt das Motto: Un peuple ne peut pas être sujet d'un autre peuple sans violer les principes du droit public et naturel. (Art. IV. du décret du 29. Vendémiaire an VI, qui incorpore la Valteline et Chiavenna à la république Cisalpine.)

175) Biographie Ebel's, Verhdlg. d. gemeinnütz. Gesellsch. 1835.

176) Akten des Geheimen Rathes von Bern. Eine überaus reichhaltige und so gut als unbenützte Geschichtsquelle. Siehe Bd. XXXVII.

177) Akten des Geheimen Rathes, a. a. O. Rechtfertigungsschrift Laharpe's nach dem Staatsstreich vom 7. Jan. 1800 abgedruckt im „Neuen republikanischen Blatt," von Escher und Usteri, S. 134; und Tillier, a. a. O. 543.

178) Schon am 26. November schrieb Laharpe an Ochs: „Dans quelques jours nous allons présenter au gouvernement français une pétition, tendant à solliciter ses bons offices, sa médiation et s'il le faut sa garantie, pour obtenir la restitution de nos droits politiques. Cette pétition sera signée de quelques individus, du nombre desquels je suis. On ma promis (also schon vor der Ueberreichung der Petition) que le tout

serait appuyé. Ainsi voilà le premier coup de massue porté au temple!" (Ochs, Geschichte von Basel, VIII, 242.) Die Petition der Waadtländer war natürlich eine abgekartete Sache, weßhalb Laharpe gar wohl gleichzeitig an Monod schreiben und ihn dabei ersuchen konnte, dem Landvogt Thormann in Morsee Kenntniß von folgenden u. a. Mittheilungen zu geben: „Si les Bernois ne se hâtent pas, de faire la revolution chez eux, on la fera sans eux: ils n'ont pas un moment à perdre, s'ils ne veulent pas être à tard. Akten d. Geh. R. a. a. O.

179a) Dafür sprechen die urkundlich belegten Aeußerungen Bonaparte's vor der Schweizerreise, seine Haltung während derselben, besonders in der Waadt und in Basel, sowie bei den Verhandlungen in Paris im December. Noch Ende Januar schrieb General Menard, welcher damals vor Brüne's Ankunft das französische Occupationscorps in der Waadt befehligte, an den noch in Paris weilenden Bonaparte: „Vous connaissez les instructions qui m'ont été données, pour proteger la revolution du pays de Vaud." Siehe die von M. v. Stürler, Staatsschreiber und Staatsarchivar von Bern herausgegebene, höchst interessante: Correspondance du Général Brune, commandant en chef l'armée de Suisse (Bd. XII des „Archiv für schweizerische Geschichte" S. 458).

179b) Zschokke, Prometheus II, 32.

180) Bonaparte hielt sich so flüchtig in Rastadt auf und begab sich so rasch nach Paris, wo zugleich Ochs eintraf und sofort die Invasionsunterhandlungen mit Bonaparte und Barras begannen, daß auch aus diesem Grunde die Reise nach Rastadt als ein bloßer Vorwand erscheint.

181) Bei Besichtigung des Denkmals der Schlacht von Murten sprach z. B. Bonaparte zu seinen Begleitern, unter denen sich einige von der Regierung von Bern abgeordnete Patricier befanden: „Man könnte diese ganze Gegend mit 2000 Mann besetzen." Archiv des historischen Vereins des Kantons Bern. Bd. III. S. 50 u. a.

182) d. h. eines schweizerischen, von der Republik der drei Bünde beherrschten Unterthanenlandes. Siehe Archiv d. H. V. d. K. B. a. a. O. S. 40, 45 und Akten d. G. R. a. a. O.

183) Akten d. G. R. a. a. O.

184) Archiv d. H. V. d. K. B. a. a. O. 56.

185) Helvetia, herausg. v. Balthasar. Bd. I, S. 641 ff.

186) Es waren dies Desportes in Genf, der mit den waadtländischen Unzufriedenen in lebhaftestem Verkehr stand, Mangourit (ehemaliger Criminalbeamter in Rennes, der, weil er eine junge Gefangene zu nothzüchtigen versucht hatte, in Untersuchung gezogen und verurtheilt worden war, zur Revolution aber wieder nach Reims zurückkam und im Unterwallis die Bevölkerung für den Umsturz der bestehenden Verhältnisse gewann), Comeyras in Graubünden und der in Revolution speciell reisende Mengaud, der sein Debut mit dem Ausweisungsbegehren des englischen Gesandten Wickham begonnen hatte.

187) Correspondenz mit Fried. Brun, Bd. I, S. 48 ff.

188) a. a. O. Bd. I, S. 50 f.

189) a. a. O. Bd. I, S. 51.

190) a. a. O. Bd. I, S. 53 ff.

191) Roveréa, Mémoires, Bd. I, S. 172.

192) Correspondenz mit Fr. Brun I, 54.

193) M. v. Stürler, Correspondenz Brüne's a. a. O. S. 230.

194) Corr. der bernischen Abgeordneten an den Geheimen Rath. Akten d. Geh. R. Bd. XXXVIII.

195) a. a. O. Bd. XXXVIII.

196) a. a. O. Bd. XXXVIII.

197) a. a. O. Bd. XXXVIII.

198) a. a. O. Bd. XXVIII.

199) a. a. O. Bd. XXVIII.

200) Correspondenz des Tagsatzungsabgeordneten Joh. Casp. Hirzel (zweiter Abgeordneter von Zürich, Rathsherr und Seckelmeister) mit seinem Sohne. Aktenband im Eidgenössischen Archiv.

201) Die Deputation bestand aus dem Stadtschreiber Neuhaus, der immer in erster Linie in diplomatischen Geschäften verwendet wurde, und den beiden Räthen Immer und Morell. Siehe: Akten d. Geh. R. von Bern. Bd. XXXVIII.

202) Corr. v. Hirzel und Akten d. Geh. R. Bd. XXXVIII.

203) Allgemein üblicher Ausdruck für die demokratischen Kantone.

204) Den gemeinen Charakter Mengaud's kennzeichnet es genügend, daß er bei seiner Ankunft in Bern in offenem Wagen von einer öffentlichen Dirne begleitet war.

205) Akten des Geh. R. Bd. XXXIX.

206) a. a. O. Bd. XXXIX.

207) Ueber die Zustände in Aarau, die Stimmung der dortigen Einwohner und das Verhältniß Mengaud's zu ihnen gibt interessante Aufschlüsse, die schon im Februar 1798 erschienene, von Pfarrer Fisch in Liestal im Namen der aargauischen Flüchtlinge in Baselland herausgegebene „Denkschrift über die letzten Begebenheiten in der Bernerischen Munizipalstadt Arau im Aergau." Basel 1798.

208) Roveréa, Mémoires, I, 130 ff.

209) Eidgenössische Nachrichten, Bern 1798, S. 37 (offizielles Blatt).

210) Corr. mit F. Brun I, 51.

211) Correspondenzheft von Hirzel auf dem Eidgenössischen Archiv in Bern.

212) Corr. mit F. Brun, I, 56 ff.

213) Correspondenzheft von Hirzel.

214) Corr. mit Fr. Brun, I, 64.

215) Akten d. Geh. R. Bd. XXXIX.

216) Bluntschli, Geschichte des Schweizerischen Bundesrechtes, S. 414 f.

217) Berner Archiv, Revolution, Aktenband VII.

218) a. a. O., Bd. VII.

219) Corr. mit F. Brun, I, 74.

220) Aktenband „Revolution", Bd. VII.

221) Diese überaus gedrängte, nur auf die wichtigsten Ereignisse sich beschränkende Darstellung der Heldenkämpfe vom 5. März ist wesentlich Tillier (Bd. V, S. 587 ff.), v. Rodts Geschichte des bernischen Kriegswesens Bd. III und den mehrerwähnten Urkundensammlungen des bernischen Archivs entnommen.

222) Corr. mit Fr. Brun, I, S. 76 ff.

223) Ein Edelmann aus dem Pays de Gex, Freund Bonstetten's und Bruder jenes Varicourt, welcher am 4. October 1790 neben dem Bette der Königin Marie Antoinette ermordet ward. Siehe auch: Lauterburg, Berner Taschenbuch 1858. S. 285—288.

224) Die im Schatzgewölbe gemachte Beute der Franzosen belief sich auf 6½ Million französischer Livers.

225) Zschokke, Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung. Bd. III. S. 146 ff.

226) Tillier, a. a. O. S. 598 f.

227) Mündliche Mittheilung des Herrn Staatsarchivar M. v. Stürler in Bern.

228) Eidgenössische Nachrichten N. XI (31. März).

229) a. a. O. N. XII.

230) Corr. mit Fr. Brun, Bd. I, S. 79 ff.

231) a. a. O. 55.

232) Die meisten dieser Arbeiten erschienen gesammelt in den mehrerwähnten Neuen Schriften: Kopenhagen, 1799—1801.

233) Helvetisches Tagblatt, Bd. V, 556. VI, 15.

234) Brief an Fr. Brun, I, 104.

235) a. a. O. I, 103 f.

236) a. a. O. I, 122 f.

237) Prometheus, herausg. v. Zschokke, II, 3 f.

238) Mörikofer, die schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861, S. 431 ff., 435.

239) Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.

240) Briefwechsel mit Fr. Brun, I, 110 ff.

241) Mörikofer, a. a. O. 446, 451.

242) Von Interesse ist die Notiz Bonstettens, daß der längere Besuch des Rigi durch Fremde in jener Zeit (Sommer 1803) anfing Mode zu werden. Bf. an Fr. Brun, I, 141.

243) Prometheus II, 4.

244) Bf. an Fr. Brun, I, 149 f.

245) Thourel, histoire de Genève, III, 529 f.

246a) a. a. O. 218 f.

246b) Oelenschläger, Briefe in die Heimath, 2 Bd. 1820.

247) Weitaus die meisten dieser Mittheilungen über das Freundschaftsverhältniß Bonstetten's und der Frau v. Stael, sowie der damit in Verbindung stehenden Nachrichten über Frau v. Stael und das Leben in Coppet sind der Correspondenz mit Fr. Brun entnommen.

248) Briefwechsel zwischen Bonstetten und Matthisson, S. 6. Bonstetten bemerkt hiebei dem Freunde: „Geht Europa unter, so haben meine Knaben eine schöne Herrschaft (!) in der neuen Welt. Willst Du dahin ziehen, so könntest Du im Winter zu Philadelphia, im Sommer am Wiskinning wohnen und hättest als mein Pächter Dein reichliches Auskommen.“ Der zarte Lyriker Matthisson als Pächter!

249) J. Schmidt, Gesch. der franz. Lit. I, 369 f.

250) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 149 f.

251) a. a. O. I, 213.

252) Prometheus II, 71.

253) Briefwechsel mit Matthisson, S. 59, 155.

254) Steinlen (a. a. O. 242 ff.) bringt große Auszüge aus diesen bisher ungedruckten Briefen.

255) Aus Müller's handschriftlichem Nachlaß, benützt von Mörikofer, a. a. O. S. 490.

256) Bf. vom 2. Jan. 1814 an Fr. Brun, II, 57.

257) „Ich vernahm gestern eine merkwürdige Thatsache. Als auf dem Congreß davon gesprochen wurde, Savoyen in den Schweizerbund aufzunehmen und mit Genf zu vereinigen, wußte man, daß die Genfer anfänglich diese Vereinigung nicht wünschten,

wegen der Obermacht, welche die Katholiken erlangt hätten. Da verpflichteten die Vornehmsten des Chablais sich schriftlich, die reformirte Confession anzunehmen, wenn die Vereinigung statt fände." Bf. v. Bonstetten an Zschokke vom 24. Sept. 1827. Prometheus, II, 144.

258) Bf. an Fr. Brun, II, 67.

259) Corr. mit Fr. Brun, I, 257.

260) Corr. mit Matthisson, 86.

261) Corr. mit Fr. Brun, II, 179.

262) Brief an Fr. v. Stael v. 27. August 1805. Bei Steinlen, S. 251.

263 a) A. v. Reumont, die Gräfin von Albany rc., II, 178.

263 b) Prometheus II, 154.

264) Briefwechsel mit Matthisson, 65.

265) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 345 f.

266) Dr. Johannes Scherr. Das Passionsspiel zu Wildisbuch, St. Gallen, 1860.

267) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 281 f.

268) Briefwechsel mit Matthisson, 163.

269) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 96.

270) Briefwechsel mit Matthisson, II, 55, 102.

271) Prometheus II, 237 f.

272) Briefwechsel mit Matthisson, 191 f. Der Brief ist vom 7. Decbr. 1824.

273) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 258.

274) Prometheus II, 17, 33.

275) a. a. O. II, 26.

276) Dr. Ludwig Snell's Leben und Wirken. Zürich 1858. S. 254 ff.

277) Prometheus II, 22, 41.

278) a. a. O. II, 265, 268 f. 291.

279) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 260.

280) Prometheus II, 297.

281) Eigene Worte Steinlens, S. 295.

282) Prometheus II, 22, 41.

283) Mittheilungen von Medwin.

284) Briefwechsel mit Matthisson, 29.

285) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 104 f.

286) Prometheus, S. 6.

287) a. a. O. S, 122.

288) Briefwechsel mit Matthisson, 40 f.

289) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 225.

290) Briefstellen aus den Jahren 1820 bis 1826.

291) Brief vom 25. Jan. 1828. Prometheus II, 182.

292) Briefwechsel mit Matthisson, 60 f.

293) Dem Rechtshistoriker, später französischer Gesandter in Rom; ermordet 1848.

294) Briefwechsel mit Matthisson, 108 ff.

295) Prometheus II, 30 f.

296) a. a. O. 46.

297) Die Flugschrift: Betrachtung einer großen Angelegenheit der Eidgenossenschaft.

298) Prometheus II, 49 f.

299) „Aus meinem Hauptquartier, dem Bette, 24. März 1827." Prometheus II, 116.

300) Prometheus II, 104, 117 ff.

301) a. a. O. II, 184 ff.

302) a. a. O. II, 106.

303) Briefwechsel mit Fr. Brun, II, 340 f.

304) Prometheus II, 236.

305) Briefwechsel mit Matthisson, 31 f.

306) Prometheus II, 325 ff.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Fre